

**Deutscher
Reporterpreis
2018**

**Die 14 nominierten Texte
in der Kategorie
„Wissenschaftsreportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1) Anne Kunze: »Ich wollte keine Glatze. Die Pille, die der Arzt mir gab, hat mein Leben zerstört« (12944)	03
2) Moritz Aisslinger: Seine Experimente sollten helfen, Parkinson und Demenz zu heilen (13092)	18
3) Die Zeit: Der gefährlichste Fisch der Welt (13244)	38
4) Max Rauner: Neuer Mensch oder arme Sau? (18777)	54
5) Alard von Kittlitz: Die wollen uns umbringen (23703)	65
6) Tina Kaiser: Vom Fluch nichts vergessen zu können (33949)	77
7) Katja Thimm: Zähne ins Leben schlagen (38784)	90
8) Bernd Eberhart: Der Biostaat (58312)	103
9) Astrid Viciano: Ein bisschen tot (68126)	111
10) Luise Strothmann und Sohini Chattopadhyay: Da kommt noch was (95588)	118
11) Beate Lakotta: Schattenfrauen (108894)	133
12) Kathrin Schwarze-Reiter und Roland Preuss: Es wird eng (109613)	148
13) Christoph Cadenbach: Das Recht des Stärkeren (101156)	164
14) Till Krause: Zweite Luft (101463)	178

»Ich wollte keine Glatze. Die Pille, die der Arzt mir gab, hat mein Leben zerstört«

Ein Haarwuchsmittel, das viele Tausend Männer in Deutschland nehmen, führt zu schweren Erektionsproblemen. Jetzt klagen Patienten gegen die Pharmaindustrie – und könnten Rechtsgeschichte schreiben

Von Anne Kunze, Die Zeit Nr. 9, 22.02.2018

Die Nacht, in der Thorben Weber* seine Männlichkeit verloren hatte, endete mit einem höhnisch schönen Sonnenaufgang vor seinem Schlafzimmerfenster. Es war im Juli 2015, Weber zog die Gardinen zur Seite und schaute hinaus auf die sanft geschwungenen Hügel des Schwarzwaldes. Alles wie immer – doch nichts mehr wie gewohnt. Im Laufe der kommenden Wochen würde Weber seine Freundin verlieren, dann seine Wohnung, am Ende die Achtung vor sich selbst. Wenn er beschreiben soll, wie sein Unglück begann, sucht er lange nach Worten und sagt schließlich: »Ich habe keinen mehr hochbekommen.«

Schuld daran, davon ist Weber überzeugt, ist ein Medikament gegen Haarausfall. Das Mittel haben Apotheken unter Handelsnamen wie Propecia, Finapil und Finasterid-ratiopharm im Sortiment, es ist weltweit der meistverkaufte Wirkstoff gegen Haarausfall. Zehntausende Männer schlucken die Pillen in Deutschland, Hunderttausende in den USA, nach Aussage seines Arztes auch der amerikanische Präsident Donald Trump. Bei einem Teil dieser Männer zeigen sich während der Einnahme wie auch nach dem Absetzen des Haarwuchsmittels merkwürdige Symptome: Erektionsstörungen, Depressionen, Konzentrationsschwierigkeiten, Schlafprobleme und einiges mehr. In Deutschland gibt es inzwischen um die tausend, in den USA Zehntausende Betroffene. Weltweit haben sich jetzt Männer zusammengeschlossen, um gemeinsam gegen einige der Firmen zu klagen, die das Haarwuchsmittel verkaufen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Thorben Weber ist einer von ihnen. Er verlangt Schadensersatz und Schmerzensgeld vom Arzneimittelkonzern Dermapharm, der ein Generikum, also ein Nachahmer-Präparat, herstellt. Sollten Weber und seine Mitstreiter ihre Prozesse gewinnen, könnte das Rechtsgeschichte schreiben.

Nichts davon konnte Thorben Weber absehen, als er in jener Julinacht des Jahres 2015 mit seiner damaligen Freundin schlafen wollte, wie viele Hundert Male zuvor. Nun wurde plötzlich sein Penis schlaff. So etwas sei ihm bis dahin nie passiert, sagt er. »Ich habe wohl zu viel getrunken«, habe er damals gemurmelt. Noch heute ist Weber die Scham anzumerken, wenn er davon erzählt.

Die Sorge, die damals in ihm aufstieg, hat sich mittlerweile zum alles bestimmenden Thema in seinem Leben entwickelt. Thorben Weber ist heute, mit 33 Jahren, ein gebrochener Mann. Nie hätte er gedacht, dass die Einnahme einer scheinbar harmlosen rosafarbenen Pille gegen Haarausfall derart folgenreich sein könnte. Nie hätte er es für möglich gehalten, dass ein paar Tabletten die Kraft besitzen, sein Lebensglück zu zerstören. Er sagt: »Ich bin isoliert.«

Das war Weber früher nie, er war ein lebensfroher junger Mann, umgeben von anderen jungen Menschen. Er ist Lehrer für Mathematik und Musik, war begeisterter Drachenflieger, leidenschaftlicher Schlagzeuger, Dirigent eines Orchesters, Leiter mehrerer Jugendzeltlager. Viele Kinder mochten ihn, so erzählt er es. »Ich fand schnell einen Draht zu ihnen«, sagt Weber. Er hat Briefe aufbewahrt, in denen sich Schüler für lustige Nachmittage im Orchester bedankten und von Mountainbike-Touren schwärmten, die Weber mit ihnen auf Klassenfahrten unternommen hatte. Zu der Zeit, in der er sich noch gut fühlte.

Auch auf Frauen sei er damals sorglos zugegangen, sagt Weber. Oft war er abends in Kneipen und Clubs in Freiburg unterwegs. Die Frauen, die er dort kennenlernte, mochten besonders seinen Humor. Wenn er heute davon erzählt, blitzt etwas von dieser Unbeschwertheit auf. Aber ebenso schnell verliert seine Stimme ihren heiteren Klang, und Weber, ein hagerer junger Mann mit schütterem Haar, sinkt in sich zusammen. Denn in seinen Erzählungen kommt er ohne ein entmutigendes Wort nicht mehr aus: »früher«.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seitdem Weber die Fähigkeit zur Erektion verloren hat, stößt er auf einen Zusammenhang, der ihm zuvor nie bewusst gewesen war: den Zusammenhang von einer erfüllten Sexualität und einem gelingenden Leben. Je mehr das eine fehlt, desto schwieriger wird das andere. Weber wundert sich heute darüber, wie viel Zufriedenheit von dieser scheinbar kleinen Frage abhängt: Steht er, oder steht er nicht? Früher dachte Weber darüber nicht nach. Heute fürchtet er sich davor, dass andere Menschen von seiner Störung erfahren könnten.

Weber erinnert sich noch gut daran, wie er als Jugendlicher zum ersten Mal mit einem Mädchen schlief. Alles war sehr aufregend. Mit seinen Freunden feixte er zwar vorher, auch kam die bange Frage auf, ob es überhaupt klappen werde. Aber ernsthaft zweifelte daran niemand von ihnen. Als es so weit war, trank sich Weber Mut an. Dass es eine schöne Nacht gewesen sein muss, ist ihm noch heute anzumerken. Auf seinen Penis konnte er sich verlassen, selbst wenn er betrunken war. Nach dem ersten Mal, sagt Weber, habe er viele Nächte erlebt, in denen er unbeschwert und ausgelassen Sex hatte.

Dann aber, im Juli 2015, blickte er in das erschrockene Gesicht seiner Freundin. Aus Rücksichtnahme auf ihn versuchte sie noch, so zu tun, als sei nichts Besonderes geschehen, aber Weber spürte sofort, was da vor sich ging, bei ihr und bei sich selbst. Die Freundin streichelte ihn, lockte und liebkostete – aber nichts geschah. Nicht in jener Nacht, auch nicht in der nächsten.

Von da an kreisten Webers Gedanken um die eine Frage: Wie bekomme ich wieder eine Erektion? Er aß Maca, eine Knolle, die aphrodisierend wirken soll. Er ließ sich von einem Urologen Viagra verschreiben. In jeder freien Minute versuchte er zu masturbieren. Aber es klappte nicht. Nicht mit der Freundin und nicht allein, nicht beim Betrachten von Porno-Videos und nicht mit einer vierfachen Dosis Viagra.

»Wie kann das sein?«, habe ihn seine Freundin gefragt. »Du bist erst 30 Jahre alt!« Weber sagt heute, er habe die ganze Zeit ihre Vorwürfe gespürt: Ich habe Lust, und du bringst es einfach nicht. Die Abende zogen sich quälend hin. Stumm schlichen Weber und seine Freundin umeinander herum, die Frage vermeidend: Wann schlafen wir wieder miteinander? Bald zogen sie sich im Badezimmer nacheinander und alleine

aus. Sahen einander kaum mehr nackt. Hörten auf, sich zu berühren. Ein paar Wochen ging das so, dann verließ die Freundin ihn.

Sie lebt inzwischen in einer anderen Stadt und hat ein kleines Kind. Thorben Weber, der immer Kinder wollte, hat die Hoffnung auf eine Familie aufgegeben. Denn er müsste ja eine neue Freundin finden.

Doch wann soll er einer Frau, die er kennenlernt, erzählen, dass er keine Erektion bekommt? Beim ersten Kuss? Noch davor? Nein, dafür ist er zu stolz. Die Scham, die Quälerei im Bett, den Abschiedsschmerz – all das möchte er sich nicht noch einmal zumuten.

Thorben Weber spricht keine Frauen mehr an, und wenn eine mit ihm ausgehen möchte, weist er sie ab. Er fühlt sich außerstande, die ersten aufregenden Wochen einer jungen Liebe überhaupt zu bewältigen, diese Zeit voller Zärtlichkeit, in der die Körper zueinanderdrängen. Weber fühlt sich beschädigt. Würde ist etwas Zerbrechliches. Würde verlangt nach Gesten der Bestätigung. In Thorben Weber aber hallt der Vorwurf seiner früheren Freundin nach: Du bringst es einfach nicht. Inzwischen ist sein Verlangen nach Sex vollkommen verschwunden.

Volles Haar, aber tote Hose, das klingt nach einem schlechten Witz. Es klingt so lange nach einem Witz, bis man sich klarmacht, dass ein Leben tatsächlich schweren Schaden nehmen kann, wenn eine Erektion nicht mehr möglich ist. Weber sagt: »Ich wollte keine Glatze. Die Pille, die der Arzt mir gab, hat mein Leben zerstört.«

Als Weber noch ein fröhlicher junger Mann war, suchte er oft nach einem Flirt. Im Lehrerzimmer, am Wochenende beim Sport, abends beim Tanzen auf Studentenpartys, meist tauchte eine Frau auf, die ihn interessierte. Nicht immer entstand daraus eine Beziehung, aber allein die vage Möglichkeit, eine Frau kennenzulernen, beflügelte ihn.

Inzwischen geht er abends nicht mehr aus. Er trainiert nicht mehr im Fitnessstudio, denn er fragt sich: »Was hat ein muskulöser Körper jetzt noch für einen Sinn? Für wen mache ich das noch? Keine Frau wird mich mehr nackt sehen.« Früher ging Weber oft ins Kino. Jetzt liegt er auf dem Sofa und schaut Serien auf Netflix.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seine Eltern, seine jüngere Schwester und einige wenige Freunde hat er eingeweiht. Aber sie können nur schwer nachvollziehen, wie schlecht es Weber wirklich geht. Und Weber wiederum kann nicht nachvollziehen, dass die anderen mit Problemen beschäftigt sind, die ihm lapidar erscheinen: einer Erkältung, einem Streit im Büro. Seine Freunde haben längst feste Partnerinnen oder Ehefrauen gefunden, manche haben Häuser gebaut und Familien gegründet. Weber hat sich immer stärker zurückgezogen. Mittlerweile meldet sich kaum noch jemand bei ihm. Vielleicht ist ihnen das Elend zu viel geworden, das Weber ausstrahlt.

Wer sich mit Männern unterhält, die nach der Einnahme des Haarwundermittels keine Erektion mehr bekommen, hört immer wieder verblüffend ähnliche Geschichten.

Da ist der ehemalige Anwalt aus Frankfurt am Main, der einst für Mandanten aus aller Welt arbeitete und heute gebückt geht wie ein alter Mann. Er hat seine Karriere beendet, mit 34 Jahren.

Da ist der Kaufmann aus Düsseldorf, der noch immer eine Abteilung mit 50 Leuten führt, sich aber nicht mehr zutraut, vor seinen Mitarbeitern zu sprechen.

Und da ist Mark Müller, ein Grafikdesigner aus Leipzig, der einst so viel Verlangen nach Sex hatte, dass er sich übers Internet sogar in der Mittagspause dazu verabredete. Jetzt sagt er: »Früher war ich ein lustvoller Mensch. Heute bin ich abgestumpft.«

Keiner von ihnen ist älter als 35. Sie alle leben einsam, wie Eremiten. Sie alle sind Männer mit einer beginnenden Glatze, äußerlich unauffällig, innerlich zerschlissen. Sie alle sind fahle Gestalten, die sich zur Klage gegen Pharmakonzerne zusammengefunden haben. Eine traurige Armee der Lustlosen ist entstanden, bereit für ihr letztes Gefecht.

Im Oktober 2013, zu einer Zeit, in der sich Thorben Weber die Haare bewusst in die Stirn zu kämmen begann, war er erstmals zum Hautarzt gegangen. Seine Geheimratsecken störten ihn. »Machen Sie auch Haartransplantationen?«, fragte er den Arzt. »Nein«, habe der erwidert, aber es gebe da eine Pille, die sehr gut helfe, eine Arznei mit dem Wirkstoff Finasterid. So erinnert sich Weber an das Gespräch. Nebenwirkungen habe der Arzt nicht erwähnt. Er habe über die Pillen gesprochen, als

handele es sich um Smarties. Weber war ganz zufrieden mit dem Mittel. Seine Haare wuchsen wieder, wenn auch nicht so stark wie erhofft.

Um zu verstehen, wie das Haarwundermittel wirkt, muss man zurückblenden in die 1970er Jahre, als eine junge Hormonforscherin in die Dominikanische Republik reiste, in ein abgelegenes Dorf namens Salinas. Dort lebten 24 »männliche Pseudo-Hermaphroditen«, wie sie diese Menschen nannte. Es sind Jungen mit so kleinen Penissen und Hoden, dass sie bei der Geburt für Mädchen gehalten und als solche aufgezogen werden. Erst mit dem Beginn der Pubertät werden ihre Körper plötzlich muskulös, und die Genitalien schwellen an. Die Dorfbewohner erkennen, dass die vermeintlichen Mädchen in Wahrheit Jungen sind, und geben ihnen einen besonderen Namen: guevedoces, »Penis mit zwölf«.

Die Wissenschaftlerin fand heraus, dass diesen Jungen ein Enzym fehlt. Es verwandelt das männliche Sexualhormon Testosteron in ein ungleich stärkeres Hormon, Dihydrotestosteron. Dieses Superhormon macht einen Mann auch äußerlich zum Mann. Bei den guevedoces ist es anders. Erst ein Hormonschub des weniger wirksamen Testosterons in der Pubertät führt zur verspäteten Ausbildung der Genitalien.

Einen Satz im Bericht der Wissenschaftlerin las der Forschungschef des US-Pharmakonzerns Merck & Co Inc. besonders aufmerksam: Die älteren guevedoces hätten eine ungewöhnlich kleine Prostata und noch immer volles Haar. Was für eine Nachricht! Leiden nicht Millionen Männer unter Haarausfall? Also entwickelte die Firma Merck in den achtziger Jahren einen Wirkstoff, der genau das Enzym blockiert, das Testosteron in das Superhormon Dihydrotestosteron umwandelt. Die Blockade sollte aus allen Männern, die das Mittel nehmen, guevedoces machen. Gewissermaßen rückwirkend. Und das tut sie offensichtlich auch.

Zunächst, 1992, brachte Merck die Pille als Medikament für ältere Männer mit vergrößerter Prostata in den USA auf den Markt. Dass einige dieser Patienten schon damals über Erektionsstörungen berichteten, schien niemanden zu kümmern. Im Jahr 1997 folgte das Mittel Propecia, eine Pille gegen Haarausfall, die den entscheidenden Wirkstoff in einer geringeren Dosis enthielt – aber offenbar noch genug, um Erektionen auch nach dem Absetzen dauerhaft zu verhindern und die Libido

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nachhaltig zu beschädigen. Das wussten die jungen Männer nicht, als sie die Pille nahmen, es stand so nicht im Beipackzettel. Sie waren allein wegen der beginnenden Glatzenbildung besorgt. Von 1999 an wurde die Pille auch in Deutschland verschrieben. In den Medien wurde sie als »Hoffnung für kahle Köpfe«, »Lebensfreude aus dem Labor« und sogar als »Viagra für die Kopfhaut« gefeiert. 2017 wurden in deutschen Apotheken auf Rezept 120 000 Packungen des Haarwundermittels verkauft, hinzu kommen etliche Packungen, die sich Männer über das Internet bestellen.

Vor Gericht wird es nun um die Frage gehen, wem welche Nebenwirkungen zu welchem Zeitpunkt bekannt waren und ob die Arzneimittelkonzerne die Patienten deutlich genug gewarnt haben. Die Kläger schluckten entweder Propecia, die Originalpille der deutschen Merck-Tochter MSD, oder Finapil, das Generikum, das von der Firma Dermapharm hergestellt wird.

Als Thorben Weber vor gut vier Jahren begann, das Haarwundermittel zu nehmen, las er in der Packungsbeilage, »gelegentlich« träten Potenzstörungen auf. Tatsächlich bemerkte Weber damals, dass seine Lust auf Sex ein wenig nachließ. Deshalb setzte er das Mittel nach eineinhalb Jahren ab. Wenig später durchlebte er jene verhängnisvolle Julinacht. In der Packungsbeilage hatte auch gestanden, die Potenzstörungen könnten »in unbekannter Häufigkeit« sogar nach dem Absetzen des Mittels auftreten. »Unbekannte Häufigkeit, das konnte ich nicht einordnen«, sagt Weber. »Und der eigentliche Kracher wurde ja verschwiegen.«

Dieser eigentliche Kracher kündigte sich als Nebel an, der in Webers Kopf aufstieg. Der Nebel ließ die Farben verblassen, die Weber wahrnahm. Die Kontraste in seiner Umgebung verschwammen. Weber betrachtete das Leben wie durch Milchglas. Er fühlte sich »abgekoppelt von der Welt« und vergaß plötzlich Namen von Schülern, die er über Jahre unterrichtet hatte. Weber, der Mathelehrer, stand im Klassenzimmer an der Tafel und begriff seine eigenen Aufgaben nicht mehr. $12 + 5 \cdot 6$, Punkt- vor Strichrechnung, wie ging das noch mal?

Betrat er einen Supermarkt, hatte er vergessen, was er dort wollte. Er traute sich nicht mehr, mit dem Auto in die Berge zu fahren – aus Angst, er werde sich dort nicht mehr zurechtfinden. Nach und nach verkaufte er seine Musikinstrumente, nichts wollte

ihm noch Freude bereiten. Nachts kroch ihm die Angst auf die Brust und fauchte ihn an wie ein wildes Tier. So erzählt er das.

An manchen Tagen fühlte sich Weber so erschöpft, dass ihn schon die wenigen Treppenstufen im Schulgebäude überforderten. Sein Gesicht wurde blass, die Kollegen im Lehrerzimmer begannen zu tuscheln. Dachten sie, er nehme Drogen?

Sein Penis, sagt Weber, fühlte sich ganz klein an, taub und kalt.

Vor einem Jahr, als Weber nicht mehr in der Lage war, selbst einzukaufen oder zu putzen, gab er seine Wohnung auf und zog zu seinen Eltern. Seither lebt er wieder in seinem alten Kinderzimmer. Wochenlang fiel er im Job aus. Auf einen Zettel schrieb er eines Tages, dass seine jüngere Schwester seinen Audi A3 bekommen solle und sein bester Freund das elektrische Piano. Er kundschaftete eine Stelle am Bahndamm aus, an der sich das Gleis gut erreichen lässt und die Züge zu schnell fahren, um bremsen zu können.

»Sie haben eine Depression«, sagte der Hausarzt zu ihm. »Aber was ist mit der fehlenden Erektion?« fragte Weber. »Dem Nebel im Kopf? Den Konzentrationsproblemen? Den Schlafstörungen?« Neurologen, Urologen, Dermatologen, sie alle sagten, Weber bilde sich seine Beschwerden ein. Es dauerte Wochen, bis ein Professor für Andrologie an der Uni-Klinik Münster eine Diagnose stellte, die alle Symptome erklären konnte. »Sie haben das Post-Finasterid-Syndrom«, sagte Michael Zitzmann, Spezialist für Hormone und Männerkrankheiten.

Dieses Syndrom, sagte der Professor, sei ein Bündel von Symptomen, das nach der Einnahme des Haarwundermittels auftrete. Der Professor sprach vom »Lustkiller-Syndrom«, das so nicht in den Beipackzetteln erwähnt wird. Es ist oft irreversibel. Einigen der rund 100 Patienten, die der Arzt bislang untersucht hat, ging es nach einiger Zeit besser. Aber die meisten müssen sich darauf einstellen, dauerhaft an Körper und Seele beschädigt zu sein.

»Finasterid gegen Haarausfall einzusetzen ist, wie mit Kanonen auf Spatzen zu schießen«, sagt der Professor. »Das Medikament greift massiv in den Hormonhaushalt ein.« Es blockiert nicht nur das Superhormon, sondern auch andere Hormone, die Denken und Psyche beeinflussen, Stimmung und Affekte. Setzt man das Mittel ab,

könnten die Hormone eigentlich wieder wirken, und es müsste alles wie vorher sein. Eigentlich. Aber anscheinend bricht bei einigen Männern etwas komplett zusammen, in der Prostata, im Gehirn, im gesamten Organismus. Was genau, ist nicht geklärt. Deshalb gibt es auch immer noch keine Therapie.

Die Sprecherin von MSD, der deutschen Tochterfirma des Pharmakonzerns Merck, sagt: »Unserer Meinung nach gibt es keine verlässlichen wissenschaftlichen Belege für die Existenz des Post-Finasterid-Syndroms.« Der Hersteller des Generikums, Dermapharm, wollte sich auch auf wiederholte Anfragen der ZEIT nicht äußern.

Dabei müssten die Pharmafirmen am ehesten wissen, wie viele und welche Nebenwirkungen ihr Medikament hervorruft. Zur Markteinführung des Wirkstoffs mussten kontrollierte Studien an Probanden durchgeführt werden. Fraglich ist, wie seriös sie waren. Anhand eines Studienprotokolls aus dem Jahr 1991, das veröffentlicht wurde, erkennt man beispielsweise, dass einige Männer während der Einnahme des Wirkstoffs psychische Probleme hatten – dreimal so viele wie in der Placebogruppe. Die Verantwortlichen von Merck aber waren der Ansicht, dass die psychischen Probleme nichts mit dem getesteten Wirkstoff zu tun hätten.

Ein internationales Team von unabhängigen Medizinerinnen hat die Versuchsprotokolle aus 34 klinischen Studien über die Sicherheit des Haarwundermittels analysiert. Ergebnis: gravierende Unzulänglichkeiten. Der Analyse zufolge wurden die geforderten Qualitätskriterien in den Protokollen nicht erfüllt. Insbesondere von Nebenwirkungen und Langzeitfolgen ist kaum die Rede. Mehr als die Hälfte der Studien wurde von Merck selbst zumindest mitfinanziert. Das ist in der Branche üblich. Zwei Drittel aller Studien dauerten nur ein Jahr oder weniger – eine extrem kurze Zeit.

In den Datenbanken der amerikanischen und europäischen Arzneimittelbehörden sowie der Weltgesundheitsorganisation sind etliche Nebenwirkungen verzeichnet, die Ärzte oder Patienten selbst nach der Einnahme von Finasterid gemeldet haben. Allerdings sind bei Weitem nicht alle Beschwerden erfasst. Ärzte sind allenfalls aus Berufsethos, aber nicht per Gesetz dazu verpflichtet, sie zu melden. Und Mediziner und Patienten müssen eine Nebenwirkung erst einmal als solche erkennen. Dies ist bei

einem komplexen Wirkstoff, der in den Hormonhaushalt eingreift, besonders schwierig.

Vor drei Jahren haben Wissenschaftler für ein Projekt über Patientensicherheit die Meldungen von Nebenwirkungen ausgewertet, die zwischen 1998 und 2013 nach der Einnahme des Haarwuchsmittels bei der amerikanischen Arzneimittelbehörde eingingen. In jenen Jahren wurden rund 15 500 Nebenwirkungen dokumentiert, von anhaltenden sexuellen Störungen über Muskelschwund, Brustwachstum und kognitive Beeinträchtigungen bis hin zu Suizidgedanken.

Die Forscher sahen sich nur die Meldungen an, die von Männern zwischen 18 und 45 Jahren stammten. Dabei fiel ihnen auf, dass fast 90 Prozent der Selbstmordgefährdeten auch sexuelle Störungen angaben. Ein Zusammenhang lag also nahe. Für die Wissenschaftler war es zwar kein Beweis, aber ein deutlicher Hinweis auf das Lustkiller-Syndrom.

Heute listet die Datenbank der amerikanischen Arzneimittelbehörde rund 1700 Fälle von Depression nach der Einnahme des Lustkiller-Wirkstoffes auf. 106 Menschen haben sich umgebracht. In der Datenbank der Europäischen Arzneimittel-Agentur sind 48 Selbstmorde von Menschen verzeichnet, die Finasterid bekommen hatten. Die Meldungen geben aber nur einen Aufschluss über einen zeitlichen Zusammenhang; nicht darüber, ob der Lustkiller-Wirkstoff auch die Ursache für die Absicht der Männer war, sich zu töten.

Thorben Weber hat oft darüber nachgedacht, sich umzubringen. Er hat sich den Bahndamm in der Nähe seines Wohnortes genau angesehen, sich jedoch nie auf die Gleise gelegt. Wie würden seine Eltern reagieren, wenn sie von seinem Selbstmord erführen, wie seine Schwester? Würde er nicht auch deren Leben zerstören?

So schleppt sich Weber durchs Leben.

Aber wäre es nicht denkbar, dass sich der Lustkiller so heftig auswirkte, weil Weber womöglich früher schon einen verborgenen Hang zur Traurigkeit hatte? Dass das Medikament bloß etwas verstärkte, das längst in ihm arbeitete? Und dass dies bei vielen Betroffenen so war?

Möglich, dass Weber und die anderen Männer in schwere Depressionen fielen, die womöglich leichte Depressionen geblieben wären, wenn diese Männer anders veranlagt wären – sorgloser, lebensfroher, weniger grüblerisch. Aber die Erektionsstörung, die zuerst da war, kann man sich nicht einbilden. Es ist unbestreitbar, dass ihr Leben ein besseres wäre, ein viel besseres, wenn sie die Pille gegen Haarausfall nicht genommen hätten. Gibt es irgendwo einen Mann, der sich für Sex interessiert und dem nichts fehlt, wenn plötzlich die Erektion ausbleibt? Um einen solchen Mann zu finden, muss man sehr lange suchen, wahrscheinlich existiert er überhaupt nicht. Das erklärt, warum die Männer, die heute manchmal wie gramgebeugte Nörgler wirken, Gekränkte sind. Gekränkt von einem Schicksalsschlag, der industriell erzeugt wurde.

Diese Männer wandten sich aus Eitelkeit an einen Arzt, nicht weil sie Hilfe gegen eine Krankheit suchten, sondern weil sie keine Glatze bekommen wollten. Manche von ihnen lasen die Packungsbeilage nicht aufmerksam durch. Aber auch die Ärzte waren offenbar nachlässig. »Sie gehen weniger seriös mit der Verschreibung um als bei anderen Medikamenten, weil Haarausfall nur selten ein medizinisches Problem ist«, sagt der Bremer Gesundheitswissenschaftler Gerd Glaeske.

Es ist das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte, das Deutschlands Ärzte jetzt auffordern könnte, ihre Patienten besser aufzuklären. So machte es das Institut, als es um Thrombose-Risiken bei neuen Antibabypillen ging; Ärzten wurden Checklisten geschickt, die sie an ihre Patientinnen weitergeben sollten. »Aber oft reagiert die Behörde zu langsam und nicht im Sinne des Verbraucherschutzes«, sagt der Gesundheitswissenschaftler Glaeske. »Eigentlich hat sie viele Möglichkeiten, sie nutzt sie nur nicht.«

Das Bundesinstitut muss Medikamente zulassen und kann Medikamenten die Zulassung auch wieder entziehen, zumindest so lange, bis geklärt ist, welchen Schaden sie wirklich anrichten. Dies tut es selten. Das Institut kann auch fordern, dass Pharmafirmen weitere Studien durchführen oder die Anwendung eines Mittels einschränken. Es könnte verfügen, dass Finasterid nur noch als Mittel gegen eine vergrößerte Prostata verschrieben werden darf, nicht jedoch gegen Haarausfall. Warum zögert die Behörde?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Thorben Weber schickte einen Brief ans Bundesinstitut. Er schilderte seine Symptome. Und was tat die Behörde? Sie informierte nicht die Ärzte, veranlasste keine Studie und entzog dem Lustkiller nicht die Zulassung. Thorben Weber bekam nur einen Standardbrief als Antwort. Darin stand, dass die Verschreibung des Haarwundermittels in der Verantwortung des jeweiligen Arztes liege.

Aber es ist das Bundesinstitut für Arzneimittel, das einschätzen muss, ob der Nutzen eines Medikaments dessen Risiken übersteigt. Genau das ist sein Daseinszweck.

An die ZEIT schreibt das Institut: Solange Patienten medizinischen Rat einholten und die Behandlung abbrechen, wenn psychische Probleme aufträten, halte man »weiterhin bei fachgerechter Anwendung eine positive Nutzen-Risiko-Einschätzung« für angebracht. So kann auch der Hersteller MSD in einer Stellungnahme gegenüber der ZEIT behaupten, »dass der Nutzen des Arzneimittels dessen Risiken überwiegt«.

Immerhin hat die deutsche Behörde inzwischen die Firmen, die das Haarwundermittel herstellen, aufgefordert, zu prüfen, ob es nach der Einnahme zu einer Häufung von unterschiedlichen Problemen kommt. Die Industrie soll selbst entscheiden: Gibt es das Lustkiller-Syndrom oder nicht?

Thorben Weber und die anderen Betroffenen kämpfen dafür, dass dieses Syndrom als Nebenwirkung in den Beipackzettel aufgenommen wird. Besser noch, das Medikament verschwände vom Markt, finden sie.

Darum wird es vor Gericht gehen. Und um eine noch wichtigere Sache, derentwegen Juristen, Ärzte und Verantwortliche von Krankenkassen so gespannt auf die Klage sind, die Thorben Webers Rechtsanwalt Jörg Heynemann in dieser Woche beim Berliner Landgericht eingereicht hat. Das Recht ist das Fundament der Gesellschaft, und nach dem Gerichtsprozess könnten viele Patienten sehr viel sicherer auf diesem Fundament stehen.

Bislang hatten klagende Verbraucher in Deutschland so gut wie keine Chance gegen einen Pharmakonzern. Die wenigen Klagen, die überhaupt vor Gericht landeten, scheiterten. Bestenfalls kam es zu Vergleichen. So war es beispielsweise bei Vioxx,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

einem Rheumamittel, das schon vom Markt genommen worden war, weil Menschen nach der Einnahme gestorben waren. Doch Klagen werden regelmäßig abgewiesen, weil es stets zu einer Pattsituation kommt: Dass es einen Zusammenhang zwischen einem Medikament und einem geschädigten Patienten gibt, kann weder bewiesen noch widerlegt werden. Sogar der größte Skandal der deutschen Arzneimittelgeschichte, der Contergan-Fall, endete 1970 nur mit einem Vergleich. Das lag damals vor allem an Lücken im Gesetz. Sie wurden inzwischen geschlossen.

Eigentlich sieht es heute so aus, als sei das Gesetz generöser gegenüber dem Patienten. Es genügt, dass ein Medikament »geeignet« ist, einen Schaden am Menschen zu verursachen, damit ein Arzneimittelhersteller haften muss. Aber dem obersten deutschen Gericht, dem Bundesgerichtshof, geht das zu weit. Es findet: Bevor eine Pharmafirma für angebliche Schäden haftet, muss erst ausgeschlossen werden, dass nicht irgendeine andere Ursache für den Schaden verantwortlich ist. War der Mensch schon krank, bevor er das Medikament einnahm? Dann, meint der Bundesgerichtshof, sei womöglich die Krankheit schuld, und der Hersteller der Arznei könne nicht zur Rechenschaft gezogen werden.

Mit der Klage der Lustlosen könnte sich die Lage jetzt ändern. Das liegt an einer mächtigen Instanz in Straßburg.

Im Juni des vergangenen Jahres hat der Europäische Gerichtshof ein Urteil gefällt, das die Situation für Patienten erheblich verbessert. Europäisches Recht hat Vorrang vor nationalem Recht, und Webers Anwalt Heynemann möchte mithilfe dieses Urteils erreichen, dass jetzt auch in Deutschland die Gerichte großzügiger zu den Patienten sind. Aus der Klage der Lustlosen wird ein Musterprozess.

Im Urteil des Europäischen Gerichtshofes steht: Der Patient muss nicht mehr nachweisen, dass es einen naturwissenschaftlich bewiesenen Zusammenhang zwischen einem Medikament und einem Leiden gibt. Es genügt, wenn das Gericht aufgrund von »ernsthaften, klaren und übereinstimmenden Indizien« eine Verbindung zwischen einem Medikament und der Krankheit eines Patienten sieht, damit ein Arzneimittelkonzern verurteilt werden kann.

Verhandelt worden war der Fall eines Franzosen, der nach einer Hepatitis-B-Impfung an Multipler Sklerose erkrankte. Es gibt keinen wissenschaftlichen Beweis dafür, dass der Impfstoff die Krankheit auslöste. Dem Europäischen Gerichtshof genügten der zeitliche Zusammenhang, in dem die Krankheit nach der Impfung auftrat, und die Tatsache, dass niemand in der Familie des Mannes an Multipler Sklerose litt.

Übertragen auf die Klage der Lustlosen bedeutet das: Es ist nicht mehr entscheidend, ob das Lustkiller-Syndrom medizinisch zweifelsfrei nachgewiesen werden kann oder nicht. Wichtiger wird auch hier die zeitliche Abfolge. Und eine Häufung von Fällen. Folgen die deutschen Gerichte der europäischen Rechtsprechung, würde es ausreichen, dass die Nebenwirkungen bei Weber und den anderen Betroffenen nach der Einnahme des Haarwuchsmittels aufgetreten sind. Dann müssten MSD und Dermapharm für die Folgen haften. Arzneimittelhersteller müssten sich darauf gefasst machen, in Zukunft viel Geld für Schadensersatz zu zahlen. Und die Lage für Menschen, die nach der Einnahme eines Medikamentes schwer krank werden, würde sich erheblich verändern.

Für Menschen wie Thorben Weber wäre es ein Hoffnungsschimmer. Ein gewonnener Prozess könnte Weber zwar sein Lebensglück nicht zurückgeben. Aber vielleicht ein Stück Würde.

*Die Namen der Betroffenen und ihre Lebensumstände wurden zu ihrem Schutz verändert

HINTER DER GESCHICHTE Herausforderung der Recherche: Als die Autorin auf das Thema stieß, fragte sie sich, ob eine Frau überhaupt kompetent über etwas schreiben kann, das allein Männer betrifft. Sie sprach mit etlichen Betroffenen, schließlich sagte sie sich: Es hilft ihnen nicht, darauf zu warten, dass ein Mann ausführlich über ihre Probleme berichtet. Das hat nämlich bislang keiner getan. Weitere Informationen: Der Endokrinologe Herbert Kuhl hat zum Lustkiller-Syndrom geforscht. Das Ergebnis beschreiben er und seine Kollegin Inka Wiegratz in

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dem Aufsatz »Das Post-Finasterid-Syndrom«. Abzurufen unter
www.springermedizin.de/das-post-finasterid-syndrom/12212600

Seine Experimente sollten helfen, Parkinson und Demenz zu heilen

Dann geriet der Tübinger Hirnforscher Nikos Logothetis, der als Anwärter auf den Nobelpreis galt, ins Visier von radikalen Tierschützern

Von Moritz Aisslinger, Die Zeit Nr. 23, 30.05.2018

Als sich Nikos Logothetis am Abend des 10. September 2014 vor den Fernseher setzte und den Sender RTL einschaltete, ahnte er, was er gleich zu sehen bekommen würde. Das Fernsehmagazin Stern TV hatte einen Beitrag über Tierversuche angekündigt. Tierversuche, die er, Logothetis, der weltberühmte Hirnforscher, durchführte.

Was er nicht ahnte, war, dass er in den Wochen und Monaten danach Todesdrohungen bekommen sollte, Strafanzeigen, Herzprobleme. Dass er, der gerade noch für den Nobelpreis gehandelt wurde, gezwungen sein würde, seine Forschung aufzugeben, seine Affen, sein Lebenswerk.

Es war ein milder Spätsommerabend, Logothetis, 67, saß in seinem Haus, beschaulich gelegen auf einem Hügel in Tübingen, zu seinen Füßen leuchtete die Stadt, noch herrschte Ruhe.

Dann begann auf RTL die Sendung.

Die Bilder erschienen Logothetis vertraut, und doch ganz fern. Aufgenommen worden waren sie im Nachbargebäude, keine 50 Meter von dem Ort, an dem er gerade saß. Dort, im Max-Planck-Institut für biologische Kybernetik, das er leitet, betreibt Logothetis Grundlagenforschung. Er untersucht, wie die Strukturen des Gehirns miteinander kommunizieren. Die Fachzeitschrift Nature nannte ihn einmal den Maestro of Minds.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In dem Fernsehbeitrag trat ein Mann in Kapuzenpullover auf, das Gesicht abgewendet. An der Stimme erkannte Logothetis jedoch sofort seinen ehemaligen Mitarbeiter, den Tierpfleger P., der sich im vergangenen Jahr im Labor um die Versuchstiere gekümmert hatte, 42 Makaken. Doch im Beitrag wird P. nicht als Tierpfleger, sondern als Tierschützer vorgestellt, der sechs Monate undercover im Institut für biologische Kybernetik gearbeitet und dabei für den Verein Soko Tierschutz heimlich Filmaufnahmen angefertigt habe.

Die Aufnahmen, unterlegt mit düsteren Klängen, sind verstörend. Ein Affe sitzt mit kahl geschorenem Schädel in einem trostlosen Käfig, kurz zuvor wurde ihm ein Implantat in den Kopf gepflanzt. Die Narbe ist noch frisch, rötliches Wundsekret läuft ihm über das Gesicht. In einer weiteren Sequenz beugen sich zwei Wissenschaftler über einen toten Affen, der auf einem Operationstisch liegt, und schneiden ihm den Körper auf. Danach legen sie die Leiche in einen blauen Plastiksack. Der Beitrag endet mit der Affendame Stella, halbseitig gelähmt stolpert sie unkoordiniert in ihrem Käfig umher. Sie erbricht weißen Schleim. Tierschützer P. erzählt aus dem Off, Stella solle noch einem »Endversuch« unterzogen werden, danach werde sie getötet. Die Kamera fokussiert Stellas Gesicht, man sieht ihren offenen Mund, ihre weit aufgerissenen braunen Augen.

Für die Öffentlichkeit ist er ein Tierquäler – er versteht die Welt nicht mehr

Als Nikos Logothetis den Fernseher ausschaltete, war er wütend, Angst hatte er jedoch keine. Die Aufnahmen, ja, sie stammten aus seinem Institut, aber sie waren, so fand er, böswillig zusammengeschnitten. Niemand würde ernsthaft glauben, dachte Logothetis, dass dies den Alltag in seinem Labor zeige. Er schlief ein mit dem ruhigen Gewissen, die Sache werde sich ohne viel Aufhebens erledigen.

Er irrte.

»Gequälte Tiere! Kritik am Max-Planck-Institut wegen Versuchen an Affen«
(Bild, 11. 9. 2014)

»Sirenengeheul gegen Affenversuche. Gut 1000 Menschen protestierten am Samstagnachmittag in der Tübinger Innenstadt gegen Versuche mit Affen am hiesigen Max-Planck-Institut« (Schwäbisches Tagblatt, 21. 9. 2014)

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Der Konflikt um die Tierversuche am Max-Planck-Institut in Tübingen eskaliert. Wird der weltbekannte Institutsleiter gehen?« (FAZ, 15. 1. 2015)

»Hausdurchsuchung im Max-Planck-Institut« (taz, 30. 1. 2015)

»Endlich! Affen in Tübingen müssen nicht mehr leiden. Das Max-Planck-Institut hat seine Versuche an Affen nach anhaltender Kritik von Tierschützern eingestellt.« (Bild, 19. 4. 2017)

»Gegen Nikos Logothetis wurde Strafbefehl wegen Tiermisshandlung erlassen.« (Deutsche Welle, 20. 2. 2018)

1308 Tage sind vergangen, seitdem Nikos Logothetis ruhig einschlief – und in einen Albtraum geriet, aus dem er bis heute nicht aufgewacht ist. Er sitzt an einem sonnigen Apriltag in seinem Büro, ein kräftiger Mann mit vollem Haar und dunklem Bart, er ist aufgewühlt, weiß nicht, wo er anfangen soll. Er sagt: »Ich verstehe das alles nicht.«

Dabei scheint die Sache klar. Für die Öffentlichkeit ist Logothetis ein elender Tierquäler, der zu fragwürdigen Forschungszwecken wehrlose Affen folterte. Die Staatsanwaltschaft ermittelte gegen ihn. Und die Max-Planck-Gesellschaft, unter deren Dach er arbeitet, hat ihn abgestraft, indem sie ihn bis auf Weiteres keine Tierversuche mehr durchführen oder anleiten lässt.

Fall geklärt? Nicht ganz. Spricht man mit Menschen, die mit Logothetis' Forschung vertraut sind, entsteht auf einmal ein anderes Bild.

Der renommierte Forscher Kuno Kirschfeld, jahrelang Gutachter in der für Logothetis zuständigen Ethikkommission für Tierversuche, sagt: »Nikos hat sich nie etwas zuschulden kommen lassen. Er arbeitete immer nach höchsten Standards.«

Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer findet: »Ich habe Logothetis und sein Team als geniale Forscher kennengelernt, die Wissenschaft auf höchstem Niveau betrieben haben.« Und selbst der eingeschleuste Tierschützer P., der den Skandal auslöste, räumt mittlerweile ein: »Ich habe Logothetis nicht als jemanden wahrgenommen, der Tieren aus bösem Willen Schmerzen zufügt.«

Wie ist das zu erklären?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Logothetis wippt unruhig in seinem Sessel, er wirkt unschlüssig, ob er reden soll oder doch lieber schweigen. »Vielleicht schreiben Sie danach auch, dass ich ein Arschloch bin«, sagt er mit rauer Stimme und griechischem Akzent. Er lehnt sich zurück, beugt sich wieder vor, zögert, sagt: »Entschuldigen Sie! Es war viel in den letzten Jahren.«

Die Deutschen diskutieren vernünftig, denkt er. Er weiß nicht um ihr Verhältnis zu Tieren

In den Tagen nach dem ersten Beitrag – in den kommenden Monaten folgten noch weitere Stern TV- Filme zu dem Fall – schickten ihm Menschen E-Mails, in denen stand, er sei der »Josef Mengele unserer Tage«, man werde ihn töten, er solle das »Gebäude nur mit Sturzhelm verlassen. Unsere Eisenstangen sind sehr schmerzhaft.« Als Logothetis zum Friseur ging, winkte man dort ab: »Wir schneiden Kriminellen nicht die Haare.«

Er weiß, wie emotional Menschen werden können. Er ist Grieche. In Deutschland aber, hatte er geglaubt, setze sich in Debatten am Ende immer die Vernunft durch. Da wusste er noch nicht um das Verhältnis der Deutschen zu den Tieren.

Manchmal sind es absurde Debatten, die das Land führt, wie kürzlich, als Chico durch die Schlagzeilen jagte, ein Kampfhund, der seine zwei Besitzer zerfleischt hatte und doch Unterstützung von Hunderttausenden erfuhr, die ihn vor dem drohenden Tod bewahren wollten. Manchmal sind es notwendige Debatten, die auch in der ZEIT stattfinden, wie jene über das Elend in einigen Mastzuchtanlagen und Schlachthöfen. Aber bei kaum einem Tier-Thema reagieren die Menschen so empfindlich wie bei Experimenten an Affen. Sind diese Tiere uns nicht viel zu nah, sind sie nicht zu eng mit uns verwandt, als dass wir an ihnen herumexperimentieren dürften? Ist das nicht unmoralisch?

Bilder von Affen mit Drähten im Kopf und großen Augen im so menschenähnlichen Gesicht werden leicht zu Waffen, derart gewaltig, dass sie Argumente im Ansatz erledigen können, und manchmal auch Menschen.

Nikos Logothetis tritt aus seinem Büro, er will eine Führung geben durch die Ruinen seines Labors. Er geht über den Institutsflur, vorbei an Räumen, die aussehen, als hätte sie jemand über Nacht geplündert. Kabel hängen aus den Wänden, ein paar Tische stehen quer im Raum, Bildschirme verstauben. Ansonsten: Leere. Hier wurden die Tests mit den Affen gemacht. Früher funkelte in diesen Räumen neueste Technik, regelmäßig beäugt von neidischen Hirnforschern aus aller Welt. Der Stanford-Professor William Newsome nannte das Labor den »Tadsch Mahal der Primatenforschung«. Seit einem Jahr verwildert es.

Am Ende eines Ganges öffnet Logothetis eine Schiebetür. Dahinter liegt, stolz und verlassen, ein voll funktionsfähiger Operationssaal. In der Mitte ein kleiner Behandlungstisch, darüber eine OP-Leuchte, es gibt eine Patientenschleuse, einen Vitaldatenmonitor, ein Großmikroskop, Infusionspumpen, steriles Operationsbesteck. Man könnte hier problemlos ein Kind operieren. Logothetis operierte auf dem Behandlungstisch seine Affen. Er setzte ihnen unter Vollnarkose Implantate ein oder transplantierte ihnen Ableitkammern in den Kopf, um darüber Mikroelektroden in das Affenhirn einführen zu können. Danach begannen die Versuche.

Bittet man Logothetis, zu begründen, wofür die gut waren, strahlt er, dankbar, sich endlich erklären zu dürfen. Seine Anspannung verfliegt. Er fängt an, über funktionsspezifische neuronale Netzwerke zu sprechen, über Aktionspotenziale und Feldpotenziale, über inhibitorische und exzitatorische Synapsen. Voller Faszination macht er sich auf in die Untiefen des Gehirns, rast vielmehr hinein und vergisst auf dem Weg, zurückzublicken, die Hand zu reichen, damit man folgen kann. Für Tierschützer, die gegen einen solchen Vortrag das Foto eines Makaken mit Elektroden im Hirn in die Höhe halten, ist so jemand ein leichter Gegner.

Francis Crick, Entdecker der DNA und seitdem Legende, sagte einmal über Logothetis: »Nikos ist ein extrem intelligenter Mensch, vielseitig, äußerst fleißig, sehr gründlich, und er versteht sehr genau, was er tut.« Es anderen zu erklären fällt Logothetis dagegen schwer, und vielleicht konnte die ganze Sache nur aus diesem Grund so groß werden.

Seine intellektuelle Überlegenheit ist manchmal eine soziale Unterlegenheit. Das zeigte sich schon in den sechziger Jahren, als Nikos, ein Wunderkind, in Istanbul

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aufwuchs. Seine Familie lebte als Teil der griechischen Minderheit in der Türkei. In der Schule schloss er jede Klasse mit Bestnoten ab, mit elf las er, während die anderen Jungs Fußball spielten, Physikbücher, mit zwölf Chemiebücher, mit 13 stellte er Nitroglycerin her. Nebenher spielte er Akkordeon, später Klavier. Wenn er ein Lied gehört hatte, konnte er es sofort und ohne Noten nachspielen. Er spricht sechs Sprachen.

1966 ging er nach Athen und studierte am Konservatorium Musik. Mit Freunden gründete er 1970 die Rockband Peloma. Die erste Platte, die ersten Fans, die ersten Erfolge. Vorband der Rolling Stones. Shootingstars in Griechenland.

Doch dann hörte Logothetis auf. Musik war nett, aber Mathematik, das spürte er, eine Leidenschaft. Er studierte Mathe, dann Biologie. Nachts, um sein Studium zu finanzieren, saß er in Bars und Hotels weiter am Klavier, tagsüber näherte er sich der Schönheit und Komplexität des Gehirns. Logothetis sagt: »Das Gehirn macht gerade mal zwei Prozent unseres Körpergewichts aus. Aber es verbraucht 20 Prozent des gesamten Sauerstoffs. Das heißt, es ist andauernd wahnsinnig aktiv. Warum? Das wollte ich verstehen.«

Er zog nach München und machte dort in kürzester Zeit seinen Doktor in Neurowissenschaften. 1985 entdeckte ihn das MIT, das renommierte Massachusetts Institute of Technology, und holte ihn nach Cambridge. Nach ein paar Jahren wechselte er ans Baylor College of Medicine in Houston. In den USA begann er, mit Affen zu arbeiten. Sie sind, wie der Mensch, Primaten, das heißt, sie gehören zu den am höchsten entwickelten Säugetieren, sie haben eine ähnliche Neuroanatomie wie wir. Das macht sie so interessant für Hirnforscher. 1996 begann Logothetis seine Forschung in Tübingen.

»Schauen Sie mal«, sagt Logothetis, zurückgekehrt in sein Büro. Er zeigt Fotos, körnig und in Schwarz-Weiß, Makaken mit gewaltigen Beulen auf dem Kopf schauen darauf ungesund in die Kamera. »In den achtziger Jahren hat man die Implantate ohne große Rücksicht in den Schädel des Tieres eingesetzt«, sagt er. Seine Kollegen waren medizinisch weder sonderlich versiert noch interessiert, sie bohrten die Köpfe der Affen auf, wie es gerade passte, häufig bekamen die Tiere dadurch Infektionen oder Blutungen.

Logothetis war einer der ersten Forscher, die menschliche Standards für chirurgische Eingriffe an Primaten forderten. Er fragte in einem benachbarten Krankenhaus an, ob er bei Operationen an Menschen zuschauen dürfe. In seiner Freizeit beobachtete er fortan, wie Chirurgen Schädel aufschnitten. Logothetis lernte, das Skalpell so anzusetzen, dass möglichst wenig Blut fließt, er studierte, welche Hygienestandards eingehalten werden müssen.

Seine Grundlagenforschung, die er an Affen betrieb, galt als bahnbrechend. Um die Jahrtausendwende bot man ihm die Leitung des amerikanischen McGovern Institute for Brain Research an, damals finanziert durch eine 350-Millionen-Dollar-Spende eines Tech-Milliardärs. Logothetis aber blieb in Tübingen. Nirgendwo habe es damals eine Institution gegeben, die der Forschung so ergeben war wie die Max-Planck-Gesellschaft, sagt er.

In der Fachzeitschrift Science veröffentlichte er eine richtungsweisende Abhandlung, in der er beschrieb, wie Sinneseindrücke das Bewusstsein formen. Seine 2001 in Nature publizierte Arbeit über eine Methode, die eine genauere Beobachtung der Gehirnaktivität ermöglicht, wurde eine der meistzitierten Studien des Jahres in der Biologie.

Tierschützer wie P. klagen, eine solche Grundlagenforschung befriedige einzig und allein die Neugier der Forscher. Sinneseindrücke und Bewusstsein? Na und? Beobachtung der Gehirnaktivität? Wofür soll das gut sein?

Die Tierhaltung bei Nikos Logothetis: »Mindestens so gut wie in den besten Zoos«

Christiane Nüsslein-Volhard steht am Fenster ihres Büros, von hier hat sie einen direkten Blick auf das Institut für biologische Kybernetik, an dem Logothetis seine Experimente machte. Wenn sie in den letzten Jahren hinüberschaute, konnte sie oft beobachten, wie Polizisten das Gelände abriegelten und Sicherheitsleute Logothetis und seine Mitarbeiter vor gewaltbereiten Tierschützern abschirmten. Nüsslein-Volhard, 75, Bluse, Kette, weiße Locken, ist emeritierte Professorin am Max-Planck-Institut für Entwicklungsbiologie, sie gilt als eine der renommiertesten

Wissenschaftlerinnen der Gegenwart, spätestens seitdem sie 1995 als erste deutsche Frau den Medizinnobelpreis erhielt.

Den Preis bekam sie für ihre Erkenntnisse über die genetische Kontrolle der frühen embryonalen Entwicklung bei der Taufliege *Drosophila*. Versuche mit Mäusen, Ratten oder gar Affen hat sie nie gemacht. »Da bin ich zu empfindlich«, sagt sie. Dennoch, findet sie, übertrage der Mensch seine Vorstellungen von Glück und Leid allzu oft voreilig auf die Tiere. Einem Löwen im Zoo gehe es zum Beispiel gut, solange er sein Fressen kriege und artgerecht gehalten werde. Für den Tiger dagegen sei der Zoo die Hölle, er habe einen viel zu großen Bewegungsdrang.

Die Affenhaltung bei Nikos Logothetis, sagt Nüsslein-Volhard, sei tadellos gewesen. »Mindestens so gut wie in den besten Zoos.« Deshalb fassten sich einige Tierärzte auch an den Kopf, dass ausgerechnet er so angegriffen werde. »Er ist es ja gewesen, der die Standards für das Wohl von Versuchsaffen gesetzt hat«, sagt sie. Dass er nun ein Sünder sein solle, überzeuge sie nicht. Für viele sei er vielmehr ein Heiliger.

»Seine Forschung kombiniert eine Vielzahl von Methoden, was sie einzigartig macht, um optische Reizwahrnehmung in den verschiedenen Hirnzentren mit höchster Präzision darzustellen. Sie hat das Versprechen gegeben, die Grundlagen des Gehirns topografisch so aufzubereiten, wie es niemand sonst auf der Welt kann«, sagt Nüsslein-Volhard. Durch diese Detailaufnahmen könne man nun viel genauer bestimmen, in welchen Hirnarealen welche Verknüpfungen liegen. Das wiederum helfe, zu erkennen, wie etwa Depressionen entstehen oder Demenzen. Hätte er seine Forschung zu Ende führen können, glaubt Nüsslein-Volhard, »wäre er vermutlich ein Kandidat für den Medizinnobelpreis gewesen«.

Mehr als 500 neurologische und psychiatrische Krankheiten sind bekannt. Eine Heilung, vollständig und endgültig, gibt es für kaum eine. Die große Hoffnung: Grundlagenforschung, wie sie Logothetis an seinen Affen betrieben hat. Durch sie konnten Wissenschaftler beispielsweise Hirnschrittmacher entwickeln, die bei Patienten mit Parkinson, Fettleibigkeit und Schizophrenie helfen, die Symptome zu lindern. Und bei Menschen mit Depressionen.

Im vergangenen Jahr sendete Stern TV einen Beitrag über einen schwer depressiven Mann, dem ein solcher Hirnschrittmacher eingesetzt wurde. Vor der Operation, berichtet der Mann, habe er jede denkbare Therapie ausprobiert, nichts habe geholfen, er dachte an Selbstmord. Dann implantierten ihm Ärzte den Hirnschrittmacher. Der stimuliert die kranken Nervenzellen mit elektrischen Impulsen, was einen antidepressiven Effekt auslösen kann. Der Mann sagt in dem Beitrag, es gehe ihm jetzt wieder gut, es sei »einfach nur traumhaft schön« und er sei »sehr, sehr dankbar, dass das alles so funktioniert hat«. Dass die Hirnstimulation auf Affenversuchen beruht, wurde in der Sendung nicht erwähnt.

Am Institut von Logothetis versuchten sie, diese Technik weiterzuentwickeln. Noch kommt es – weil bislang nicht klar ist, was genau passiert, wenn der Strom durch das Gewebe fließt – bei 40 Prozent der Betroffenen zu Nebenwirkungen wie Herzproblemen und neuronalen Störungen. Eine von Logothetis' Arbeitsgruppen war dabei, an Affen eine Methode zu entwickeln, um diese Risiken zu vermindern.

»Da sollte man ehrlich sein«, sagt Nüsslein-Volhard in ihrem Büro: »Nahezu jeder medizinische Fortschritt der letzten 200 Jahre basiert auf Tierversuchen.« Es gäbe heute ohne Experimente an Tieren keine Therapien gegen Aids, Krebs oder Malaria, keine Impfstoffe gegen Tetanus, Sars oder Kinderlähmung, keine Immunisierung gegen Polio, Diphtherie und Hepatitis, keine Antibiotika, keine Herzmedikamente, keine Narkosemittel, keine Insulin-Injektionen, keine Bluttransfusionen, keine Organtransplantationen.

Und doch kreist über jedem an Mäusen erprobten Wirkstoff, über jeder an Makaken untersuchten Heilbehandlung die Frage: Darf man das – an Tieren testen, was Menschen einmal helfen soll? Vor allem an Tieren, die dem Menschen so nah sind wie der Affe?

Es gibt Philosophen, die sagen, ja, man dürfe, es gebe nämlich keine höhere Existenzform als unsere, die sich in Kunst, Musik und Literatur entfalte, die Institutionen für Bildung, Wirtschaft und Politik hervorgebracht habe. Der Mensch, die einzige Kreatur, die sich ihres eigenen unausweichlichen Todes bewusst sei, stehe vielmehr in der Pflicht, seinen Artgenossen – Familienmitgliedern, Freunden,

Mitmenschen –, so gut es geht, zu helfen. Deshalb sei es zum Wohle der Menschheit gerechtfertigt, an Tieren, auch an Affen, zu experimentieren.

Es gibt aber auch Peter Singer. Der Australier, ein Philosoph auch er und seit seinem 1975 erschienenen Buch *Die Befreiung der Tiere* Lichtgestalt der Tierrechtsbewegung, ist der Ansicht, Forscher dürften, wenn durch ihre Versuche Tausende Leben gerettet würden, einigen wenigen Tieren Leid antun – allerdings nur, wenn sie zugleich wenigstens theoretisch bereit wären, »ihre Experimente an verwaisten Menschen mit schwerwiegenden, unheilbaren Hirnschäden durchzuführen«. Singer schreibt, Affen, selbst Mäuse oder Ratten hätten eine höhere Schmerzempfindlichkeit als schwer hirngeschädigte Menschen.

Im ersten Augenblick klingt das barbarisch. Dann klingt es logisch. Aber schließlich fragt man sich doch: Haben nicht die allermeisten Menschen mehr Mitleid mit einem anderen Menschen, und sei er ihnen fremd, als mit einem Affen? Mit welchen Gefühlen beträten die Menschen in einer Welt, in der Experimente an Hirngeschädigten erlaubt wären, ein Krankenhaus? Wüchsen ihre Angst und ihr Misstrauen nicht ins Unermessliche?

»Da ist es!«, ruft Logothetis und tatscht mit seinem Zeigefinger auf den Monitor. Er sitzt vor seinem Computer und hat eine PowerPoint-Präsentation geöffnet, die er für einen Vortrag angefertigt hat. Auf einer Folie stehen monströse Zahlen zum Töten und Schlachten von Tieren in Deutschland. Logothetis will die Verhältnismäßigkeit verdeutlichen.

Jährlich werden in deutschen Schlachthäusern mehr als 700 Millionen Geflügeltiere und knapp 60 Millionen Schweine umgebracht. Rund vier Millionen Tiere reißt die Flinte eines Jägers aus dem Leben, etwa 230 000 sterben im Straßenverkehr. »Wissen Sie, wie viele Affen 2016 für die Grundlagenforschung eingesetzt wurden?«, fragt Logothetis, die Stimme längst scharf und wütend. Er antwortet selbst: »192.« Und das seien Makaken, Javaner- oder Krallenaffen, also keine Menschenaffen wie Schimpansen oder Gorillas, die aufrecht gehen und lachen können. Versuche mit ihnen werden in Deutschland seit 1991 nicht mehr gemacht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wollte Logothetis ein neues Experiment mit seinen Affen starten, musste er einen rund 80-seitigen Versuchs Antrag schreiben. Er musste nachweisen, welche Erfahrungen und Fähigkeiten die mitwirkenden Forscher besaßen. Er musste erläutern, wie, wann und von wem der Gesundheitszustand der Affen kontrolliert wurde und unter welchen Bedingungen die Tiere gehalten wurden. Er musste die Käfige beschreiben, die Ausstattung, das Hygienemanagement und belegen, dass die zu erwartenden Erkenntnisse allein durch einen Tierversuch zu erhalten waren.

Der Antrag ging daraufhin ans zuständige Regierungspräsidium Tübingen. Dort beriet eine Ethikkommission, bestehend aus Tierärzten, Ärzten, Forschern und Tierschützern, über Nutzen und Notwendigkeit des Versuches. Während der Experimente überwachten Tierschutzbeauftragte die Einhaltung der behördlichen Weisungen, manchmal tauchte ein Amtstierarzt zu unangekündigten Kontrollen auf.

Solche Experimente kann man in Logothetis' Institut nicht mehr beobachten. Die Makaken-Käfige sind leer, Logothetis gab seine Affenforschung auf, nachdem er in den Monaten nach der Ausstrahlung des Fernsehbeitrags, während all der Demonstrationen und Attacken gegen ihn, einen Hörsturz erlitten hatte und wegen Herzproblemen in Behandlung war. Die Öffentlichkeit forderte ein zügiges Ende der Versuche. Viele seiner Affen wurden noch letzten Tests unterzogen, danach mussten die meisten, wie vorgesehen, wenn bestimmte Versuchsreihen beendet sind, getötet werden. Im April 2017 stellte das Institut die Primatenversuche ein.

Doch es gibt noch einige wenige Einrichtungen in Deutschland, versteckt und hoch gesichert, in denen Forscher weiterhin mit Affen experimentieren.

Schon am Telefon hatte der Mann geraunt, man finde keine Ausschilderung, keinen Namenszug an der Klingel, man wisse schon, warum. Aber man könne gerne kommen. Man fährt Richtung Norden, nach Bremen – bis man irgendwo im Schatten eines schicken Gebäudes unauffällig eine Baracke kauern sieht, stahlumzäunt und videoüberwacht. 700 Kilometer von Logothetis entfernt öffnet ein anderer Hirnforscher die Tür, er ist schlank und groß und gut gelaunt. Andreas Kreiter sagt: »Wir können gleich rüber in die Versuchsräume.«

Ein Forscher sagt: Wären die Affen gestresst, könnte man nicht mit ihnen arbeiten

Kreiter, 55, ist Professor für Zoophysiologie, er leitet die Abteilung Theoretische Neurobiologie der Universität Bremen. Er arbeitet, wie Logothetis früher, mit Affen und ist ebenfalls bestens vertraut mit Anfeindungen aller Art. Als er 1997 nach Bremen kam, hängten Tierschützer in der Innenstadt ein Plakat auf: »Die Uni beruft Affenfolterer Andreas Kreiter. Wenn Sie etwas dagegen haben, rufen Sie ihn doch an oder besuchen Sie ihn.« Darunter seine Privatadresse und Telefonnummer. Einmal versuchte ein aufgebrachter Mob, das Büro zu stürmen, in dem er sich verschanzt hatte, ein anderes Mal erhielt seine Frau einen als Werbesendung getarnten Brief, in dem Tierrechtler drohten, den dreijährigen Sohn zu entführen und ihn als Versuchstier zu missbrauchen. Jahrelang stand Kreiter unter Polizeischutz.

Jetzt bitte leise sein. Er betritt einen Raum, darin Messgeräte, Computerbildschirme und ein Mitarbeiter. Kreiter deutet auf einen Monitor, ein Makake ist darauf zu sehen. Dann dreht sich Kreiter zur Tür neben den Geräten. Da, flüstert er, befinde sich das Tier gerade und löse Aufgaben.

Der Affe, so ist auf dem Monitor zu sehen, sitzt auf einem Primatenstuhl: einer Box aus Plexiglas mit einem Loch im Deckel, der Kopf des Tieres schaut heraus. Die Arme kann es frei bewegen. Aus seinem Schädel ragt ein Implantat mit Schraubverbindung; über sie ist der Affe an eine Metallkonstruktion angeschlossen, die von der Decke hängt. Dank der Elektroden in seinem Gehirn können die Forscher die Signale einzelner Nervenzellen auslesen. »Er merkt davon nichts«, sagt Kreiter. Das Hirn ist, wie beim Menschen, schmerzempfindlich.

Der Affe soll wiederkehrende Formen erkennen. Jedes Mal, wenn er es schafft, erhält er zur Belohnung über einen Schlauch, der in seinen Mund führt, einen Schluck Wasser. Das, kritisieren Gegner, funktioniert nur, weil die Tiere in den Tagen vorher nichts zu trinken bekämen. Sonst würden sie nicht mitmachen. Folter sei dies. Kreiter sagt: »Makaken laufen in der freien Wildbahn oft acht Tage von einem Wasserloch zum nächsten, ohne etwas zu trinken. Würden unsere Affen wirklich leiden, wären sie gestresst, und mit gestressten Tieren kann man nicht arbeiten.«

Zwanzig Minuten löst der Affe Aufgaben, plötzlich hört er auf. Guckt umher. Kratzt sich. Dann fallen ihm die Augen zu. Der Mitarbeiter lehnt sich in seinen Stuhl. »Das ist normal«, sagt er. »Kurzes Nickerchen«. Kreiter ergänzt: »Hätte er Angst, würde er nicht einfach einschlafen.«

Kreiter verabschiedet sich von seinem Kollegen und schlendert in benachbarte Laborräume, in denen andere Affen an ähnlichen Aufgaben sitzen. Er plaudert mit den Mitarbeitern und erklärt, dieses hier sei Grundlagenforschung im Endstadium. Er sei zuversichtlich, dass die an diesen Affen ersonnene Technik schon bald gelähmten Patienten mit Amyotropher Lateralsklerose, ALS, helfen könne, wieder zu kommunizieren, indem sie über Elektroden im Kopf Buchstaben auf einem Monitor auswählen und so Wörter und Sätze bilden.

Vieles können Forscher heute bereits ohne Tiere untersuchen. Sie züchten im Labor Zellen aus tierischem oder menschlichem Gewebe und analysieren ihr Verhalten. Sie kultivieren eine menschliche Hautschicht in einer Petrischale und testen daran Chemikalien. Tabakprodukte, Waffen und Kosmetika dürfen in Deutschland nur noch an Zellkulturen erprobt werden. Auch in der Hirnforschung, behaupten Versuchsgegner, seien Alternativen denkbar, Computersimulationen etwa.

Er sei, sagt Kreiter dazu, schon mal rübergegangen ins Nachbargebäude, zu den IT-Spezialisten, und habe ihnen das vorgeschlagen. Die hätten sich kaputtgelacht: ein Modell des kompletten Gehirns? Wie sollen wir etwas simulieren, von dem niemand weiß, wie es wirklich funktioniert? Man würde, wäre das möglich, sofort auf Computermodelle umsteigen, allein schon aus Kostengründen, sagt Kreiter. »Es ist aber nicht möglich.«

Als die Affen ihre Aufgaben erledigt haben, bringen Pfleger sie zurück in ihre Käfige. Besucher dürfen nicht rein, das Risiko, ein Virus hineinzutragen, ist zu hoch. Aber Aufnahmen zeigen Ställe, in denen 18 Tiere in Kleingruppen zusammenleben, sie haben Kletterbäume, Seile, Hängematten, auch einen Flachbildschirm. Makaken lieben es, fernzusehen, sagt Kreiter. Hoch geschätzt sei das Vormittagsprogramm, da liefen oft Tierfilme. »Wenn dann aber ein Löwe im Film auftaucht, ist das Geschrei groß.«

Echte Wildnis kennen die Tiere nicht. Versuchsaffen werden schon in Zuchtstationen geboren. Im Dschungel oder in der Savanne würden sie nicht überleben. Makaken können üble Zeitgenossen sein. Ihre Revierkämpfe sind brutal, manchmal reißt ein Affe die Zunge seines Gegners heraus oder beißt ihm einen Finger ab. In den Ställen werden die einzelnen Gruppen meist mit Plexiglasscheiben voneinander getrennt. So können sie noch interagieren, aber nicht aufeinander einprügeln.

Kreiter stört, dass in der gesellschaftlichen Diskussion um Tierversuche ein wesentlicher Aspekt unterschlagen werde. »Ich will es an einem Beispiel erläutern.« Werde jemand erwischt, wie er an einem Unfallort vorbeifährt, ohne zu helfen, werde er zu Recht wegen unterlassener Hilfeleistung verurteilt. »Verhindern Tierversuchsgegner vier Jahre lang ein Forschungsprojekt«, sagt Kreiter, »verzögern sie damit womöglich vier Jahre lang die Entwicklung einer medizinischen Technik, die Hunderte Menschenleben hätte retten können.« Kreiter glaubt, ohne die Behinderung von Logothetis' Arbeit hätte dessen Labor in der Zwischenzeit sicher wegweisende Erkenntnisse erzielt, die vielen Menschen zugutegekommen wären.

Nikos Logothetis hatte, als die Affäre ihren Lauf nahm, darauf gedrängt, den eingeschleusten Tierschützer P. zu verklagen. Der sei unter Behauptung falscher Tatsachen in sein Labor gelangt, habe heimlich Filmaufnahmen gemacht und interne Dokumente gestohlen. Die Max-Planck-Gesellschaft habe davon aber nichts hören wollen, sagt er. »Sie wollten die Sache klein halten.«

Den Mann, der ihn ins Verderben stürzte, sah Logothetis zum ersten Mal an einem Tag im August 2013. Es war P.s erster Arbeitstag. Logothetis begrüßte den neuen Mitarbeiter und ging zurück in sein Büro. Und P. begann seine Undercover-Mission.

P. hat schon lange nicht mehr über diese gut sechs Monate gesprochen. Eine extreme Zeit sei es gewesen, eine stressige auch, sagt P. Er hat für das Treffen eine Kneipe am Augsburger Bahnhof vorgeschlagen, seine Wohnung liegt außerhalb. P., 33, bestellt einen Kaffee ohne Milch und Zucker, er trinkt vegan und isst vegan und trägt vegan, heute ein schwarzes T-Shirt, eine schwarze Hose.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Auf den Job sei er durch eine Stellenanzeige gestoßen, Tierpfleger in Labor gesucht. Das passte, er hatte ja Erfahrung. »Ich habe früher in einer kleinen Tierarztpraxis ausgeholfen«, erzählt P.

Vor einigen Jahren habe er mit Bekannten die Soko Tierschutz gegründet, sagt P. »Unser Hauptanliegen war es, die Menschen zu informieren, wie Tiere behandelt werden.« Der Verein, der auf Facebook heute gut 50 000 Nutzern gefällt, deckte auf, wie auf einem Schlachthof in Düren, aus dem auch McDonald's Fleisch orderte, das Vieh so schlecht betäubt wurde, dass etwa Rindern mehrmals in den Kopf geschossen werden musste, ehe sie verendeten. Gerade erst dokumentierte er die Qualen von Kühen auf einem Hof in Sachsen-Anhalt: Lebende Tiere stehen da zwischen verwesenden Kadavern, in einer Aufnahme reißt ein automatischer Kot-Schaber eine geschwächte Kuh mit. Die Aufnahmen der Laboraffen aber waren der vielleicht größte Coup der Aktivisten.

Er sei dafür extra nach Tübingen gezogen, erzählt P. Es war seine erste Undercover-Recherche. Nach einigen Wochen traute er sich, den Affenalltag mit einer im Hemd versteckten Kamera aufzunehmen. Was er sah, empfand er als Pein für die Tiere. Die Experimente, der Wasserentzug, die Primatenstühle. »Man versuchte, wie beim Hundetraining, die Tiere zu belohnen, wenn sie Dinge richtig ausführen«, sagt P. Das müsse man seiner Meinung nach als einen gewissen Zwang interpretieren.

Wohl nie hatten Tierschützer größeren Einfluss auf die Gesellschaft als heute

Wie ein radikaler Tierschützer wirkt er nicht. Die zurückhaltende Art, die gedämpfte Stimme, ehrlich müsse man schon sein, meint P. Natürlich habe man am Ende die schlimmen Sequenzen ausgewählt, manipuliert sei aber nichts. Den Institutsleiter habe er nicht als jemanden wahrgenommen, der Tieren aus bösem Willen Schmerz zufügt. »Ich glaube sogar«, sagt P., »dass die Menschen, die diese Forschung betreiben, meinen, Gutes zu tun. Sie denken, mit ihrer Arbeit der Menschheit zu helfen.« Sieht er anders. »Das Problem mit der Grundlagenforschung ist ja, dass sie erst mal keinen praktischen Nutzen hat.«

Und Tierexperimente, die unmittelbare Anwendung finden, wie die Erprobung eines Wirkstoffes gegen Ebola an Affen, die half, die Epidemie in Afrika vor wenigen Jahren zu bekämpfen – sind die erlaubt?

»Also für mich stellt sich die Frage, ob man es nicht auch mit anderen Methoden hätte entwickeln können.«

»Auf die Schnelle nicht.«

»Weiß ich nicht. Ist auf jeden Fall ein schwieriges ethisches Thema. Mir fehlen da Informationen.« Jedenfalls dürften Tiere nicht leiden.

Stattdessen aber die angefeindeten Forscher?

P. zuckt mit den Schultern: »Ich finde es schwierig, uns als Tierschutzorganisation die Verantwortung dafür in die Schuhe zu schieben.«

P. hat die Soko Tierschutz mittlerweile verlassen. Über die Gründe will er nicht sprechen. Er arbeitet jetzt für Peta, die größte Tierrechtsorganisation der Welt, unterstützt von mehr als sechseinhalb Millionen Menschen und bekannt für ihre Kampagnen. Eine hieß »Der Holocaust auf Ihrem Teller«, sie zeigte Bilder, zweigeteilt, auf der einen Seite ausgezehnte KZ-Häftlinge, auf der anderen Seite Hühner und Schweine in der Massentierhaltung.

Wohl nie hatten Tierschützer größeren Einfluss auf die Gesellschaft als heute. Bilder von aufgebohrten Affenschädeln und tumorgeplagten Mäusekörpern werden gepostet, weitergeleitet, tauchen unangekündigt und ohne Kontext in Facebook-Timelines auf, Millionen leiden mit. Die Empörung dieser Millionen gebiert öffentlichen Druck, diesem standzuhalten schaffen wenige.

Tierschützer übten so lange Druck auf Abgeordnete der Bremischen Bürgerschaft aus, bis das Parlament einstimmig beschloss, Andreas Kreiters Affenversuche zu beenden. Dass viele Politiker zu Beginn für die Forschung waren: vergessen. Kreiter konnte nur weitermachen, weil er klagte und das Bundesverwaltungsgericht ihm 2014 recht gab. Die Belastungen für die Tiere seien »im Hinblick auf die hohe wissenschaftliche Bedeutung des Versuchsvorhabens ethisch vertretbar«, begründeten die Richter ihre Entscheidung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sieben Monate nach dem Urteil fanden die Bilder der Tübinger Laboraffen ihren Weg in die Welt. Die Soko Tierschutz hatte P.s Aufnahmen, rund 100 Stunden, Stern TV zur Verfügung gestellt. Logothetis hätte sich gewünscht, dass die Tierschützer das gesamte Material veröffentlichen. Da hätte man den Alltag der Tiere gesehen, meint Logothetis, »die Realität«: wie sie spielen, schlafen.

Die Aufnahmen wurden nicht veröffentlicht. Stern TV, teilt die Produktionsfirma mit, habe das gesamte Material gesichtet, die Szenen seien nach Relevanz für den Beitrag ausgewählt worden. Logothetis habe das Angebot, die Vorwürfe zu entkräften, nicht genutzt.

P. wurde nicht verklagt. Stattdessen stellten einige Tierrechtsorganisationen Strafanzeige gegen Logothetis und sein Institut wegen Verstößen gegen das Tierschutzgesetz. Die Staatsanwaltschaft rückte zur Hausdurchsuchung an.

Die Max-Planck-Gesellschaft erklärte, sie stelle sich hinter die Forscher, versprach aber zugleich Verbesserungsmaßnahmen für die Primatenhaltung. Für Logothetis hörte sich das wie ein Schuldeingeständnis an. »Die Max-Planck-Gesellschaft wollte«, sagt Logothetis, »die ganze Angelegenheit unter den Teppich kehren.« Er lehnte alle Verbesserungsmaßnahmen ab und schlug stattdessen vor, noch mehr Affen anzuschaffen: ein Zeichen zu setzen. Position zu beziehen.

Man kann sich vorstellen, dass dieser in seiner Forschung unangefochtene und zugleich so emotionale Professor für die Max-Planck-Gesellschaft in dieser schwierigen Zeit kein einfacher Partner war.

An einem Tag im April 2015 setzte sich Logothetis frustriert an seinen Schreibtisch und tippte eine E-Mail an Kollegen. Darin gab er bekannt, er werde seine Affenforschung beenden. Ein Aufschrei folgte, fast 5000 Wissenschaftler aus aller Welt solidarisierten sich mit ihm.

Es half nichts, jetzt wühlte sich die Justiz in den Fall hinein, Zeugen wurden vernommen, Akten durchforstet. Die Ermittlungen zogen sich hin. Dann bekam Logothetis eine E-Mail von Martin Stratmann, dem Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft.

Für den Fall, dass ein Strafbefehl ergehe, wolle er Logothetis schon mal seine Möglichkeiten aufzeigen: »Eine Akzeptanz des Strafbefehls impliziert das Eingeständnis Ihrer Schuld (...). Konsequenterweise würde der Verwaltungsrat der Max-Planck-Gesellschaft darüber zu befinden haben, Ihnen die Leitungsfunktion teilweise, z. B. bezüglich des Personals, das mit Tierversuchen befasst ist, zu entziehen.«

Auch im zweiten Fall, bei einem Einspruch gegen den Strafbefehl, »müsste der Verwaltungsrat, um Schaden von uns allen abzuwenden, sich mit dem Ruhen Ihrer Leitungsfunktion bis zur rechtskräftigen Entscheidung des Gerichtes befassen und ggf. alle von Ihnen zu verantwortenden Tierversuche einstellen«. Er, Stratmann, empfehle ihm, Logothetis, dringend, seine Leitungsfunktion freiwillig nicht mehr auszuüben und sämtliche eigenen Tierversuche einzustellen. »Ungeachtet Ihrer oben skizzierten Entscheidungsmöglichkeiten steht es Ihnen daneben frei, auch darüber nachzudenken, die Max-Planck-Gesellschaft vorzeitig zu verlassen.«

Am Ende hatte die Staatsanwaltschaft dem Forscher nicht mehr viel vorzuwerfen

Auf Nachfrage teilt die Max-Planck-Gesellschaft mit, der Vorschlag ihres Präsidenten sei »angemessen« gewesen und habe dem Ziel gedient, »möglichst Schaden von allen Involvierten abzuhalten und sich gemeinsam auf die Lösung der Sachlage zu konzentrieren«.

Logothetis wunderte sich: Der Vorgänger Stratmanns hatte ihm, weil er so zufrieden mit ihm war, doch erst vor einigen Jahren eine Verlängerung seines Arbeitsvertrages über das Rentenalter hinaus angeboten. Nun ließ ihn der neue Präsident fallen, aus Furcht vor ein paar Tierschützern? Und überhaupt: Gilt nicht für jeden Menschen die Unschuldsvermutung?

Vier Monate nach der E-Mail des Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft schloss die Staatsanwaltschaft Tübingen die Ermittlungen gegen Logothetis ab. Viel hatte sie ihm nicht mehr vorzuwerfen. Der Affe etwa, der im Fernsehen mit kahl rasiertem Schädel für Entsetzen gesorgt hatte: alles in Ordnung. Das Tier war zuvor

am Kopf operiert worden. Deshalb die abrasierten Haare. Das Wundsekret, das ihm so kläglich über das Gesicht gelaufen war: sähe bei jedem Menschen nach einer solchen OP ähnlich aus. Nur dass Menschen einen Verband und eine Kanüle bekommen. Affen nicht. Die würden sofort daran herumreißen.

Auch die restlichen Schockaufnahmen ließen sich erklären, sodass nur eine Anschuldigung übrig blieb: Die Forscher sollen drei Tiere, darunter die bei Stern TV zu sehende Affendame Stella, zu spät eingeschläfert haben. Die ermittelnde Staatsanwältin wollte die Ermittlungen einstellen, aber dann schaltete sich, was selten passiert, die Generalstaatsanwaltschaft ein und bat darum, doch über einen Strafbefehl nachzudenken, da ihrer Auffassung nach »in mindestens einem Fall das Leiden des Tieres schwer« gewesen sei und »schuld mindernde Umstände hier möglicherweise überbewertet worden sind«.

Anfang des Jahres beantragte die Staatsanwaltschaft dann Strafbefehl gegen Nikos Logothetis und zwei seiner Mitarbeiter wegen des Vorwurfs der Tiermisshandlung. Logothetis legte Einspruch ein. Und die Max-Planck-Gesellschaft tat wie angekündigt: Keine 24 Stunden nach Bekanntgabe des Strafbefehls teilte sie der Öffentlichkeit mit, »dass Prof. Logothetis bis zum Abschluss des Verfahrens keine Tierversuche durchführen oder anleiten wird«. Das sei nicht rechtens, meinte Logothetis und klagte. Das Gericht forderte die beiden Parteien auf, sich außergerichtlich zu einigen. Dazu ist es bisher nicht gekommen.

Das Verhalten der Max-Planck-Gesellschaft hat viele Wissenschaftler empört, sie sorgen sich um den Forschungsstandort Deutschland. Johanna Wanka, im Jahr 2015 Bundesforschungsministerin, schrieb zum Fall Logothetis, sie finde es »absolut unerträglich, dass in Deutschland Wissenschaftler bedroht und unter Druck gesetzt werden«. Die Max-Planck-Gesellschaft dagegen sagt: »Der Forschungsstandort Deutschland ist gefährdet, wenn Tierschutz-Standards nicht eingehalten werden.«

Nikos Logothetis überlegt jetzt, Tübingen zu verlassen. Um Ostern herum war er in China, eine wissenschaftliche Gesellschaft hatte ihn nach Shanghai eingeladen. Die Chinesen bereiteten ihm einen überwältigenden Empfang. Eine Delegation führte ihn durch die Stadt, der Bürgermeister begrüßte ihn. Man wolle, erzählten seine Gastgeber ihm, ein Forschungszentrum errichten, das seinesgleichen suche in der Welt.

Hirnforschung auf höchstem Niveau. Mit den besten Leuten, der neuesten Technik. Es wäre ihnen eine Ehre, sagten sie, wenn er, Nikos Logothetis, sich entschiede, dieses Zentrum zu leiten.

Die Chinesen haben ihm mittlerweile ein Angebot unterbreitet, es ist außergewöhnlich, großzügig in jeder Hinsicht. Und Affen, sagten sie, könne er haben, so viele er wolle.

Der gefährlichste Fisch der Welt

Ermordete Bauern in Brasilien, Explosionsgefahr auf Schiffen, Gift im Essen – das alles hat mit unserem Appetit auf Lachs zu tun. Eine Reportage darüber, was passiert, wenn sich die Menschheit eines wilden Tieres bemächtigt

Von Thomas Fischermann, Christian Fuchs, Anne Kunze, Maria da Luz Miranda und Stefan Willeke, Die Zeit Nr. 31, 26.07.2018

Der norwegische Forscher Alex Obach war kurz davor, die Antwort auf ein großes Problem zu finden, schon lange hatte er sich mit den Fischschwärmen in den Ozeanen beschäftigt, mit den Preisen für Lachsfilets auf den internationalen Märkten und den Routen der Fischkutter, da rief er noch einmal eine gute Bekannte in Spanien an. Er brauchte Gewissheit, dass sein Plan aufgehen würde. Die Bekannte, eine Ernährungswissenschaftlerin im Zoo von Barcelona, sagte den entscheidenden Satz: »Auch Löwen können zu Vegetariern werden.« Löwen, die in Afrika Gazellen reißen, verwandeln sich in Tofu-Tiere? »Ich versichere dir: Die Löwen bleiben danach trotzdem wilde Tiere und werden nicht zu Häschen«, erwiderte die Freundin am anderen Ende der Telefonleitung, und Alex Obach war sich nun ganz sicher: Was bei Löwen hinhaut, das muss auch bei Lachsen klappen. Die Lachse in den Fischfarmen, das war Obachs Plan, sollen umerzogen werden. Sie sind zwar Raubfische, sollen aber aufhören, das Übliche zu fressen, zu Pellets gepresstes Trockenfutter aus Fischöl und Fischmehl. Sie sollen sich an pflanzliche Kost gewöhnen.

Die Idee hat sich durchgesetzt. Überall in Norwegens Lachsindustrie, der größten der Welt, ist man dabei, Raubfische zu Vegetariern zu machen. Das könnte eine erlösende Nachricht sein, für die Natur und für die Nahrungsindustrie. Niemand muss mehr gewaltige Mengen von Sardinen vor der südamerikanischen Küste wegfangen, sie zu Fischfutter verarbeiten und es nach Norwegen fahren, wo in

gigantischen Mengen Zuchtlachse gemästet werden, um den Bedarf von Supermärkten, Restaurants und Hotels in ganz Europa zu decken. Niemand muss sich noch um Klimaphänomene wie El Niño scheren, durch die Meeresströmungen verändert und Milliarden kleiner Fische vernichtet werden, die am Ende der Lachsindustrie fehlen. Niemand muss mehr lästige Bedenken der Umweltschützer ernst nehmen. Pflanzen – und das könnte die Pointe sein – sind die Rettung für Menschen, die immer mehr Fisch essen, weil sie auf das Fleisch von Schweinen, Rindern und Hühnern verzichten wollen. Lachse, die vegetarisch ernährt werden, bieten einen Notausgang aus einem Dilemma: Wer unbedingt auf Fleisch verzichten will, aber nicht immer auf Fisch, bekommt den bestmöglichen Kompromiss serviert.

Die grüne Nahrung der Lachse ist perfekt, um einen globalen Kreislauf in Bewegung zu halten: immer mehr Lachse, immer mehr Futter für Lachse, immer mehr Käufer, immer mehr Profit. Denn die pflanzliche Kost ist auch preiswerter als tierische Nahrung. Niemand muss auf Lachs verzichten, niemand noch die Ernährungsgewohnheiten der westlichen Welt in Zweifel ziehen. Alex Obach, der Forschungschef der Fischfutterfirma Skretting, hat bloß an hungrige Lachse gedacht und darüber eine Formel des wirtschaftlichen Wachstums entdeckt: den vegetarischen Kapitalismus.

Es ist kein Zufall, dass Lachse dabei eine große Rolle spielen. Sie sind begehrte Konsumgüter der Wohlstandsgesellschaft, in Deutschland die beliebtesten Speisefische. Einerseits. Andererseits sind sie Parabeln auf den Zustand der Erde. Ein Lachs, der in Kanada von einem Bären aus einem kristallklaren Bach gefischt wird, hat zwar nur noch wenige Sekunden zu leben, aber er lässt auch einen Menschheitstraum wahr werden – die Versöhnung mit der geschundenen Natur. Wer vor Augen hat, wie sich ein wild lebender Lachs, auf der Schwanzflosse tänzelnd, einen Wasserfall emporarbeitet, der sieht darin einen Beweis, dass die Erde noch nicht am Ende ist. Es ist das beeindruckende Schauspiel eines Fisches, in dem der Mensch, wenn er denn will, eine Botschaft lesen kann: Es gibt sie noch, die unbezwingbare Schönheit der Wildnis.

Wer ein Schweineschnitzel isst, der muss sich vorwerfen lassen, die Massentierhaltung zu fördern und Tierquälerei hinzunehmen. Wer ein Lachsfilet

verspeist, der beruhigt sich gern mit dem Gefühl, auf der richtigen Seite der Zivilisation zu stehen, der Seite der Moral. Aber gibt es das heute überhaupt noch, Essen mit Moral?

Wie viel sich verändert hat, erkennt man daran, dass der Forscher Alex Obach von seinem Büro aus keinen unverbauten Blick mehr auf den Fjord hat. Er schaut inzwischen auf ein hohes Silo. Dort wird das Soja gelagert, das aus Südamerika zur Fabrik in Norwegen geliefert wird, wo 33 Tonnen Fischfutter hergestellt werden, nicht am Tag, sondern in der Stunde. Drei dieser Fabriken betreibt die Firma Skretting allein in Norwegen. Hinzu kommen Werke in Chile, Kanada, Australien, auf der halben Welt. Und es gibt viele weitere Großfabriken anderer Konzerne. Menschen in 140 Ländern werden von norwegischen Fischfarmen mit Lachs versorgt, 14 Millionen Mahlzeiten täglich. In Deutschland isst eine vierköpfige Familie durchschnittlich 90 Lachsfilets im Jahr, fast doppelt so viele wie vor zehn Jahren. Lachse sind zu einem Maßstab dafür geworden, wie weit es der vegetarische Kapitalismus gebracht hat. Wo hört er wohl auf, vor allem aber: Wo fängt er an?

Folgt man der Spur des Lachsfutters zurück zum Ursprung, dann stößt man auf einen Bauernhof in Brasilien und hört den Farmer Márcio Manoel da Silva davon erzählen, wie das Soja den Himmel verfärbt. Im gleißenden Schein der Mittagssonne zeigt der Farmer auf ein kleines Flugzeug, das sich seinem Hof nähert. Dahinter lässt eine dunkle Wolke den Horizont ergrauen, Giftpartikel rieseln herab, reizen die Augen der Feldarbeiter und begraben ihre Hoffnungen auf eine gute Ernte. »Niemand lässt uns in Ruhe«, sagt der Kleinbauer da Silva und reicht zum Beweis ein paar verschrumpelte Salatblätter herüber. Es sind da Silvas mächtige Nachbarn, die seine Ernte vernichten: Großgrundbesitzer, die ihre riesigen Felder mit vollautomatischen Landmaschinen bewirtschaften und Kleinflugzeuge aufsteigen lassen, die Chemikalien abwerfen. Hier, rings um die Stadt Sorriso mit etwa 85.000 Einwohnern, liegt das Herz der brasilianischen Agrarwirtschaft. Nirgendwo sonst im Land wird auf gleicher Fläche so viel Soja angebaut wie auf den endlosen Monokulturen in dieser Region. Auch das Soja für die Lachse, das der Konzern Skretting in Norwegen benötigt, stammt von hier.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Farmer da Silva, 45 Jahre alt, lebt mit seiner Frau und drei Söhnen auf einer abgelegenen Parzelle. Nur über eine Lehmtrasse kann man den Bauernhof erreichen. Zusammen mit 211 anderen Kleinproduzenten zieht da Silva Salate und Früchte, die er auf Märkten verkauft. Die Großbauern mit den Sojafeldern sind auf das Land der Kleinbauern aus. »Sie wollen uns hier kein Stückchen Erde lassen«, sagt da Silva. Er fürchtet sich vor ihren Methoden.

Eine Zeit lang patrouillierte da Silva nachts mit einem Jagdgewehr um sein Haus. Er hatte Angst davor, dass seine Familie im Schlaf von den Wachleuten der Nachbarn ermordet würde. Da Silva erinnert sich gut daran, wie im April 2017 fünf Kleinbauern nördlich von Sorriso gefoltert und getötet wurden. Sie brachten es in den Nachrichten.

Die Macht der brasilianischen Großfarmer hat zugenommen. Die Großen werden größer, die Kleinen werden kleiner, bis sie ganz verschwinden. 14 Millionen Hektar Sojafelder sind binnen zehn Jahren in Brasilien neu entstanden. Im vergangenen Jahr produzierte das Land etwa 117 Millionen Tonnen Soja, 84 Millionen davon wurden exportiert, ungefähr 20 Millionen nach Europa. Es wäre maßlos übertrieben, zu behaupten, dass allein wegen der Lachse in Norwegen die Umwelt in Südamerika leiden muss, denn auch Viehfutter besteht zum Teil aus Soja. Aber es gibt inzwischen auch Sojamilch, Sojamehl und Sojanudeln. Jahr für Jahr bringt der vegetarische Kapitalismus neue Waren hervor, für die auch die Natur einen Preis zahlt. Ohne all diese Produkte ginge es den brasilianischen Großbauern wahrscheinlich schlechter, den Kleinbauern besser, der Krieg ums Soja-Land würde entschärft.

In Brasilien wird der Konflikt ums Soja meist am Himmel ausgetragen. Sobald sich die Sprühflugzeuge der Großfarmer nähern, fühlt sich da Silva wie bei einem Chemieangriff. Seit Jahren klagen seine Frau und seine Kinder über Durchfall und Brechreiz, Allergien, Kopfschmerzen, Atemnot.

Sorriso, der Name der Stadt, heißt übersetzt »Lächeln«. Dort steht auch eine Fabrik des Unternehmens Caramuru Alimentos. Das ist einer von drei Soja-Herstellern, die den Konzern Skretting in Norwegen beliefern. Ringsherum, im Bundesstaat Mato Grosso, der zweieinhalbmal so groß ist wie Deutschland, werden ständig weitere Riesenfelder mit Monokulturen angelegt. Im Norden Brasiliens roden

Farmer den Amazonaswald, in der Landesmitte beackern sie die Savanne von Cerrado, im Süden legen sie das Sumpfbiotop Pantanal trocken, in dem Biologen rund 4700 Tier- und Pflanzenarten zählten. Die Menschen, die bisher in diesen Gebieten lebten – traditionelle Kleinbauern und Angehörige indigener Völker –, werden vertrieben, sie weichen in Armensiedlungen aus. Zwischen 1995 und 2017 mussten allein in Mato Grosso mehr als 22.000 Familien fliehen.

Nach Angaben der katholischen Landpastorale sind in Brasilien etwa 2000 Menschen bei diesen Konflikten ums Leben gekommen. Reporter, die sich für die Machenschaften der brasilianischen Agrarwirtschaft interessierten, wurden bedroht. Manche von ihnen wurden ermordet, 26 Journalisten seit dem Jahr 2010. All das sind hässliche Nebenwirkungen des vegetarischen Kapitalismus, die man in Europa kaum wahrnimmt.

Drei große Soja-Unternehmen, Caramuru und zwei andere, teilen sich die Gegend um die Stadt des Lächelns auf. Die ZEIT hat die drei Firmen nach ihren Lieferanten gefragt, um sich dort dann genauer nach Anbaumethoden erkundigen zu können.

Keine Reaktion, Stille, wochenlang.

Der Konzern Caramuru teilt schließlich mit, dass er mit etwa 300 Lieferanten in einem Umkreis von 150 Kilometern rund um Sorriso zusammenarbeite. Mehr ist nicht zu erfahren.

Das Schweigen der Konzerne hat einen Grund: Normalerweise wird Soja im Oktober ausgesät und im Januar geerntet, doch das ändert sich gerade in Sorriso. Die Agrartechniker beschleunigen dort den Zyklus der Aussaaten und Ernten. Sie haben ihn schon halbiert. Das erlaubt drei Ernten pro Jahr auf derselben Fläche: Soja, Mais und Zuckerrohr, in immer schnellerer Folge. Aber dieses Tempo erfordert den Einsatz von immer mehr Chemie, um Insekten, Pflanzenkrankheiten und Unkraut zu bekämpfen.

Seit zehn Jahren ist Brasilien der größte Pestizidverbraucher der Welt. Schätzungsweise 20 Prozent aller Pflanzengifte werden dort eingesetzt, vor allem für

Soja, das Futter der Lachse. Auch in der Milch von Müttern aus Mato Grosso haben brasilianische Forscher schon Pestizide nachgewiesen.

Obwohl sie keine Details über ihre Bauern nennen wollen, betonen die brasilianischen Zulieferer der Norweger, dass sie »gute landwirtschaftliche Praktiken« pflegten und für eine »nachhaltige Umwelt« sorgten. In Wahrheit wehen Gifte und gentechnisch verändertes Material auch auf die Felder von Bauern herüber, die kein gentechnisch verändertes Saatgut verwenden.

Der Konzern Skretting verweist gern auf Umweltsiegel, die von Firmen wie ProTerra vergeben werden und angeblich die gesamte Soja-Herstellung vom Feld bis zum Silo bewerten. Doch bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass auf den Bauernhöfen nur Stichproben genommen werden, nach dem Zufallsprinzip. Beim Einhalten der Regeln des Umweltsiegels wird gern ein Auge zugedrückt.

Das Soja-Geschäft ist so wichtig geworden, dass kein brasilianischer Politiker noch wagt, sich mit den Folgen zu beschäftigen. Der Gouverneur von Mato Grosso sagt: »Dieser Wirtschaftssektor schafft Arbeitsplätze und Einkommen, und seine Profite führen zur Entwicklung unserer Städte, wo wiederum neue Unternehmen für den Handel, die Dienstleistungen und den Transport entstehen. Ist das nicht ein großartiges Geschäft?« Das ist es wohl. Soja hat etwas mit den Lachsen gemeinsam, die es ernähren soll. Man kann reich werden mit Sojaplantagen. Man kann auch reich werden mit Lachsfarmen.

Der Mann, der darauf sein Imperium gründete, heißt John Fredriksen. Aus mehreren kleinen Firmen schuf er im Jahr 2007 Marine Harvest, den inzwischen größten Lachskonkern der Welt. John Fredriksens Privatvermögen wird auf elf Milliarden US-Dollar geschätzt. Er galt als der reichste Norweger, bis er beschloss, seinen norwegischen Pass abzugeben und die zypriotische Staatsbürgerschaft anzunehmen – wegen der niedrigeren Steuern.

Heute ist John Fredriksen ein weißhaariger Mann von bulliger Statur und mit dem wettergegerbten Gesicht eines Seemanns. Als er im Jahr 1944 in Oslo auf die Welt kam, als Sohn eines Schweißers und einer Kantinenfrau, gab es den vegetarischen Kapitalismus noch nicht. Der Kapitalismus war noch so, wie Fredriksen

war, schroff und raubtierhaft. Fredriksen wuchs in den Hafenanlagen von Oslo auf. Statt zur Schule zu gehen, jobbte er als Botenjunge bei einem Schiffsmakler. Die codierten Nachrichten, die er dem Chef habe überbringen müssen, hätten ihn fasziniert, erzählte er einmal. Da waren Unternehmen, die ihre Fracht über das Meer schicken wollten, und Schiffseigentümer, die nach Waren suchten. Schon bald makelte Fredriksen selbst mit Frachtern. Als junger Broker verschiffte er frischen Fisch von Island nach Hamburg, arbeitete in Singapur und New York. Mit dem Gewinn kaufte er günstige Tanker.

Bei Verhandlungen soll er hart und unberechenbar aufgetreten sein, berichten einige seiner Weggefährten. Stets wagte sich Fredriksen an Orte, vor denen andere Geschäftsleute zurückschreckten. Während des Ersten Golfkrieges zwischen dem Iran und dem Irak war er einer der wenigen Europäer, die dort Ölgeschäfte machten. In der Heimat nennt man ihn »den großen Wolf«. Mit Journalisten spricht er höchst selten, in den vergangenen Jahren tat er es nie.

Fredriksen kokettiert mit dem Bild eines Haudegens vom alten Schlag, er verabscheut Computer und mag es, wenn Männer Krawatte tragen. Er besteht darauf, alles auf Papier zu lesen, die Unterlagen zu seinen Firmen soll er in 19 Koffern auf seinem Anwesen im Londoner Stadtteil Chelsea aufbewahren. In einem pompös herausgeputzten Pfarrhaus aus dem 18. Jahrhundert wohnt er, umgeben von 8000 Quadratmeter Garten.

Er lebt dort mit seinen 34-jährigen Zwillingstöchtern Kathrine und Cecilie. Auch sie reagieren auf Anfragen der ZEIT nicht. Oft führten die beiden Frauen die Liste der »heißesten Milliardärerinnen« in der amerikanischen Zeitschrift Forbes an. Fotos zeigen sie auf Modeschauen, bei Pferderennen, High-Society-Events, stets in Stöckelschuhen, meist tief dekolletiert, die Lippen zum Kussmund verzogen.

Die jungen Frauen schicken sich an, das Erbe ihres Vaters anzutreten, auch wenn es »große Schuhe« seien, die da gefüllt werden müssten, wie Kathrine Fredriksen einmal sagte. Schon heute sitzen sie in Aufsichtsräten der Firmen ihres Vaters. Kathrine, nach der ihr Vater einen Supertanker benannte, soll das Imperium der Schiffe übernehmen, Cecilie das Reich der Lachse.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Vater hat seinen Töchtern gezeigt, wozu der Kapitalismus fähig ist: Aus dem Nichts heraus lassen sich neue Bedürfnisse schaffen. Bis in die Achtzigerjahre hinein war Lachs ein Essen für die gehobene Gesellschaft. Auf den Speisekarten gewöhnlicher Restaurants tauchten Lachsgerichte fast nie auf. Erst in den Neunzigern entstanden in norwegischen Fjorden viele Zuchtfarmen, mit bis zu 150.000 Lachsen pro Käfig. Das bedeutete: gleichbleibende Erträge, weniger Kosten dank Automatisierung, mit einer erheblich höheren Ausbeute als beim Fischfang auf dem Meer. Frederiksen kaufte viele Fischfarmen auf und baute sie groß aus. Mit immer noch mehr Lachsen in immer engeren Käfigen. Mit immer mehr Arbeitern, etwa in Chile, die ausgebeutet und anschließend gefeuert wurden.

Und dennoch zog das Geschäft nicht richtig an. Das Besondere des Lachsfleisches, die rosarote Färbung, blieb in den Supermärkten unsichtbar, weil die Filets, in Pappschachteln versteckt, in Tiefkühltruhen verschwanden. Die meisten Kunden kauften weiterhin Heringe.

Das änderte sich erst, als die Manager von Supermärkten vor etwa 15 Jahren auf die Idee kamen, Vakuumverpackungen mit Lachs in Frischekühlschränke zu legen. Die Farbe des Fleisches war durch die transparente Folie gut zu sehen, es war der Beginn der rosaroten Zeitrechnung. In der Farbe steckte ein Versprechen: Das hier ist etwas Exklusives, das sich jeder leisten kann.

Die Fischindustrie eröffnete eine Lachsfarm nach der anderen, die Preise für Filets sanken, und die Verkaufszahlen schossen in die Höhe. Hering und Kabeljau waren mit einem Mal von gestern. In Lachsen sind reichlich Omega-3-Fettsäuren enthalten, die sehr gesund sind. Diese Fische passten ideal zur Fitness-Gesellschaft. Manche Firmen ließen Fotos von Bären, die Lachse fangen, auf die Verpackungen drucken, und das nächste Versprechen war geschaffen: Man kann sie kaufen, die unbezähmbare Wildnis.

Die Geschichte der Lachse ist eine verschlungene Geschichte. Hungrige Bären in Alaska, norwegische Geschäftsfrauen, die sich auf Modeschauen ausstellen, brasilianische Kleinbauern, die sich aus Angst um ihr Leben bewaffnen, Raubfische, die sich von Pflanzen ernähren. Völlig unvereinbar erscheinen diese Welten. Das Knäuel der unübersichtlichen Auswirkungen wird dadurch noch eine Spur

verworrener, dass das Futter für die Lachse auf Frachtschiffen nach Europa gebracht wird, zum Beispiel zur Firma Skretting in Stavanger.

Das kleinere Problem ist, dass Lachse, die vegetarisch ernährt werden, weniger Omega-3-Fettsäuren ansetzen. Das größere Problem ist, dass die ganze Sache schon beim Transport des Futters in die Luft fliegen kann, wenn man nicht aufpasst. Ganz ohne Fischmehl und Fischöl kommt das Futter weiterhin nicht aus, auch wenn der pflanzliche Anteil inzwischen oft bei 75 Prozent liegt. Verbindet sich aber die Mischung aus Fischmehl, Fischöl und Soja in den Bäumen der Frachter mit Sauerstoff, kann sich alles entzünden. Die Schiffe können explodieren, so als habe jemand eine Bombe in ihnen deponiert. Deswegen braucht man einen Bombenentschärfer, mit dem man aus dem potenziellen Sprengsatz einen Blindgänger macht. Der Bombenentschärfer trägt den Namen Ethoxyquin. Das ist ein chemisches Mittel, das antioxidierend wirkt und nach den Bestimmungen der Internationalen Seeschiffahrts-Organisation der Vereinten Nationen eingesetzt werden muss, um die Schiffe und das Futter zu schützen. Das Mittel wurde schon 1920 von einem Deutschen erfunden, seit den Fünfzigerjahren hat es die amerikanische Firma Monsanto vermarktet, als Pestizid. Nach und nach hat sich der Bombenentschärfer auch in der Lachsindustrie durchgesetzt, auch bei der Firma Skretting. Noch bevor die Reise nach Europa beginnt, wird das Mittel der Fracht beigemischt.

Das wäre keiner Erwähnung wert, wenn der Bombenentschärfer nur ein Bombenentschärfer wäre. Das ist er aber nicht. Er ist ein geruchloses Pflanzenschutzmittel, das den Vorteil hat, preiswert zu sein. Es hat den Nachteil, dass es im Verdacht steht, krebserregend zu sein. Wissenschaftlichen Studien zufolge kann es außerdem das Erbgut schädigen.

Deswegen darf der Bombenentschärfer seit dem Jahr 2011 in der Europäischen Union nicht mehr als Pflanzenschutzmittel eingesetzt werden. Seit vergangenen Jahr darf das Mittel auch nicht mehr ins Tierfutter gemischt werden. Allerdings gibt es dabei eine Ausnahme: Fischfutter. Kein Känguru oder Krokodil, dessen Fleisch in der EU verkauft werden soll, darf mit dieser Substanz gefüttert werden. Bei Fischen ist das ganz anders. Bei Fischen ist es erlaubt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der ZEIT wurden von der Firma Skretting Proben ihres Lachsfutters zur Verfügung gestellt. In einem deutschen Fachlabor wurden sie untersucht. Der giftige Bombenentschärfer wurde in allen Proben in hohen Konzentrationen nachgewiesen, in einer wurde der Grenzwert für importiertes Fleisch um das 80-Fache überschritten. Niemand kann genau vorhersagen, was alles im Körper von Menschen geschieht, die derart gefütterte Lachse verspeisen. Was man aber sagen kann: Das Gift baut sich im Körper des Lachses nicht ab. Mütter, die während des Stillens Zuchtlachs essen, geben das Pestizid an ihre Babys weiter. Toxikologen halten es für möglich, dass schon die Gehirnentwicklung von Föten beeinträchtigt wird. Und das Gift ist in Deutschland weit verbreitet. Die Umweltschützer von Greenpeace haben vor zwei Jahren 45 Lachspackungen, die in deutschen Supermärkten gekauft wurden, von einem unabhängigen Labor untersuchen lassen. In jedem Lachsfilet aus einer konventionellen Fischfarm steckte der giftige Bombenentschärfer. Bei drei Viertel der Proben wurde die für Fleisch gültige Höchstmenge überschritten, in einem Fall um das 17-Fache.

Wie kann es sein, dass etwas bei Fischen erlaubt ist, das bei Fleisch schon lange verboten ist?

Das hat viel mit politischer Einflussnahme zu tun, genauer gesagt: mit Anne-Katrine Lundebye, einer freundlichen Frau aus Norwegen, einer Expertin auf dem Gebiet der Tierernährung. Sie ist beim staatlichen Institut für Meeresforschung in der Stadt Bergen beschäftigt, auf das sich die norwegische Lachsindustrie bezieht, wenn sie – was regelmäßig geschieht – der Bevölkerung den Genuss von Lachs aus heimischer Zucht empfiehlt.

Schon vor zehn Jahren spielte Anne-Katrine Lundebye eine Schlüsselrolle. Allerdings legten alle Beteiligten Wert darauf, dass niemand etwas von ihrem Wirken erfuhr. An einem Montag im November des Jahres 2008, so geht es aus einem internen Sitzungsprotokoll hervor, versammeln sich elf Menschen im norwegischen Fischereiministerium, die meisten von ihnen Angestellte der Lachsindustrie, außerdem zwei Beamte des Ministeriums – und Anne-Katrine Lundebye. Eine Krisensitzung beginnt. Deutschland, so heißt es, will bei eingeführten Lebensmitteln, die den giftigen Bombenentschärfer enthalten, die Grenzwerte senken. Bei dem hochgradig belasteten Lachs aus Norwegen käme das einem Importverbot nahe. Dies würde sich laut

Sitzungsprotokoll »für den deutschen Markt sehr negativ« auswirken. Und: Deutschland könnte mit seiner geschäftsschädigenden Haltung viele andere Länder infizieren.

Man könne, so überlegt die Runde, grundsätzlich argumentieren: Norwegen ist nicht Mitglied der EU, es muss sich an EU-Vorschriften nicht halten. Andererseits gehört Norwegen zum Europäischen Wirtschaftsraum und schickt Delegierte in EU-Ausschüsse, zum Beispiel in das Gremium, das für Tierernährung zuständig ist. Soll man all diese Partner brüskieren, indem man stur auf einem norwegischen Sonderweg besteht? Nein, zu riskant.

Die Lösung liegt woanders, bei Anne-Katrine Lundebye. Seit fast 20 Jahren ist sie ständig in EU-Gremien unterwegs, sie hat sich oft mit der Fischereikommission der EU ausgetauscht, kennt sich in der Europäischen Behörde für Lebensmittelsicherheit hervorragend aus. Ein Treffen mit der ZEIT lehnt sie allerdings ab. In einer Stellungnahme schreibt sie, dass sie sich für eine »unabhängige Wissenschaftlerin« halte.

Anne-Katrine Lundebye versteht viel von Lachsen, aber mit ihrer sogenannten Unabhängigkeit ist es nicht weit her. Ihr Institut arbeitet regelmäßig im Auftrag der Fischindustrie, gegen Honorar, auch für die Firma Skretting. Während der Sitzung im Ministerium im November 2008 hat Anne-Katrine Lundebye etwas anzubieten, das sich für den Kampf gegen die deutschen Pläne bestens eignet und in den folgenden Jahren noch wichtig werden soll: eine gerade erstellte Studie ihres Instituts. Die in Zuchtfischen gemessenen Werte des Bombenentschärfers seien so gering, heißt es in der Untersuchung, dass Lachse weiterhin als »sicheres Lebensmittel« gelten. Mit diesem Befund werden Beamte des Osloer Ministeriums später beim Bundesministerium für Gesundheit in Berlin vorstellig. Dort kann sich heute zwar niemand mehr an solche Besprechungen erinnern, so viele aktuelle und ehemalige Staatssekretäre und Abteilungsleiter man auch fragt. Fest steht nur, dass Deutschland am Ende einknickt und von seinem Plan abrückt, das Gift stark einzuschränken. Doch spielt das heute überhaupt noch eine Rolle?

Vom Jahr 2020 an, so hat es die EU-Kommission beschlossen, soll das umstrittene Gift auch in der Fischzucht verboten sein. Damit wäre das Thema bald

erledigt, wenn im Stillen nicht schon etwas anderes vorbereitet würde: Amerikanische und chinesische Firmen, die das Gift herstellen, haben gemeinsam mit Lobbyisten der norwegischen Fischindustrie etwas ausgeheckt und einen neuen Antrag bei der EU eingereicht. Bereits vom Jahr 2020 an, das ist der Plan, soll das Pestizid wieder zugelassen werden. Die Giftproduzenten haben längst erkannt, dass das EU-Verbot gar keines ist. Die Zulassung des Mittels wird nämlich bloß ausgesetzt, bis auf Weiteres. Die Lobbygruppe hat bereits Studien in Auftrag gegeben, die die Gefahren durch das Gift herunterspielen sollen. Glaubt ihnen die EU-Kommission, kann alles so weitergehen wie bisher. Und für die Lachsindustrie ändert sich nichts.

An dieser Stelle muss man kurz innehalten und einen Gedankensprung zulassen. Gibt es keinen Ausweg aus der fatalen Logik der Lachsindustrie? Müssen Lachse zu Tausenden in Käfigen vor der norwegischen Küste eingesperrt sein, damit die Menschheit ihre Teller füllen kann? Warum lässt man es zu, dass sie von Seeläusen, kleinen Parasiten im Meer, überfallen werden, die sich dann in den Käfigen epidemisch ausbreiten? Dass sie mit chemischen Keulen aufwendig von den Parasiten befreit werden müssen oder mit Süßwasserduschen auf Schiffen? Dass die Läuse nach mehreren Chemiebehandlungen resistent werden und den Lachsen immer ärger zusetzen? Dass am Ende eine atemberaubende Schöpfungsgeschichte in Gefahr gerät?

Wilde Lachse sind viel muskulöser als ihre Artgenossen in den Käfigen. Die Schwanzflosse, ihr Motor, ist mächtig, der Kiefer kräftig. In einer Fischfarm verkümmern all diese Körperteile, weil sie nur noch fürs Nötigste gebraucht werden. Wildlachse leben die meiste Zeit im offenen Meer. Sie ernähren sich von Kleinfischen und Krebsen, die ihr Fleisch rötlich färben. Sobald Lachse geschlechtsreif werden, spüren sie, dass die Zeit gekommen ist, an den Ort ihrer Kindheit zurückzukehren. Es zieht sie wieder dorthin, wo sie geboren wurden. Sie schwimmen mitunter Tausende von Kilometern, surfen mit der Strömung, springen kleine Wasserfälle hoch, schieben sich selbst dort noch mühsam voran, wo der Wasserstand niedrig wird. Forscher vermuten, dass Lachse die Richtung ihres Weges am Erdmagnetfeld erkennen. Ganz genau weiß es niemand, das verleiht Lachsen etwas Geheimnisvolles.

Auf ihrer Wanderung, die Wochen oder Monate dauern kann, fressen sie nicht, so konzentriert sind sie auf die richtige Route. Die Lachse magern ab, ihre Haut glänzt

bald nicht mehr silbrig, sie verfärbt sich und wird fleckig. Ihr Geruchssinn sagt ihnen, wann sie am Ort ihrer Geburt angekommen sind. Dort schaufeln sie mit ihrer Schwanzflosse eine Grube in den flachen Kies, wo sie sich paaren und laichen. Danach sind viele Elterntiere so erschöpft, dass sie sterben. Die Fische, die aus den Eiern schlüpfen, machen sich als Halbwüchsige auf den Weg zurück ins Meer.

Aber das alles endet, wenn Zuchtlachse, die von Parasiten befallen sind, aus Käfigen fliehen oder – was regelmäßig geschieht – von Betreibern der Zuchtfarmen ins Meer gekippt werden, weil die Fische zu stark befallen sind. Sobald wilde Lachse den kranken Tieren nahe kommen, werden auch sie von Seeläusen befallen und können daran sterben. Die Schöpfungsgeschichte, die das Leben als eine Suche nach den Ursprüngen erzählt, endet dann abrupt.

Deswegen muss man sich auf einen weiteren Gedankensprung einlassen: Kann man nicht auf Käfiglachse verzichten und ihre wilden Verwandten wieder ansiedeln? Lässt sich die Zeit nicht zurückdrehen?

Einst war der Rhein der bedeutendste Lachsfluss Europas, jedes Jahr kehrten Hunderttausende Lachse aus der Nordsee zurück in die Bäche ihrer Kindheit, hinauf in den Schwarzwald, das Elsass und die Schweizer Alpen. Wie wichtig der Lachs für das Leben der Menschen war, bezeugen Fischerzünfte, die im Mittelalter gegründet wurden. Davon handeln auch die Klagen der Dienstboten, die sich im 16. Jahrhundert über die ständigen Lachsmahlzeiten in den Herrschaftshäusern beschwerten, immer gab es nur Lachs. Auf einigen Fotografien, die vom Anfang des 20. Jahrhunderts stammen, posieren Familien stolz mit ihren gefangenen Lachsen. In den Stadtwappen einiger Gemeinden in der Nähe des Rheins ist der Lachs bis heute erhalten geblieben. Aber als Fabriken ihre Abwässer in den Rhein lenkten, starben immer mehr Lachse. Die Fische, die überlebten, hatten es schwer, die Staudämme zu überwinden, die überall entstanden waren. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg lebten noch Lachse im Rhein, wenige, sehr wenige, aber es gab sie noch.

Als im Jahr 1986 eine Lagerhalle des Chemiekonzerns Sandoz brannte und mit dem Löschwasser 30 Tonnen Pflanzenschutzmittel in den Rhein gespült wurden, starben die Fische zwischen Basel und Mannheim. Daraufhin nahm sich die Internationale Kommission zum Schutz des Rheins vor, Lachse und andere Fische

wieder anzusiedeln. Etwa 660 Millionen Euro werden die Europäische Union und die Staaten im Einzugsgebiet des Rheins bis zum Jahr 2027 ausgegeben haben, um Fischtreppe zu bauen, Gewässer zu renaturieren und Schleusen so zu verändern, dass Lachse sie überwinden können.

Für Stephan Stäbler ist es zum Thema seines Lebens geworden. Er betreibt eine Zuchtanlage in dem kleinen Ort Oberwolfach im Schwarzwald, durch den ein Bach namens Wolf fließt, ein Nebenfluss der Kinzig, die wiederum in den Rhein mündet, einst das Refugium der Lachse. Die kleine Zuchtstation hat mit den Fischfarmen in Norwegen nichts gemein. Aus den Eiern wild lebender Lachse wird Nachwuchs großgezogen, der in der Natur heimisch werden soll.

Der 59-jährige Stäbler weiß, dass sich die Lachsbabys bei einer Wassertemperatur von 9,5 Grad am besten entwickeln. Täglich reinigt er die Wasserschalen mit dem Nachwuchs. Drohen heftige Regenfälle die Fischbecken zu überschwemmen, fährt er sofort los und rettet die Lachse vor der Flut, auch an Wochenenden, zu Ostern und zu Weihnachten. Sein ganzer Ehrgeiz läuft auf eine einzige Frage hinaus: Wird es ihm gelingen, die Lachse zurückzuholen?

Mindestens 200.000 Lachse, halb so lang wie ein Finger, setzt er jedes Jahr in verschiedene Bäche des Schwarzwaldes. Nach frühestens einem Jahr haben sie das Gefühl für den Heimatbach entwickelt und wandern danach in den Rhein, Richtung Nordsee. Wenn sie groß sind, kehren sie heim und pflanzen sich im Schwarzwald fort. Das ist die Idee. Doch es sind nur zehn Laichgruben, die Stäbler in den Bächen entdeckt hat. Gerade mal zehn Lachse kehren heim, zehn von 200.000. Wie kann das sein? Manche Fische werden während ihrer Reise todkrank, andere werden von Reiher oder Kormoranen gefressen, wieder andere verirren sich heillos, das ist normal. Aber nur jeder zwanzigtausendste Wanderer findet den Weg zurück, das ist nicht normal. Was läuft da schief?

Die Antwort führt in die Niederlande, nach Rijswijk, einem Vorort von Den Haag. Dort lebt Franklin Moquette, ein 72-jähriger Rentner, der früher als Redakteur für den Verband der Sportfischer arbeitete. Moquette hat sich das mürrische Auftreten eines Mannes zugelegt, der keine Zeit zu verlieren hat. Zu lange hat er darauf gewartet, Lachse den Rhein aufsteigen zu sehen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kein Wort sagt er zur Begrüßung, sofort breitet er Karten auf dem Tisch eines Cafés aus, historische Karten, Grundkarten, Wanderkarten, auf denen er mit dem Finger den Weg der Lachse nachzeichnet. Und immer bleibt sein Finger an derselben Stelle stecken: dem Haringvliet-Sperrwerk, das genau dort steht, wo der dickste Arm des Rheins in die Nordsee mündet. »All die Versuche, Lachse wieder anzusiedeln, enden erfolglos, solange diese Schleuse geschlossen bleibt«, sagt Moquette. Dann drängt er zum Aufbruch. Es sind nur 40 Kilometer. Moquette steigt ins Auto. Er ist schnell da, er kennt einen Schleichweg.

Vor dem tosenden Nordseewasser, das gegen die Wände des Schutzwalles prallt, setzt er sich gegen das Geschrei der Möwen durch und erzählt, wie er und andere Naturschützer mit Anträgen an Behörden dafür kämpften, dass das Wasser frei hin und her strömen kann. Und wie erleichtert er war, als im Jahr 2000 auf europäischer Ebene die Öffnung des Wehres beschlossen wurde. »Wenn die Schleuse offen ist, können die kleinen Lachse dem Geruch und der Strömung des Meeres folgen«, sagt Moquette. »Und die Lachse, die zum Laichen zurückkehren wollen, können die Schleuse jederzeit passieren.«

Aber die niederländische Regierung ließ das Datum der Öffnung verstreichen, auch weitere Fristen wurden nicht eingehalten. »Sie will es sich nicht mit den Bauern hinter der Schleuse verscherzen, die Süßwasser für ihre Felder brauchen«, sagt Moquette. Mit der Öffnung würde Meerwasser in den Fluss drängen, und die Regierung müsste neue Süßwasserleitungen legen lassen. Das ist teuer.

Bald aber, im September, soll das Sperrwerk dauerhaft einen Spalt breit geöffnet werden. Wenn es wirklich so kommt, bleibt den Lachsen noch ein letzter Feind, ein besonders hartnäckiger: der Mensch. Oft schon habe er erlebt, sagt Moquette, wie nah Berufsfischer dem Wehr kommen, obwohl sie 500 Meter Abstand halten müssten. Überall im Wasser Stellnetze, jeder kann sie sehen.

Moquette ist nicht der Einzige, der die Berufsfischer verdächtigt, auch wilde Lachse zu fangen. Eigentlich sind sie gesetzlich verpflichtet, solche Tiere sofort zurück ins Meer zu werfen. Moquette aber sagt: Um noch an Unschuldsbeteuerungen zu glauben, sei er zu oft von befreundeten Restaurantbesitzern angerufen worden, denen auf Fischauktionen prächtige Wildlachse angeboten wurden.

Fragt man in den Markthallen von Den Haag nach Wildlachs aus der Nordsee, weisen die Verkäuferinnen pflichtschuldig darauf hin, dass es verboten sei, hier solche Fische anzubieten. Ihre Ware stamme aus Alaska. Erkundigt man sich aber bei Fahrern und Lieferanten im Hafen, dann antwortet einer von ihnen: »Natürlich gibt es hier Wildlachs aus der Nordsee. Den verkauft man Ihnen aber nur unter der Hand.«

So illusionslos könnte die Geschichte der Lachse enden, aber man muss noch eine Frage stellen: Wie könnte eine Lösung aussehen, wenn wilde Lachse so schnell nicht zurückkehren und selbst der vegetarische Kapitalismus dabei versagt, die Ressourcen zu schonen? Es gibt eine Lösung, aber sie passt nicht zur Hochkonjunktur des Konsums. Sie ist unmodern. Sie lautet: weniger Lachs essen, am besten gar keinen mehr. Auf andere Fische ausweichen, Heringe zum Beispiel, die in der Nordsee reichlich vorkommen. Müssten die Lachsfarmen wegen der geringen Nachfrage schließen, dann würden Fischer wieder wilde Lachse auf dem Meer fangen. Ein mühseliger Vorgang. Wie früher. Lachse wären dann wieder sehr kostbar und teuer, ein Essen für die Wohlhabenden. Aber wäre das wirklich so schlimm? Wäre es schlimmer, als Urwälder zu roden und Gift ins Fischfutter zu mischen?

Erwähnen sollte man noch, dass die Geschichte der Lachse keine Geschichte der Extreme ist. Die norwegische Firma Skretting ist nicht besonders schäbig, die Lachsindustrie nicht besonders brutal. Es gibt in dem ganzen Geschäft ein paar Verbrecher, ein paar windige Geschäftemacher und Umweltsünder, aber das ist völlig normal. Wahrscheinlich geht es den Lachsen, gemessen am Zustand der Erde, noch relativ gut. Was würde erst dabei herauskommen, wenn man begänne, die Geschichte der Aale zu erzählen?

Neuer Mensch oder arme Sau?

Rich Lee möchte mit Technologie verschmelzen und ein Übermensch werden. Seine Familie ist auf diesem Weg zerbrochen. Aber das hält ihn nicht auf. Der nächste Schritt ist der riskanteste: Das eigene Erbgut manipulieren.

Von Max Rauner, Zeit Wissen, 17.04.2018

Ein paar Minuten nachdem Rich Lee versucht hat, seine DNA zu verändern, setzt er sich auf sein Sofa und filmt sich mit dem Handy. Er wohnt in einem blauen Holz-Bungalow neben der Autobahn in St. George, Utah, es ist ein Sonntagvormittag im Januar, und viele seiner Nachbarn sind beim Gottesdienst im Mormonentempel. Lee ist schon lange nicht mehr bei den Mormonen, deshalb arbeitet er ja auch an einer Lebensverlängerung für Atheisten.

Er schaut in die Handykamera und sagt: "Es ist 11.15 Uhr, und ich habe mir gerade ein Myostatin-Knockout-Plasmid gespritzt." Es handelt sich um Crispr, so heißt das neue Universalwerkzeug zur Genmanipulation, das seit einigen Jahren Forscherinnen und Forscher in aller Welt elektrisiert. Rich Lee ist kein Wissenschaftler. Er hat kein Labor, sondern braut den Crispr-Wirkstoff in der Garage zusammen. "Mal sehen, was passiert", sagt er ins Handy, "ich muss sichergehen, dass ich keine Immunreaktion oder so etwas habe. Im Moment sieht alles gut aus. Abwarten."

Das Myostatin-Gen kontrolliert das Muskelwachstum, und die Flüssigkeit, die Rich Lee sich in den Bizeps injiziert hat, soll dieses Gen ausschalten. Biomediziner haben etwas Ähnliches an Embryos von Mäusen, Hunden, Kaninchen, Ziegen, Schweinen und Rindern ausprobiert. Als die Tiere groß waren, hatten sie doppelt so viel Muskelmasse wie unbehandelte Artgenossen. Keine Ethikkommission der Welt würde erlauben, solche Experimente an Menschen zu machen. Deshalb experimentiert Lee an sich selbst. Er ist seine eigene Ethikkommission.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Crispr - So funktioniert das neue Universalwerkzeug der Gentechnik Günstig, leicht zu handhaben und enorm effektiv: Crispr revolutioniert die Gentechnik. Das Erbgut aller Lebewesen lässt sich damit beliebig formen, wie das Video zeigt.

Eineinhalb Stunden nach der Injektion postet er das Video auf Facebook: "Update 12.58 Uhr: Ich bin nicht tot. Ich habe keine Immunreaktion. Keine spürbaren Nebenwirkungen." 38 Likes.

Es ist nicht das erste Mal, dass Rich Lee seinen Körper malträtirt. Er hat zurzeit sechs Implantate, eingesetzt von seinem Freund Jeffrey in einer zum OP-Saal umfunktionierten Garage hinter einem trailer home in Südkalifornien. Sein erstes Implantat, eingesetzt 2009, war ein kleiner Magnet unter der Kuppe des linken Ringfingers. Lee möchte damit seine Sinne erweitern. Er spürt ein Kribbeln, wenn die Mikrowellen sein Essen aufwärmen.

Früher war noch ein Ehering an dem Finger, heute ist der Magnet allein. Später kamen hinzu: ein kleiner Magnet im rechten Mittelfinger und zwei Magneten in den Ohren, mit denen er leidlich Musik hören kann, wenn er statt Kopfhörern Drahtspulen aufsetzt. Außerdem ein RFID-Chip in der linken Hand, den er nicht mehr benutzt. Und ein Mikrochip im rechten Vorderarm, den man normalerweise Rindern zur Temperaturmessung unter die Haut setzt. Zuletzt hat ihm Jeffrey Schienbeinschützer implantiert, die bei einem Aufprall hart werden sollten, aber die musste Lee schon nach wenigen Tagen wieder rausziehen, weil die Narben eiterten.

Bodyhacker nennen sich Menschen, die ihren Körper mit Technik verschmelzen, und Rich Lee ist einer der bekanntesten. Er wurde bis nach Russland zu Konferenzen eingeladen, Medien in Brasilien, Europa, Japan und Australien berichten regelmäßig über ihn. Die britische Sun titelte, er wolle seinen Penis in einen batteriebetriebenen Vibrator umbauen. Das ist nicht ganz falsch. In seiner Garage, zwischen Angeln, Werkzeug, Farbeimern und einem Hirschgeweih arbeitet Lee an einem Gerät, das, über dem Schambein implantiert, beim Sex die Partnerin stimulieren soll. Die Erfindung ist noch nicht serienreif, und aus den erhofften Einnahmen will Rich Lee eigentlich nur seine Schulden begleichen.

Aber das sind Spielereien, verglichen mit dem Versuch, seine eigene DNA mit einem genverändernden Cocktail zu manipulieren. An jenem Sonntag im Januar, als Lee eine Spritze in beide Oberarme pikste, erreichte er das nächste Level: Er wurde vom Bodyhacker zum Biohacker. Mit dabei war ein Kamerateam von Netflix. Die Doku-Serie soll im kommenden Jahr ausgestrahlt werden. Der Regisseur ist auf Spielfilme spezialisiert, aber die Biohacker-Realität überflügelte seine Fantasie.

Sicher, man kann diese Leute für durchgeknallt halten. So versuchte es zumindest Lees Ex-Frau vor dem Amtsgericht von St. George darzustellen, als die beiden um das Sorgerecht für ihre Kinder stritten. Ein Biohacker ist ein Freak, der mit seinen Selbstversuchen die Kinder traumatisierte, so ungefähr war die Argumentation. Aber damit macht man es sich zu einfach.

Die Bio- und Bodyhacker können sich zumindest auf eine lange Tradition berufen. Der sumerische König Gilgamesch von Uruk suchte vor gut 4.000 Jahren ein magisches Kraut, um die Unsterblichkeit zu erlangen. Im Mittelalter experimentierten die Alchemisten mit allerlei Lebenselixieren. Später träumte Nietzsche davon, einen "Typus höchster Wohlgerathenheit" zu züchten, den Übermenschen. Dann kamen die Nazis und brachten solche Ideen in Verruf. Deshalb ist heute seltener vom Übermenschen die Rede und häufiger vom Transhumanismus und dem Nachfolger des Homo sapiens: dem posthuman.

Evolution wird zum Projekt für Designer: Die Transhumanisten befürworten die freiwillige Menschenverbesserung mithilfe von Psychopharmaka, Computer- und Gentechnik. Auch Designerbabys wären erlaubt. Einer ihrer Helden ist Ray Kurzweil, der für 2045 die "Singularität" prophezeit. Um dieses Jahr herum würden wir Menschen mit künstlicher Intelligenz verschmelzen, weil wir andernfalls einfach nicht mehr mithalten könnten. Kurzweil leitet eine Abteilung für künstliche Intelligenz bei Google. Der Philosoph Nick Bostrom von der Oxford University gründete den Dachverband der Szene, die World Transhumanist Association. Das Journal of Evolution and Technology ist ihr Zentralorgan. Seit 2014 gibt es in den USA sogar eine Transhumanistische Partei, in deren Beraterstab Rich Lee sitzt. Dieser Mann ist vielleicht gar kein Freak, sondern die Avantgarde.

Zehn Tage nach seinem ersten Crispr-Selbstversuch steht Lee quicklebendig in der Küchenzeile seines Bungalows und bereitet Nudeln mit einer weißlichen Soße vor. Sein Sohn und seine Tochter sind zu Besuch, 13 und 10 Jahre alt. Sie dürfen jeden Dienstagnachmittag sowie jedes zweite Wochenende mit ihrem Papa verbringen. "Ich finde es ziemlich cool, dass Dad ein Cyborg ist", sagt der Sohn, "es ist nur schwierig, das meinen Freunden zu erklären." Rich Lee sagt, es gehe ihm gut, aber von Muskelwachstum merke er nichts. Kein Muskelberg an der Einstichstelle, nichts. "Es braucht mehr Spritzen", glaubt er. Wissenschaftler warnen vor solchen Experimenten. "Müssen die auch", sagt Lee, "dafür werden sie bezahlt. Ich bin bereit für das Risiko." Er spricht mit einer sanften Stimme und streicht sich fortwährend über seinen Kinnbart, er wirkt nachdenklich und selbstreflektiert, sodass man manchmal vergisst, was für radikale Ansichten er vertritt. Gentechnisch verbesserte Athleten könnten in einer eigenen Liga gegeneinander antreten, sagt er.

Außer den Kindern wuseln noch ein Punkmusiker sowie eine Kunststudentin und ihr Freund durchs Wohnzimmer. Lee hat ihnen die Kinderzimmer vermietet, weil er das Geld braucht (sein Anwalt berechnet pro E-Mail 40 Dollar). Die WG liegt damit nicht nur am geografischen, sondern auch am gesellschaftlichen Rand der Kleinstadt St. George, wo die Mormonen ihren ersten Tempel bauten und Donald Trump 68 Prozent der Stimmen holte.

Nach dem Abendessen verschwinden die Kinder zum Spielen im Schlafzimmer, und ihr Vater geht in die Garage, um nach den Bakterienkulturen zu schauen. Von seinem Mitbewohner hat er eine Terrarienlampe bekommen und mithilfe von drei Lackdosen über einer Petrischale platziert. "Das sind die Bakterien", sagt Lee, als würde er ein paar weitere Mitbewohner vorstellen. Es ist eine Art Bioreaktor aus gentechnisch veränderten E-coli-Bakterien. Der Versuchsaufbau erinnert an "Jugend forscht", nur dass Rich Lee 39 Jahre alt ist und keinen Highschool-Abschluss hat.

Die Anleitung für das Experiment hat er von einem Biohacker mit Dokortitel bekommen, Josiah Zayner. Der hat sich den mutmaßlichen Muskelbooster als Erstes gespritzt, im Dezember während eines Vortrags in San Francisco, live übertragen auf Facebook. Wer die Gentechnik Crispr beherrscht, kann damit die DNA einer Zelle an

einer gewünschten Position durchschneiden. An der Schnittstelle lassen sich Gene ausschalten, reparieren oder neue Gene einsetzen. In der Pflanzenzüchtung ist Crispr inzwischen weitverbreitet, doch mit Versuchen an Menschen sind Forscher bislang zurückhaltend. China hat 2015 die ersten Studien an Krebspatienten begonnen, die USA starten in diesen Wochen. Am SickKids Hospital in Toronto forscht der Genetiker und Muskelexperte Ronald Cohn an Crispr. "Die Selbstexperimente sind unverantwortlich", sagt er. "Sie werden bei schwer kranken Patienten falsche Hoffnungen wecken." Rich Lee ist gesund. Er macht es trotzdem. "Ich habe mehr Angst vor der Höhenstrahlung im Flugzeug", sagt er.

Für die Biohacker macht es keinen Unterschied, ob man kranke Menschen heilt oder gesunde Menschen verbessert. Für Ethiker schon. In Deutschland wurde heftig darüber debattiert, nachdem der Philosoph Peter Sloterdijk 1999 einen Vortrag über "Regeln für den Menschenpark" gehalten hatte. Jürgen Habermas nannte die Transhumanisten daraufhin eine "Handvoll ausgeflippter Intellektueller". Damals schien das alles sehr theoretisch. Dann kam Crispr.

Die neue Gentechnik ist einfach und billig. Und so waren die Biohacker nicht mehr zu halten, als Josiah Zayner in Kalifornien eine Firma gründete, um einen Do-it-yourself-Crispr-Bausatz in alle Welt zu verschicken. 159 Dollar plus Versandkosten. "Josiah könnte etwas Ähnliches erschaffen wie Bill Gates", schwärmt Rich Lee. Die Transhumanisten träumen davon, die Computerrevolution zu wiederholen, nur diesmal nicht mit Halbleitern, sondern mit ganzen Menschen.

Rich Lee hat eine Liste mit 130 Dingen, die er gerne an sich verbessern würde. Mehr Muskeln aufbauen, um den Alterungsprozess zu verlangsamen; die Netzhaut verändern, sodass er UV-Licht sehen kann; seine Rotgrünblindheit heilen; Lovetron9000 fertigstellen, den Vibrator über dem Schambein; einen Sensor für Hitze an den Körper anschließen; ein Mikrofon in seinen Körper einbauen; seine ADHS-Veranlagung korrigieren.

Vieles davon ist nach derzeitigem Stand der Forschung unmöglich, denn die meisten Eigenschaften des Menschen werden von einer Vielzahl von Genen beeinflusst, deren Funktion man nur ansatzweise versteht. Dass der Muskelaufbau mithilfe von Crispr funktionieren könnte, ist jedoch unumstritten. "Die Anti-Doping-

Behörden müssen darauf vorbereitet sein", sagt der Genetiker Ronald Cohn. Rich Lee ist kein Leistungssportler. Er sehnt sich nach diesem Upgrade, weil er glaubt, dass mehr Muskeln das Altern verlangsamen. "Wenn wir 200 Jahre alt werden könnten", sagt er, "würden wir verantwortungsvoller handeln."

Der israelische Historiker Yuval Harari rechnet mit dem Gegenteil: "Weil diese Projekte darauf ausgerichtet sind, die Norm zu überwinden, statt sie zu sichern", schreibt er, "könnten sie zur Entstehung einer neuen Kaste von Übermenschen führen, die normale Menschen nicht viel besser behandeln wird als die Europäer des 19. Jahrhunderts die Afrikaner." Harari hat den Transhumanisten den Spitznamen "Homo Deus" gegeben. Göttlicher Mensch.

Früher freute sich Rich Lee auf den Tod. Er ist das älteste Kind einer neunköpfigen Mormonenfamilie, und die Jenseits-Schwärmereien des Pastors klangen verheißungsvoll. Allerdings müssen Mormonen auf Erden allerlei Regeln befolgen, und so hörte Rich mit 17 auf, in die Kirche zu gehen. Er schmiss auch die Highschool und machte stattdessen lieber Party, las Science-Fiction, spielte Videogames. Er jobbte bei einer Autovermietung und verliebte sich in die junge Kollegin an der Rezeption. Hochzeit, zwei Kinder. Er machte sich mit einem Sicherheitsdienst selbstständig, fuhr Taxi in St. George, ging für zwei Jahre nach Hongkong, um für amerikanische Firmen Büros zu eröffnen. Er kaufte im Bundesstaat New York 156 Apartments, um sie zu sanieren. Für einen Moment sah es so aus, als könnte er richtig reich werden und sich die Unsterblichkeitstechnologie aus seinen Science-Fiction-Träumen eines Tages einfach kaufen. Dann kam die Finanzkrise, und der Immobiliendeal platzte, und im selben Jahr starb seine Großmutter.

Rich Lee hatte nun kein Geld mehr, und im Haus seiner Oma fand er all diese Zeitschriften aus den fünfziger Jahren, darunter Popular Science und Popular Mechanics. Da wurde versprochen, dass man bald nur noch 20 Stunden pro Woche arbeiten müsse, den Rest erledigten Roboter. Für Rich Lee klang das plötzlich sehr hohl. Nichts davon sei eingetreten, und mit denselben Versprechen würden wir heute noch abgespeist. So mutierte er zum Biohacker. Er nahm die Dinge nun selbst in die Hand. Von acht bis fünf arbeitete er fortan in einer Verpackungsfirma. Sie liefert Kartons an den örtlichen Munitionshändler. Abends bastelte er an seiner Zukunft.

Seine Frau interessierte sich nicht dafür. Sie kümmerte sich um die Kinder und studierte BWL. Es gab Streit wegen Kleinigkeiten, dann Eheberatung und wieder Streit. Ehekrach mit einem Cyborg ist nicht anders als Ehekrach mit Nicht-Cyborgs: Man schreit sich an, davor schützen auch die Magneten nicht. Seine Frau fuhr zum Abi-Treffen nach Salt Lake City und hatte mit ihrem ehemaligen Highschool-Freund eine Affäre. Die Lees ließen sich scheiden. Den Streit um das Sorgerecht trugen sie vor das Gericht. Und während die transhumanistischen Philosophen im Journal of Evolution and Technology über die Nachfolge des Homo sapiens diskutierten, musste nun ein Amtsrichter in St. George, Utah, darüber entscheiden, ob der Prototyp des neuen Menschen, Rich Lee, eine Gefahr für seine Umwelt ist.

Man muss kein Jurist sein, um sich auszumalen, dass Lee in dieser Angelegenheit nicht die besten Chancen hatte. Er brauchte einen Zeugen, der vor Gericht aussagen würde, dass Biohacker keine Zombies sind. Jemand, der das Gericht beeindrucken könnte. Er brauchte Josiah Zayner. Man musste dem Richter ja nicht erzählen, dass Zayner wegen seines Crispr-Versandhandels gerade Stress mit deutschen Behörden hatte.

Um Josiah Zayner persönlich zu treffen, fährt man von St. George zwei Stunden mit dem Auto bis nach Las Vegas, fliegt nach San Francisco, nimmt die S-Bahn nach Oakland, geht 200 Meter zu Fuß. Dort hat Zayner für seine Start-up-Firma The Odin ein Häuschen angemietet. Vom Carport blättert Farbe ab, und vor dem Haus stapelt sich Verpackungsmüll, aber in dieser Nachbarschaft fällt das nicht auf. Zayner trägt ein Keith-Haring-T-Shirt und hat zehn Ringe in jedem Ohr. Er sagt: "Die Gegend ist im Kommen."

Wer daran zweifelt, dass ein Autodidakt wie Rich Lee jemals ein posthumanes Wesen erschaffen wird, der kann bei Josiah Zayner durchaus unruhig werden. Zu den Beratern seiner Firma gehört der Harvard-Professor und Crispr-Miterfinder George Church. Zayner hat in Molekularbiologie promoviert und für die Nasa an Bakterien geforscht, bevor er sich selbstständig machte. 2016 entwickelte er einen Gentechnik-Bausatz, mit dem man fluoreszierendes Bier herstellen konnte. Daraufhin meldete sich die Arznei- und Lebensmittelaufsicht (FDA) bei ihm. Dieses Telefongespräch ist auf

Zayners YouTube-Kanal nachzuhören. "Wir sind ein bisschen besorgt", sagt der FDA-Mann. Gentechnik-Bier ist auch in den USA genehmigungspflichtig.

Im Erdgeschoss packen zwei Mitarbeiter die Crispr-Bausätze zusammen. Über das Wochenende sind 20 Bestellungen eingegangen. Auch Schulen bestellen die Pakete, denn offiziell soll man damit nicht Muskeln pimpen, sondern in einem einfachen Experiment lernen, wie Gentechnik funktioniert. Zayner selbst hat sich Crispr in den linken Vorderarm gespritzt, das ist sein Labor. "Create something beautiful" steht neben der Einstichstelle in die Haut tätowiert.

Ob die Crispr-Spritze eine Wirkung hatte, kann er nicht mit Sicherheit sagen. Damit die Methode funktioniert, müssten die mikroskopischen Crispr-Moleküle mithilfe sogenannter Genfähren in möglichst viele Muskelzellen eindringen. Die Technologie sei noch nicht ausgereift, sagt der Genetiker Ronald Cohn. War das alles nur ein PR-Gag? "Ich habe nie behauptet, dass ich nun mehr Muskeln habe", sagt Zayner. "Das war auch nicht das Ziel. Ich wollte damit auch nicht berühmt werden." Sondern? "Ich wollte den Leuten sagen: Schaut mal, was möglich ist. So sieht die Zukunft der Gentechnik aus. Ich habe kein Geld für große klinische Studien. Soll ich deshalb aufhören, Wissenschaft zu machen?"

Die Biohacker fühlen sich ausgebremst durch das Establishment, durch Vorschriften und Gesetze. Das Bayerische Landesamt für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit (LGL) bestellte ein Crispr-Kit von Zayner und fand Bakterien, die dort nicht reingehören. Eine Bund-Länder-Arbeitsgemeinschaft warnte daraufhin: "Wer Do-it-yourself-Kits bestellt und außerhalb gentechnischer Anlagen entsprechend anwendet, riskiert eine Geldbuße bis zu fünfzigtausend Euro." Falls genveränderte Organismen in die Umwelt gelangen, drohe eine Freiheitsstrafe von bis zu drei Jahren.

Das ist der Unterschied zwischen Europa und den USA. In Amerika twittert eine Mutter: "Dank @TheOdin können meine Söhne auf dem Science-Wettbewerb ihrer Grundschule ein DNA-Experiment vorstellen". In Bayern schreibt das LGL eine E-Mail an Zayner: "Wir haben den Fall an die deutschen Bundesbehörden weitergeleitet. Weitere Lieferungen des Bausatzes nach Bayern werden strafrechtlich verfolgt."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Josiah Zayner stand etwa eine halbe Stunde im Zeugenstand des Amtsgerichts, während er von Rich Lees Anwalt befragt wurde. Er verglich die Biohacker mit den Tüftlern der frühen Computerzeit. Er erwähnte die Pioniere der Medizingeschichte, die in heroischen Selbstversuchen ihre Entdeckungen getestet hatten. Er sagte aus, dass Rich mit Professoren an Eliteuniversitäten korrespondierte. "Es war sehr seltsam", erinnert sich Zayner, "ich fühlte mich wie in einer Anwaltsserie über eine Kleinstadt." Der Anwalt der Gegenseite habe theatralisch in den Akten geblättert und dann nur eine einzige Frage gestellt: ob er Kinder habe. Damals noch nicht, aber nun ist Zayners Freundin schwanger. Natürlich gezeugt. "Genetisches Roulette", sagt Zayner.

Rich Lee und Josiah Zayner, sie haben den Gott ihrer Kindheit durch die Wissenschaft ersetzt, wobei das Christentum und der Transhumanismus in manchen Dingen nicht weit auseinanderliegen. Auch Christen erwarten das ewige Leben, nur müssen sie vorher sterben. Der Transhumanismus wiederum habe eine religiöse Dimension, sagt der Philosoph Stefan Sorgner. "Ich möchte der Vorfahre des posthuman sein", das sei der Sinn des Lebens für Transhumanisten. Sorgner sieht darin "nichts Falsches oder Verabscheuungswürdiges".

Den Prozess um das Sorgerecht der Kinder hat Rich Lee verloren, aber nicht wegen des Biohackings. Der Richter sagte in der Urteilsbegründung: "Ich habe aufgrund eines Motorradunfalls zwei Schrauben im Knöchel und im Bein. Ich hatte eine Kornea-Transplantation an beiden Augen. Ohne die wäre ich blind. Was der Beklagte mit seinem Körper tut, ist für diesen Fall unerheblich, solange es das Kindeswohl nicht beeinträchtigt, und ich sehe nicht, dass es das tut." Rich Lee sei ein guter Papa, sagte der Richter, bemängelte aber, dass er Couchsurfer in den Kinderzimmern habe übernachten lassen, dass er zu spät von den Selbstmordgedanken seiner Tochter erfahren habe und dass er gegenüber der Ex-Frau die Seite pornhub.com/sex als Aufklärungsseite für die Kinder vorgeschlagen habe. Die Kinder sollen deshalb bei der Mutter wohnen.

Rich Lees Exfrau hat inzwischen ihren Highschool-Freund geheiratet und wohnt nun in einer Neubausiedlung um die Ecke, wo die Bungalows so schnell aufgefaltet werden wie die Versandkartons in Lees Verpackungsfirma. Er habe ihr den Anteil am

gemeinsamen Haus ausbezahlen müssen, sagt Lee, und kurz darauf habe sie sich die Brüste vergrößern lassen. Das ärgert ihn. Ist das etwa kein Bodyhacking?

Zwei Wochen nach seinem Crispr-Selbstversuch steht Rich Lee im Sheraton-Hotel von Austin, Texas, auf einer Bühne. Vor dem Abflug hat er sich noch eine zweite Crispr-Spritze gesetzt, nun hält er den Eröffnungsvortrag auf der Bodyhacking-Konferenz, die zwei Tage später mit einem Eklat enden wird. Im Publikum sitzen Menschen mit implantierten Hörnern, mit leuchtenden Hightech-Prothesen und grün tätowierten Lippen. Auch einige Personen aus der Trans-Intersex-Community nehmen teil, weil es letztlich um die Selbstbestimmung über den eigenen Körper geht. Die Moderatorin stellt sich mit den Worten vor, sie habe die berühmteste Klitoris der Welt, weil sie für die Wissenschaft in einem Magnetresonanztomografen masturbiert habe, "googelt mal 'internal clitoris'".

Der geplante Penisvibrator ist in dieser Gemengelage nur ein Achselzucken wert, und Rich Lee bringt seinen Vortrag über Fortschritte in der Sex-Technologie souverän hinter sich. Nur auf Twitter lästert ein Teilnehmer, Rich würde nun seit 2011 über sein Lovetron9000 reden, doch das Ding sei immer noch nicht auf dem Markt.

Die Bodyhacker sind eine kleine Gemeinde im Vergleich zu dem Ärztekongress im Nachbarsaal. Und solange sie ihre Sandwiches in einer braunen Papiertüte bekommen, während die Ärzte an weiß gedeckten Tischen tafeln, braucht man den Übermenschen vermutlich nicht zu fürchten. Bei der Präsidentschaftswahl stimmten 95 Amerikaner für den Kandidaten der Transhumanistischen Partei. Es ist nur irritierend, dass sie dauernd von Designer-Babys fabulieren. Was ist eigentlich der Unterschied zu den Züchtungsfantasien der Nazis? "Wir bringen keine Juden um", sagt ein australischer Biohacker in Austin.

Der große Skandal dieser Konferenz ist das letzte Event am Sonntagnachmittag: Ein Geschäftsmann in Schlips und Anzug zieht sich auf der Bühne die Hose runter und setzt sich vor laufenden Kameras eine Spritze in den linken Oberschenkel. Man gewöhnt sich zwar daran, dass Biohacker dauernd Spritzen in ihre Gliedmaßen stechen. Aber dieser Mann ist anders, weil er behauptet, sein Start-up habe eine Medizin erfunden, es handele sich um "genetisch programmierte Nanoroboter", die Herpes heilen könnten. Außerdem könne die Technik "85 Prozent aller Krebsarten"

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

attackieren, und als nächstes werde seine Firma ein Aids-Medikament in Venezuela verteilen. Er hätte genauso gut behaupten können, dass ihm gerade 20 Nobelpreise verliehen wurden. Anteile an der Firma können in Bitcoin erworben werden.

Da platzt selbst Josiah Zayner in Kalifornien der Kragen. Er hat das Spektakel von Oakland aus im Livestream verfolgt. Nun schreibt er auf seiner Facebook-Seite: "Das ist Pseudowissenschaft und Abzocke. Ich bin gegen jede Art von Biohackern oder Firmen, die Medizin für Krankheiten verkaufen oder vermarkten. Diese Scheiße gehört nicht in unsere Szene." An diesem Sonntag sieht es so aus, als könnte die Biohacker-Gemeinde bald implodieren. Auch Rich Lee ist nervös. "We will all be dead", sagt er. Plattgemacht von den Behörden. In den folgenden Tagen werden sich zahlreiche Biohacker von dem Geschäftsmann und seinem trumpfischen Auftritt distanzieren.

Nach der Konferenz sitzt Rich Lee mit dem Rest der Teilnehmer in der Happy Chicks Bar von Austin, während auf acht Bildschirmen der Superbowl läuft. Die anderen überlegen, wie man Footballern mit Biomaterialien die Hälse verstärken könnte, damit sie keine Gehirnerschütterung erleiden. Aber Lee schaut auf sein Handy, er interessiert sich nicht für Football. Er hat für diese Konferenz auf sein Wochenende mit den Kindern verzichtet.

"Irgendwann nehme ich euch mal mit nach Austin", hatte er ihnen gesagt, als er sie am vergangenen Dienstag zurück zur Mutter brachte. "In Austin gibt es die besten Steakhäuser der Welt." Und dann waren sie auch schon vor Mamas neuem Haus angekommen. "I love you", sagte er, und seine Tochter umarmte ihn. Er wartete, bis die Kinder im Haus verschwunden waren, dann rollte er mit seinem alten Cadillac langsam davon. Rich Lee möchte eines Tages ein Supermann sein, aber in diesem Augenblick war er nur ein trauriger, einsamer Papa.

Die wollen uns umbringen

Mit Kondensstreifen wie diesen vergiftet eine geheime Weltregierung die Menschen, glauben Chemtrailer. Was passiert, wenn man sie mit Wissenschaftlern und Triebwerksingenieuren ins Gespräch bringt? Ein Experiment

Von Alard von Kittlitz, Die ZEIT, 05.10.2017

Zu Beginn, bevor es losgeht, ein kleines Spiel. Ein paar Sätze, Sie entscheiden bitte jeweils, ob der Satz wahr ist oder falsch.

Satz 1: »Reis existiert.«

Satz 2: »Alle Leser der ZEIT essen täglich ein Eis.«

Satz 3: »Jene Streifen, die Flugzeuge am Himmel hinter sich herziehen, sind gar keine Kondensstreifen, sondern Chemie, ausgebracht von einer geheimen Weltregierung, um das Wetter zu manipulieren und/oder Menschen zu vergiften.«

Wie bitte?, sagen Sie jetzt. Haha, so ein Quatsch! Satz 3 ist genauso falsch wie Satz 2. Nur ist die Sache komplizierter. Anders als bei Satz 2 gibt es nämlich gar nicht so wenige Leute, die glauben, dass Satz 3 wahr ist. Und woher wissen Sie eigentlich, dass er falsch ist?

Schon gut. Es ist nervig, sich mit Unsinn auseinanderzusetzen. Darum geht es aber in diesem Text. Darum und um die komplizierte Frage, wie Wissen funktioniert. Es geht um Wahrheit und Lüge. Und um ein Experiment.

Das Experiment begann im März 2017. Der Leiter war ich, es assistierten Joachim Curtius, Professor für Meteorologie, sowie Jörg Sieber, Triebwerksingenieur. Die Probanden waren Michael Pfeiffer aus Freiburg und Brigitte Berchtold aus München – beide davon überzeugt, dass Satz 3 wahr ist. Sogenannte Chemtrailer. Chemtrail – das ist eine Verschmelzung der englischen Worte »chemistry« und »contrail«, Kondensstreifen. Die Frage des Experiments war: Kann man die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Probanden dazu bewegen, ihre Haltung zu Satz 3 zu ändern? Kann man ihre Überzeugung ins Wanken bringen, indem man sie mit wissenschaftlich gesicherten Fakten, mit Experten konfrontiert?

Auf die Idee war ich gekommen, weil seit vergangenem Jahr plötzlich all diese seltsamen Begriffe kursierten, »Lügenpresse«, »Fake-News« oder »alternative Fakten«. AfDler behaupteten vor jubelnden Mengen, Merkel wolle das deutsche Volk durch Migranten ersetzen. Geschichtsklitternde Finis Germania- Bücher verkauften sich wie geschnitten Brot. Mit meinem Experiment wollte ich verstehen, warum die Wahrheit auf einmal verhandelbar schien.

Falls Sie jetzt finden, Chemtrails seien ein zu versponnenes Thema für einen seriösen Versuch, hier ein paar Zahlen: 2011 fand eine akademische Studie heraus, dass in den USA und Großbritannien ganze 17 Prozent der Befragten bereit waren, an Chemtrails zu glauben. Und bei einer deutschen Internetumfrage aus dem August 2017 sagten das knapp 15 Prozent der 30 000 Teilnehmer. Chemtrails sind eine gängige Theorie, nicht weniger gängig als die Idee von den »Reichsbürgern«.

Chemtrailer im Netz zu finden war leicht; sie von der Teilnahme an meinem Experiment zu überzeugen schwer. Ich habe über Monate Leute angeschrieben und zu überreden versucht. Etwa 450 Nachrichten und E-Mails gingen hin und her. Viele Chemtrailer, die mir antworteten, beschimpften mich als Vertreter eines »Mainstream-Mediums«, als »Sprachrohr der Kartelle«. »Mann, Mann, was ist nur aus euch Journalisten geworden.....?? Betreibt ihr ÜBERHAUPT noch so etwas wie RECHERCHE...??« Goebbels, schrieb mir eine Dame, wäre stolz auf meine Zunft gewesen.

Überraschenderweise reagierten auch die Experten unenthusiastisch. Ein Meteorologe zum Beispiel schrieb, Chemtrails seien »so schlimmer Unsinn«, dass er damit keine Zeit verschwenden wolle. Die Chemtrailer seien zudem eine »aggressive Community«. Am Ende sagte der Frankfurter Professor Joachim Curtius zu, wie mir schien aus idealistischen Gründen. Curtius, Fachmann für Wolkenbildung und atmosphärische Partikel, schrieb: »Ich sehe die Gefahr, dass unsere Gesellschaft das über Jahrhunderte erarbeitete Ideal der rationalen, faktenbasierten Entscheidung über den Haufen wirft.« Ich war offenbar nicht allein mit meiner Sorge.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Meine Probanden entdeckte ich auf der Internetseite Blauer Himmel Deutschland, einer Plattform, auf der Chemtrailer sich austauschen und Fotos von Wolken und ihren Protestdemos hochladen. »Nachdem ich von jeher der Meinung war, dass alles auf der Welt seine Daseinsberechtigung hat«, antwortete mir aus München Brigitte Berchtold, »bin ich mit den ›Mainstream-Medien‹ nicht auf Konfrontationskurs.« Na also. Auch Herr Pfeiffer, Leiter der Ortsgruppe Freiburg, sagte höflich zu, allerdings nicht, ohne mich an meine Rolle als Mitarbeiter einer »Propaganda-Institution der Regierenden« zu erinnern.

Der erste Versuch fand am 17. Mai statt. Ich traf Frau Berchtold gegen 14 Uhr in der Eingangshalle des Frankfurter Hauptbahnhofs. Frau Berchtold, 62, auffällig pechschwarzes Haar, hatte eine riesige Gucci-Sonnenbrille im Gesicht. Sie trug eine enge Schlaghose mit Leopardenprint und High Heels. Sie sprach ein breites Münchnerisch und wirkte wie die Figur eines Helmut-Dietl-Films. Wir setzten uns in ein Café und warteten auf Herrn Pfeiffer, dessen Zug erst später eintreffen sollte. Frau Berchtold erzählte mir von »Human Design«, einer »Wissenschaft der Differenziertheit«, mit der sie sich befasse. Es ging um I Ging, Kabbala, Astrologie. »Ein wichtiger Bestandteil dieser Wissenschaft ist das Wissen um Neutrinos«, sagte Frau Berchtold. »Die Himmelsräder verdrehen sich 2027. Wir gehen ins Rad des schlafenden Phönix.« Ich verstand nicht viel. »Ich habe immer gewusst, ich bin nicht wegen mir auf der Welt«, sagte dagegen Frau Berchtold. »Das war für mich als Kind schon klar: Meine Mutter war Trinkerin, mein Stiefvater Spieler. Ich bin so richtig scheiße großgeworden, im Heim und so weiter.« Mit 17 Jahren bin ich weg von alldem, und alles war gut. Sie lachte. Taffe Frau.

2006 musste sie das Fitnessstudio, das sie in München betrieben hatte, verkaufen. »Die ganzen Ketten«, sagte sie, »die waren mein Verderben.« Danach fing sie an, sich mit Esoterik zu beschäftigen. Ein Bekannter erzählte ihr von Human Design. Sie war sofort elektrisiert. Wenig später durchsuchte sie das Internet nach Chemtrails. Sie hatte auf ihrer Gartenliege gelegen und bemerkt, dass sich Kondensstreifen wie eine Milchglasscheibe vor die Sonne schoben. Da dachte sie: Was ist das? Das sind doch keine Wolken!

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Herrn Pfeiffer trafen wir am Bahnhof. Ein kleiner, untersetzter Herr mit gestutztem Vollbart, der deutlich jünger aussah als seine 71 Jahre. Herr Pfeiffer ging sehr langsam, seit einem Bandscheibenvorfall musste er orthopädische Schuhe tragen. Seine runde Brille beschlug. Er wirkte nervös. Dieser Mann war mir für das Experiment fast wichtiger als Frau Berchtold. Denn während sie sich vor allem auf ihre Intuition berief, hatte er mir in seinen Mails wissenschaftliche Erörterungen geschickt. Es ging darin um atmosphärische Voraussetzungen, Luftfeuchtigkeit, Temperatur.

Wir fuhren im Taxi zur Universität Frankfurt. Kein Streifen am Himmel. »Sind Sie aufgeregt?«, fragte ich die beiden. »Überhaupt nicht«, sagte Frau Berchtold. Herr Pfeiffer sagte, er glaube nicht, dass er heute etwas erfahren würde, das seine Meinung ändern könnte.

Dann standen wir vor Curtius' Tür. Der Professor, 48 Jahre alt, lachte aufgeräumt. Er bat uns an seinen kleinen Konferenztisch, auf dem Kaffee, Wasser und Kekse standen. Herr Pfeiffer zog einen Stapel Papiere hervor. Es konnte losgehen.

Professor Curtius: »Flugverkehr hat, seit es Jetflugzeuge gibt, Kondensstreifen hinterlassen.«

Frau Berchtold: »Aber nicht solche!«

Curtius: »Doch, auch solche.«

Herr Pfeiffer: »Nein. Ich bin über 70 Jahre alt, ich weiß, dass der frühere Himmel total anders ausgesehen hat. Das war ein sattes Blau, da waren keine Streifen.«

Das war des Pudels Kern. Die zwei zentralen Fragen der Chemtrailer lauteten: Wieso ist der Himmel an manchen Tagen blau, und an anderen Tagen sieht man die Streifen? Es gibt doch immer Flugverkehr! Und wieso verschwinden manche Streifen, und andere bleiben stehen? Ihre Vermutung: An manchen Tagen werden Chemikalien ausgebracht, an anderen nicht. Kondensstreifen verpuffen, Chemtrails nicht.

Curtius versuchte nun, diese Phänomene möglichst einfach zu erklären. Es war trotzdem schwer, ihm zu folgen. »Wasserdampfgehalt W oder E ... Clausius-Clapeyron-Gleichung ...« Frau Berchtold rollte mit den Augen. Was der Professor

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

letztlich sagte, ging in etwa so: Beim Verbrennen von Kerosin im Flugzeugtriebwerk entsteht Wasserdampf. Wenn es kalt genug ist, bilden sich Wölkchen – wie die vor dem Mund beim Ausatmen im Winter. Manchmal ist die Umgebungsluft in großer Höhe derart kalt und still, dass sich die Wölkchen nicht auflösen. Anders gesagt: Ob sich Kondensstreifen am Himmel halten, hängt von der Atmosphäre ab. Der Professor wies darauf hin, dass normale Wolken am Himmel ja auch irgendwo anfangen und irgendwo aufhören. Die Phänomene am Himmel seien inhomogen, weil die Atmosphäre inhomogen sei.

Herr Pfeiffer: »Ich sehe aber auch Kondensstreifen, die aufhören und dann weitergehen. Und das hängt mit der Luftschicht zusammen?!«

Professor Curtius: »Ja, natürlich!«

Pfeiffer: »Gibt es denn auch vertikale Luftschichten?«

Curtius: »Ja. Luftschichten variieren.«

Das war sehr einfach. Für mich eine hinreichende Erklärung. Aber Herr Pfeiffer wehrte sich. Er fragte nach chemischen Elementen, atmosphärischer Durchmischung, Eisübersättigung. Der Professor antwortete grausam mühelos. Es wurde deutlich, dass Pfeiffer zwar Papers zu dem ganzen Thema gelesen hatte – sie im Gegensatz zu Curtius aber nicht verstanden hatte, oder bloß zum Teil. Es war, als diskutierte ein Papagei mit einem Philosophen, in dem Sinne, dass einer, der eine Sprache nur imitieren kann, mit einem Meister dieser Sprache redet. Pfeiffers Begriffe von Quelle und Beweis schienen auch eher beliebig. »Eine Abschlussarbeit von Schülerinnen aus Zürich« zitierte er, als sei das eine begutachtete Studie. Er zeigte Fotos vom Himmel.

Pfeiffer: »Was sagen Sie dazu? So sah der Himmel früher aus, und jetzt sieht er so aus.«

Curtius: »Ja, aber ... Man kann doch nicht vier Bilder von früher und vier Bilder von heute nebeneinanderlegen und ...«

Pfeiffer: »Warum nicht?«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Frau Berchtold wollte immer wieder wissen, warum die Wissenschaft nichts gegen die Streifen unternahme. Bevor wir uns verabschiedeten, richtete der Professor noch eine Frage an seine Gäste.

Curtius: »Sehen Sie eigentlich irgendeine Möglichkeit, dass ich Ihnen was erzähle und Sie sagen: Da hat er recht?«

Pfeiffer: »Nein, weil Sie alle vergattert sind, die ganzen Meteorologen sowieso. Und übrigens: Stimmt es, dass die Meteorologen vom Militär und nicht der Regierung bezahlt werden?«

Curtius: »Dies hier ist eine Stiftungs-Uni. Ich unterstehe also weder dem Staat noch dem Militär. Aber wenn alle Regierungsangestellten vergattert sind, sagen dann auch alle Lehrer die Unwahrheit?«

Pfeiffer: »Die Staatsschullehrer ja. Kann ich zustimmen.«

Wir gingen dann. Herr Pfeiffer wirkte auf der Rückfahrt frustriert. Bevor wir ausstiegen, sagte er aber etwas Wichtiges. »Wenn ich einen Wissenschaftler infrage stellen will, dann müsste ich sein ganzes Wissen, all die Experimente nachvollziehen können. Das kann ich aber nicht als Normalsterblicher. Das heißt, ich muss ihm einfach glauben.« Das geht uns ja fast allen so. Die Clausius-Clapeyron-Gleichung ist nicht jedermanns Sache. Die meisten von uns vertrauen dem Wissenschaftler aber. Wir wissen, dass seriöse Studien begutachtet worden sind. Dass Wissenschaftler ständig diskutieren und verifizieren. Wir akzeptieren, dass es Laien und Spezialisten gibt. Wieso tat Herr Pfeiffer das nicht? Er erzählte von der Todesnacht von Stammheim, den toten RAF-Terroristen. Er hatte damals einen Artikel im Stern gelesen, der die Version vom Selbstmord in Zweifel zog. »Das war für mich der Knackpunkt, da habe ich plötzlich alles infrage gestellt. Danach war ich misstrauisch gegenüber allem, was von oben kommt.« Wenn Stammheim eine Lüge war, so sein Denken, dann kann alles eine Lüge sein.

Nachdem wir uns am Bahnhof von Frau Berchtold verabschiedet hatten, gingen wir noch etwas essen. Herr Pfeiffer sagte: »Man sollte mit dem Herz denken und mit dem Verstand fühlen.« Mein Verstand fühlte nicht, was er sagte. Herr Pfeiffer erzählte von der Politik: »Es gibt nur die Kapitalistische Einheitspartei Deutschlands. CDU,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

CSU, SPD, FDP, Linke.« Für ihn alles eins: »Die Unterschiede sind marginal und werden zur Schau gestellt.« Und dann ging es rund. Herr Pfeiffer redete nun von den Leuten, die wirklich die Macht hätten, von Schattenorganisationen, die eine neue Weltordnung herbeiführen wollten. »Ganz oben steht der schwarze Papst. Das Oberhaupt der Jesuiten. Aber über dem schwarzen Papst stehen die Reptiloiden. Die arbeiten seit 1928 mit der US-Regierung zusammen. Die Reptiloiden sind Wesen der vierten Dimension.« Ich machte große Augen. Herr Pfeiffer lächelte freundlich. »Ist klar, dass Sie da nicht mitgehen.«

Wenn ich bedächte, fuhr er fort, dass man 94 Prozent der Wirklichkeit nicht erkennen könne – »dunkle Energie und Materie ... Da kann sich alles Mögliche tummeln.« Herr Pfeiffer glaubte übrigens auch, dass in Syrien und der Ukraine alles anders läuft als von den Medien dargestellt. Dass Atomkraftwerke in erster Linie existieren, um waffenfähiges Material zu gewinnen. Herr Pfeiffer war in einer anderen Welt unterwegs als ich.

Als Jugendlicher hatte er Bankkaufmann gelernt. Er gründete dann eine Familie und machte das Abitur nach, studierte Politologie, Philosophie, Psychologie. Seine Frau arbeitete. »Das Studium hat unheimlich Spaß gemacht, aber danach hab ich keinen Job gekriegt«, erzählte er. Er sei in die Langzeitarbeitslosigkeit geraten, seine Frau hätte ihn verlassen. »Aber mir wurd's nie langweilig. Mich hat seit meiner Jugend die Frage nach dem Sinn des Lebens beschäftigt, nach Gott. Das ist bis heute so.«

Das Leben war für ihn offenbar nicht immer leicht gewesen, aber Pfeiffer hatte darin eine Ordnung entdeckt. Die Geschehnisse der Welt gehorchten einer geheimen Logik, nichts war außer Kontrolle oder unverständlich, sondern alles hatte seinen Grund, und der ließ sich enträtseln. Für mich, sagte ich ihm, sei die Welt Chaos. Niemand kontrolliere alles. Das Weltgeschehen sei das Ergebnis des Fortwurstelns aller Menschen durcheinander. Alles, sagte dagegen Herr Pfeiffer, sei Teil eines göttlichen Plans, an dessen Ende die Bösen bestraft würden.

Seine Ordnung der Dinge war allerdings nur um den Preis eines komplizierten Gebildes von Zusatzannahmen möglich. Ich dachte an Wilhelm von Ockham, den Franziskanermönch, der im 14. Jahrhundert das berühmte »Ockhamsche

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rasiermesser« erfand: »Wesenheiten dürfen nicht über das Notwendige hinaus vermehrt werden.« Anders gesagt: Die einfachste Erklärung ist die beste. Für Herrn Pfeiffer, schien mir, war die schönste Erklärung die beste.

Vielleicht, dachte ich, sind Verschwörungstheorien einfach eine Folge davon, dass Gott tot ist. Es gab einmal eine Gewissheit im Abendland, die hieß Gott. Die Wissenschaften haben diese Gewissheit zerlegt, aber keine neue herstellen können. Verschwörungstheorien handeln nicht von Gott. Aber die meisten postulieren: Alles ist geordnet.

Es war schwierig, sich mit Herrn Pfeiffer auseinanderzusetzen. Er entglitt mir ständig, leugnete Dinge, die ich für Tatsachen hielt. Am Ende wollte ich wissen, was denn für ihn eine glaubwürdige Informationsquelle sei. »Ich hab meine eigene Art, das zu testen«, sagte er. »Mit dem Herzen. Wenn das nicht mitgeht, kann der Fakt nicht stimmen.«

Ich fuhr nach Hause und hatte Lust, das Experiment abubrechen. Es schien mir sinnlos, mit Frau Berchtold und Herrn Pfeiffer weiter zu diskutieren. Ich hatte auch den Eindruck gewonnen, dass sowohl Herr Pfeiffer als auch Frau Berchtold harte Leben gehabt hatten. Beruflich steckten sie in Sackgassen, irgendwann hatten sie begonnen, sich mit seltsamen Dingen zu befassen. Vielleicht, dachte ich, sind randständige Wirklichkeitsbilder eben tatsächlich eine Sache von Leuten, die am Rand stehen. Wenn man das Gefühl hat, von der Gesellschaft abgelehnt zu werden, fängt man vielleicht auch irgendwann an, deren Diskurs abzulehnen.

Zum Abschied hatte Herr Pfeiffer allerdings etwas gesagt, das mir Hoffnung machte. »Natürlich«, hatte er gesagt, »kann es sein, dass ich zu 20, 25 Prozent falschliege.« Und weil das so sei, versuche er immer, »das Neue aufzunehmen und mein Weltbild anzupassen«.

Zu unserem zweiten Versuch traf ich die Probanden am 4. Juli. Frau Berchtold holte Herrn Pfeiffer und mich am Münchner Hauptbahnhof ab. Wir fuhren in die Peripherie. »Wenn man jetzt der Logik folgt, dass sich Chemtrails nicht mehr auflösen, weil es neue physikalische Gesetze gibt, dann hätte man heute keinen

Flugverkehr über München«, sagte Frau Berchtold. Das war offenbar ihr Resümee aus dem letzten Treffen mit Curtius.

»Ich hab ein paar Flugzeuge beobachtet, da kam überhaupt nix raus«, sagte Herr Pfeiffer. »Eben, da kann ja was nicht stimmen«, sagte Frau Berchtold. Sie lachte.

Wir waren unterwegs zur Münchner Triebwerke Union MTU, einem Jetturbinen-Hersteller. Vielleicht, dachte ich, wären die Antworten des Ingenieurs eines staatsfernen Flugzeugbauers für die beiden glaubwürdiger. Herr Pfeiffer war in kampfeslustiger Stimmung. Er hatte sich in der Zwischenzeit noch mal mit Werner Altnickel ausgetauscht, dem Guru der deutschen Chemtrail-Szene. »Entscheidend sind die Gründe für das Ausbringen von Chemtrails, die habe ich jetzt rausgekriegt«, sagte er erregt. »Die Priorität ist anscheinend die Wettermanipulation, vom Militär als Waffe eingesetzt. Als Nebeneffekt schrumpft die Bevölkerung. Dabei spielt auch die Pharmaindustrie eine Rolle, weil die Leute krank werden und die Industrie dann entsprechende Umsätze macht.« Ich erwiderte, dass die Weltbevölkerung doch wachsen würde. »Das ist ja mehr in Afrika, Südamerika, Asien«, sagte Herr Pfeiffer.

Ich wollte von Frau Berchtold wissen, was sie glaube, was hinter den Chemtrails stecke. »Das Programm, Herr von Kittlitz. Die genetische Matrix. Und die sieht eine letzte große Mutation vor. Unter anderem verändert sich Kanal sechs-neunundfünfzig, und damit ist der genetische Imperativ abgezockt, der die Fortpflanzung sichert. Der Mensch wird vom Universum nicht länger supportet. Er ist ein Auslaufmodell.« – »Das erscheint mir etwas abenteuerlich, das Ganze«, sagte Herr Pfeiffer spitz.

Die Pressesprecherin der MTU brachte uns in einen schmucklosen Konferenzraum, in dem bald unser Interviewpartner erschien. Jörg Sieber leitet das Innovationsmanagement bei der MTU. Ein Experte für Düsentriebwerke. Runde Brille, kurzärmliges, kariertes Hemd, grauer Haarkranz. Auch Sieber erklärte, dass die Bildung von Kondensstreifen von der Temperatur und der Luftfeuchtigkeit abhängt. »Nein, mit Sicherheit nicht«, sagte Herr Pfeiffer. »Wir haben genug Beweise, dass es nicht von der Wetterlage allein abhängt.« Früher hätte es ja auch nicht so ausgesehen am Himmel!

Nun ja, der Luftverkehr habe stark zugenommen, sagte Sieber.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»Um insgesamt 15 Prozent«, rief Herr Pfeiffer triumphierend. Sieber lächelte.
»Der Luftverkehr verdoppelt sich alle 15 Jahre.«

»Also, da habe ich jetzt andere Zahlen«, sagte Herr Pfeiffer.

»Nee«, lachte Sieber. »Davon hängt doch unser ganzes Wachstum ab. Ich kann Ihnen die Zahlen sofort geben.«

»Ja gut, egal«, sagte Herr Pfeiffer.

Frau Berchtold zog nun auch ein Papier hervor. »Ich hab hier eine Studie vom Bundesumweltamt zum Thema Geoengineering«, sagte sie. Geo-Engineering ist einer der Lieblingsbegriffe der Chemtrailer. Er bezeichnet die Idee, Wetter und Klima technisch zu manipulieren. »Die schreiben hier das Gleiche wie die, in Anführungszeichen, Verschwörungstheoretiker«, sagte Frau Berchtold. »Nämlich, dass über unseren Köpfen was ausgebracht wird.«

Später schaute ich mir die Broschüre selbst an. Sie heißt Geo-Engineering: Wirksamer Klimaschutz oder Größenwahn? Nirgendwo steht, dass Geo-Engineering schon betrieben würde. Fast alle seriösen Klimaforscher halten Geo-Engineering für eine schlechte Idee. Es gibt einfach kein globales Programm zur Wettermanipulation. Aber auf den Chemtrail-Seiten wird die Broschüre als Beweis zitiert, dass das Wetter manipuliert wird.

Herr Pfeiffer fuhr jetzt weitere Internetquellen auf: Ted Gunderson, ehemaliger FBI-Chef von Südkalifornien, habe gesagt. Ein Pilot habe gebeichtet. Basen auf »relativ unbekannt« Inseln, Start- und Landebahnen. Einkerkung und Tötung der ideologischen Gegner. Ich verlor langsam die Nerven. Der Ober-Chemtrailer Altnickel zum Beispiel würde doch leben, sagte ich Herrn Pfeiffer. »Ja«, sagte er, »aber ich hab eine Aussage von einem Agenten vom MI6, der hat auf dem Sterbebett zugegeben, dass er die Lady Di umgebracht hat.«

Am Ende zeigte Sieber uns noch das Turbinenmuseum der MTU, Pfeiffer und Berchtold schauten sich das alles interessiert an. Man bekam den technischen Fortschritt augenfällig illustriert. »Ich glaube, es muss eine andere Art von Fortschritt geben«, sagte Herr Pfeiffer später im Auto. »Dass wir merken, dass wir mit allem zusammenhängen. Das Gefühl für die Einheit müssen wir finden. Dann gibt's auch

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

keine Kriege mehr.« Frau Berchtold sagte: »Das mit der Mutation der Menschheit passiert jetzt. Wir gehen ja vom Kreuz der Planung in den Schlafenden Phönix.« Herr Pfeiffer wurde wütend. »Du redest von Mutation. Aber die Evolution ist falsch. Das ist ein völlig falscher Weg. Wir sind hier auf die Erde gesetzt worden von den göttlichen Kräften!«

Ich habe später noch lange nachgedacht über diesen letzten Austausch im Auto. Mir wurde klar, was das Problem der Chemtrailer war. Warum solche Bewegungen einerseits niemals die Massen anziehen werden und auf der anderen Seite ein echtes Problem bedeuten für demokratische Gesellschaften. Beides hat mit Wahrheit zu tun. Wenn es keine allgemein gültige Wahrheit mehr gibt, auf die sich alle einigen können, dann gibt es auch keine Möglichkeit mehr, gemeinsam zu handeln.

Herr Pfeiffer und Frau Berchtold glaubten beide an Chemtrails, aber sie waren sich vollkommen uneins darüber, was dahintersteckte. Die Reptiloiden, die genetische Matrix. Weil alles, was sie vermuteten, Glaubensinhalte waren, würden sie sich nie darauf einigen können, was denn nun zu tun sei, um der Verschwörung am Himmel Einhalt zu gebieten.

Das Problem für die demokratische Gesellschaft ist unterdessen, dass alle, die sich in das Randständige verabschiedet haben, für das ernsthafte Ringen um eine bessere Welt verloren sind.

Wenn es aber stimmen sollte, dass Herr Pfeiffer und Frau Berchtold nur glauben, was sie glauben, weil sie ohnehin am Rand stehen, mithin Verlierer sind einer Gesellschaftsordnung, die den beiden keinen Platz zu bieten vermag, dann ist ihr absurder Kampf gegen Windmühlen umso tragischer.

Als ich das Experiment begann, dachte ich noch: Vielleicht doch auch okay, wenn man an Märchen glaubt. Und ich gönne beiden Probanden den Trost, den ihnen ihre Weltbilder spenden. Zugleich aber glaube ich inzwischen, dass ihre Einflüsterer nicht nur selbst ernannte Gegner unserer Gesellschaftsform sind, sondern deren ernst zu nehmende Feinde. Nebelwerfer, die von echten Problemen ablenken.

Vielleicht hätte man Herrn Pfeiffer und Frau Berchtold retten müssen, als sie in Schwierigkeiten gerieten, also bevor sie in den Parallelwelten des Internets

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

verschwanden. Aber niemand hat ihnen gesagt: Es kommt schon alles in Ordnung. Da ist ein Platz für dich. Und jetzt, wo sie glauben, was sie glauben, wird das erst recht niemand tun. Sie werden bleiben, wo sie sind, und verletzt sein durch diesen Text und meine Deutung. Und das tut mir furchtbar leid, denn ich mochte die beiden ja gern, und sie sind ja auch nicht böse. Sie sind nur verloren.

Vom Fluch, nichts vergessen zu können

Vergesslich zu sein, gilt als Makel. Doch manchen Menschen geht es genau umgekehrt - sie können nicht vergessen. Louise Owen und Joey DeGrandis etwa erinnern sich an jeden einzelnen Tag ihres Lebens. Wie das Wetter war, was es zum Frühstück gab und was im Fernsehen lief. Sich an alles Erlebte zu erinnern, kann quälend sein - auch schlimmste Momente bleiben immer präsent

Von Tina Kaiser, Welt am Sonntag, 08.04.2018

Louise Owen sagt, am Ende wollten doch alle immer nur das eine von ihr hören. Als New Yorker Geigerin, die in fast jedem berühmten Konzerthaus der Welt gespielt hat, habe sie durchaus andere Themen auf Lager. Sie könnte über fremde Länder, Kammermusik oder ihre letzte Tour mit Barbra Streisand erzählen. Früher oder später komme aber doch immer dieselbe Bitte: "Louise, mach' deinen Partytrick." Owen lacht sehr laut, wirft ihre dunkelbraune Haarmähne in den Nacken. Es ist die geübte Geste einer Künstlerin, die mit ihrem Schicksal kokettiert, aber eigentlich schon auf ihren Auftritt wartet.

Draußen leuchtet ein eiskalter New Yorker Wintermorgen über der Upper West Side, drinnen in einer kleinen, goldgelb gestrichenen Wohnung im 12. Stock sitzt Louise Owen, 44 Jahre alt, auf einem Stuhl im Wohnzimmer, als sei das eine Bühne. Der Partytrick kann beginnen.

Wissen Sie noch, was am 4. November 1995 passiert ist?

Das war der Tag, an dem Jizchak Rabin umgebracht wurde. Ein Samstag, es war kalt und bewölkt, ich war wegen eines Kammerkonzerts in Vermont und habe beim Abendessen von Rabins Tod erfahren.

Und was ist mit dem 27. Mai 1995?

Wieder ein Samstag. Ich war Studentin in Boston, hab an dem Tag lange geschlafen, weil ich am Vorabend auf der Hochzeit von Senator John Kerry gespielt

hatte. Eine Freundin kam nachmittags vorbei und erzählte, dass Christopher Reeve einen schweren Reitunfall hatte.

Können Sie das auch andersherum? Erinnern Sie sich zum Beispiel noch an den Tag vom Bombenanschlag auf den Bostoner Marathon?

Natürlich, ein Montag. Der 15. April 2013. Ich war im Fitnessstudio auf dem Laufband, als die Nachricht im Fernsehen kam.

Wann wurde Saddam Hussein gefangen genommen?

Ich hab das am 14. Dezember 2003 im Fernsehen gesehen, ein Sonntag. Eine Freundin war zu Besuch. Weil es in New York so heftig geschneit hat, ist sie länger geblieben, und wir waren indisch Essen.

Man kann dieses Spiel stundenlang mit ihr spielen. Man stellt ihr eine Frage, Louise Owen gibt Auskunft, mit maschinenhafter Präzision. Die jüngste Geschichte Amerikas, ihre eigene Geschichte, akkurat datiert, alles eins. Dabei hat sie keinen besonderen Bezug zu allen diesen Ereignissen. Sie ist weder Jüdin noch Superman-Fan, sie läuft keinen Marathon und hat keine irakischen Freunde, die die Gefangennahme von Hussein mit ihr gefeiert hätten. Owen weiß all diese Dinge, weil sie sie zufällig vor Jahren oder Jahrzehnten mitbekommen hat. Seitdem sind sie in ihrem Gedächtnis gespeichert.

Owen erinnert sich an jeden Tag ihres Lebens so wie sich andere Menschen an den Vortag erinnern können. Beinahe alles, was bei ihr im biografischen Kurzzeitgedächtnis gespeichert wird, landet auch im Langzeitgedächtnis. Denn Owen hat eine äußerst seltene Gehirnanomalie namens Highly Superior Autobiographical Memory, kurz HSAM. Übersetzt könnte man es etwa mit "Extrem überdurchschnittliches autobiografisches Gedächtnis". Bisher sind weltweit etwa 100 Menschen mit HSAM bekannt. Für die Betroffenen ist es eine besondere Gabe, die aber auch schnell zum Fluch werden kann.

Die meisten Menschen sind froh, wenn sie die Geburtstage der engsten Freunde und ihren eigenen Hochzeitstag behalten können. Kaum jemand kann sich an die Daten der wichtigsten Ereignisse seines eigenen Lebens erinnern. Selbsttest: Erinnern

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie noch das Datum Ihres ersten Kusses, des ersten Mals, der Führerscheinprüfung oder Ihres Schulabschlusses? Eben.

Das Vergessen rührt an einer Urangst. Vor Demenz haben die meisten Menschen beinahe ebenso viel Angst wie vor Krebs. Denn ein Mensch definiert sich über seine Erinnerungen. Erst die Erfahrungen, die im Gedächtnis abgespeicherten Gedanken und Gefühle machen einen Menschen zu dem, der er ist. Wer vergisst, wer er ist, verliert die Kontrolle über sein Leben, seine Identität. Er verliert sich selbst.

Allerdings ist das Vergessen für die geistige Gesundheit ebenso wichtig wie das Erinnern.

Die Erinnerung eines normalen Menschen funktioniert wie das Drehbuch einer Seifenoper: eine vereinfachte, geglättete Version der Realität. Was zu langweilig ist, wird gelöscht. Gespeichert wird vor allem, was Potenzial für Drama hat, zumindest bis zu einem gewissen Punkt. Was zu sehr wehtut, das ersetzt das Hirn oft durch eine Legende, die besser zu ertragen ist.

Eine Geburt erscheint den meisten Müttern immer weniger schmerzhaft, je länger sie zurückliegt. Aus geplatzten Träumen werden Jobs, die man ohnehin nie wirklich wollte. Aus der ehemals großen Liebe wird ein Idiot oder eine blöde Kuh, die einen eh nicht verdient hätte.

Im Gegensatz dazu ist die Erinnerung eines Menschen mit HSAM eine endlos laufende Dokumentation, in der die Kamera auch die brutalsten Momente ungeschönt für die Ewigkeit festhält, genauso wie scheinbar uninteressante Begebenheiten. Wie eine ungeschnittene VHS-Aufnahme von Opas 70. Geburtstag. Wer schaut sich das freiwillig später noch mal an?

In Louise Owens Hirn schwirren beinahe unentwegt Erinnerungen umher, eine niemals endende Kakophonie aus vergangenen Bildern, Gedanken und Gefühlen. Es kostet sie viel Kraft, sich wenigstens ein paar Minuten lang nur auf die Gegenwart zu konzentrieren, den Augenblick. Den Strom der Erinnerungen empfindet sie im Alltag deshalb oft als störend. Wenn sie allein ist, genießt sie es dagegen auch, in Erinnerungen zu schwelgen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein Spaziergang durch die Stadt ist für sie "a walk down memory lane", ein Spaziergang in die Vergangenheit. Eine Straßenecke, an der sie einen wichtigen Anruf bekommen hat, ein Restaurant, in dem sie mal einen schlimmen Streit hatte, der Duft von süßen Mandeln, den sie zuletzt gerochen hat, als sie verliebt war. Denn ihre Erinnerungen, das kommt dazu, sind viel realer als die normaler Menschen: Sie bekommt noch heute, nach 22 Jahren, feuchte Hände, wenn sie an ihre Abschlussprüfung an der Musikhochschule denkt. Der Gedanke an den Tag, als sie als 13-Jährige die Schule wechseln musste, schnürt ihrem 44-jährigen Ich die Luft ab vor Angst.

Sie ist, anders als andere Menschen, nicht in der Lage, traumatische Erlebnisse dauerhaft zu verdrängen. Also hat sie sich so ihre Methoden angeeignet, um sich nicht in ihren negativen Erinnerungen zu verlieren. Wenn ein schmerzhaftes Erlebnis aus der Vergangenheit sie übermannt, sucht sie sich schnell als Ablenkung eine schöne Erinnerung in ihrer Gedächtnisdatenbank.

Menschen mit HSAM können nicht steuern, was sie sich merken. Ihre besondere Fähigkeit hilft ihnen nicht, etwas auswendig zu lernen. Es scheint, als blieben vor allem jene Ereignisse in ihrem Gedächtnis hängen, die sie persönlich an einem Tag besonders beeindruckt haben. Egal ob es sich um einen Tornado im Mittleren Westen handelt, über den im Radio berichtet wurde, oder ein gutes Schnäppchen in einer Boutique, das sie an dem Tag gemacht haben.

Wenn man Louise Owen fragt, wie sie es schafft, all solche Dinge zu behalten, zuckt sie nur mit den Schultern: "Ich weiß es einfach. Gegenfrage: Was haben Sie am 11. September 2001 gemacht?"

Owen grinst triumphierend. "Sehen Sie, fast jeder Mensch ab einem gewissen Alter weiß, was er am 11. September 2001 gemacht hat, und keiner kann erklären, wie er seine Erinnerungen abgespeichert hat." So gehe es ihr mit jedem Tag. Owen hält für einen Moment inne, als wäge sie ab, ob sie wirklich sagen darf, was sie oft denkt: "Ich hoffe, das hört sich nicht komisch an, aber ich freue mich ehrlich gesagt jedes Jahr auf den 11. September."

Für sie ist es der einzige Tag im Jahr, an dem sie sich fühlt wie ein ganz normaler Mensch. HSAM kann sehr einsam machen. Es gibt so viele besondere Momente, die sie mit anderen erlebt hat, eine durchtanzte Nacht von 15 Jahren, ein Kuss im Regen vor 20 Jahren. Für Owen sind das wichtige Teile ihrer Geschichte und ihrer Freundschaften zu anderen. Doch sie kann das nur selten mit jemandem teilen. Denn oft erinnert sich niemand außer ihr. Sie sagt: "Es ist fast so, als hätten alle anderen Menschen Amnesie und ich wäre die einzige auf dem Planeten, die die Wahrheit über die Vergangenheit kennt."

Das Phänomen HSAM wird seit mehr als zehn Jahren erforscht, trotzdem kann die Wissenschaft es bisher kaum erklären. Es gibt die vage Hoffnung, dass die HSAM-Forschung dabei helfen könnte, Alzheimer oder Demenz zu heilen. Dafür müssen die Wissenschaftler aber mehr über die Ursachen und Mechanismen herausfinden, über die sie fast nichts wissen.

Auffällig ist, dass alle von dem Syndrom Betroffenen von frühester Kindheit an eine Begeisterung für Kalender hatten. Die tagtäglichen Erinnerungen setzen bei Owen im Jahr 1984 ein, da war sie elf Jahre alt. Vermutlich hat es damit zu tun, dass ihre Lehrerin sie in jenem Jahr bat, jeden Morgen das Datum in ihr Schulheft zu schreiben.

Seither erscheint Owen, wenn sie ein Datum hört oder liest, vor ihrem geistigen Auge ein Kalenderblatt des entsprechenden Monats. Fragt man sie zum Beispiel nach dem 13. April 1997, sieht sie einen Kalender vom April 1997 vor sich.

Der Prozess, der dann folgt, laufe in etwa wie eine Google-Maps-Suche, sagt Owen. Sie zoomt auf den Tag, den 13. April, weiß dann sofort, dass es ein Sonntag war. Dann zoomt sie weiter hinein in den Tag und sieht Bilder vor ihrem geistigen Auge. Sie sieht sich im New Yorker "St. Regis Hotel" auf einem Empfang Geige spielen. Michael Gorbatschow ist der Ehrengast des Abends. Während einer kurzen Pause geht sie in die Hotelbar, um Wasser zu holen. Neben ihr an der Bar reden Leute über einen Golfspieler, von dem sie vorher noch nie gehört hat: Tiger Woods. Es ist der Tag, an dem Woods sein erstes Masters-Turnier gewann. Eigentlich eine Belanglosigkeit, aber Owen hat sie nie vergessen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Menschen mit HSAM können nicht nur die Wochentage zu jedem beliebigen Tag in ihrem Leben nennen. Sie können das auch für Daten, die lange vor ihrer Geburt lagen. Wie sie es machen, können sie selbst nicht erklären.

Owen hat vor einigen Jahren in einem Buch gelesen, dass sich der Kalender alle 28 Jahre wiederholt. Der 2. Juni 1981 war ebenso ein Dienstag wie der 2. Juni 1953, 28 Jahre zuvor. Mit dieser Formel könnte Owen also theoretisch jeden Wochentag in der Vergangenheit errechnen. Das Komische sei nur, sagt Owen: Sie müsse nicht rechnen, die Wochentage vor ihrer Geburt lägen griffbereit in ihrer Gedächtnisdatenbank. Und: Sie habe die Wochentage vor ihrer Geburt auch schon bestimmen können, bevor sie gelesen habe, dass sich der Kalender alle 28 Tage wiederholt.

Hatte ihr Gehirn den Algorithmus des Kalenders also schon vorher selbst herausgefunden - ohne dass es ihr bewusst war? Owen weiß es nicht.

Owens Kalenderpräzisionsgedächtnis setzte mit elf ein, doch es sollte noch zwei Jahre länger dauern, bis es jemand entdeckte. Natürlich weiß sie noch das Datum, es war der 26. März 1986. Sie war damals zwölf, lebte mit ihren Eltern in Los Angeles und besuchte an diesem Tag ihre Oma, die nicht weit entfernt wohnte. Die Großmutter zeigte Louise ihren neuen Taschenkalender mit Naturaufnahmen der Sierra Nevada.

Louise Owen nahm einen Stift und begann, die Geburtstage der Familie und ihrer Freunde einzutragen. Anschließend schrieb sie stichwortartig für jeden Tag vom 1. Januar bis zum 26. März auf, was in diesem Jahr bislang passiert war. Zuerst war die Großmutter skeptisch, ob das kindliche Fantasie oder die Wahrheit war. Doch jedes Ereignis, das sie nachprüfen konnte, war korrekt.

"Meine Oma sagte mir, das sei toll, ich solle weitermachen. Später hörte ich sie zu meinem Vater am Telefon sagen: 'Wir müssen über Louise reden.'"

Bekommen Menschen also HSAM weil sie so eine starke Faszination für Kalender haben, oder umgekehrt? Das sei so wie mit der Henne und dem Ei - man wisse nicht, was zuerst da gewesen sei, sagt Professor James McGaugh. Der 86-jährige Neurologe ist einer der profiliertesten Gedächtnisexperten der Welt - und der Entdecker des HSAM-Syndroms.

Von seinem Büro an der University of California in Irvine kann er auf die McGaugh Hall sehen, ein Laborgebäude, das nach ihm benannt wurde. Neben seinem Computerbildschirm auf seinem Schreibtisch steht ein Bild von ihm, einem weißhaarigen Mann mit eckiger Brille, und Barack Obama.

McGaugh hat seit den 50er-Jahren Hunderte Artikel und Bücher geschrieben. Die meisten handeln von der Frage, wie unser Gehirn Erinnerungen im Langzeitgedächtnis abspeichert. McGaugh war es, der herausfand, warum Menschen sich vor allem an emotionale Momente erinnern. In einem positiven oder negativen Stressmoment schüttet der Mensch Adrenalin aus, das die Amygdala aktiviert. Diese Hirnregion ist dafür da, anderen Teilen des Gehirns zu signalisieren, dass gerade etwas Wichtiges passiert ist und gespeichert werden sollte.

Mithilfe von Kernspintomografie konnte McGaugh nachweisen, dass einige Regionen des Gehirns bei Personen mit HSAM besser ausgebildet sind als bei anderen Menschen. Besagte Amygdala etwa hat bei ihnen 20 Prozent mehr Volumen, aber auch der Temporallappen und der Nucleus caudatus sind bei HSAM-Betroffenen sieben- oder achtmal größer.

Der Temporallappen, sagt McGaugh, ist unter anderem dafür zuständig, neue Erinnerungen zu speichern. Der Nucleus caudatus wird bei Lernprozessen aktiviert, ist aber auch bei Menschen mit Zwangsstörungen wie einem Putz- und Ordnungszwang besonders ausgeprägt.

Merken sich Menschen mit HSAM mehr, weil sie dank ihrer hyperaktiven Amygdala und ihres übergroßen Temporallappens mehr abspeichern? Oder haben sie deshalb ein so gutes Gedächtnis, weil ihr Nucleus caudatus sie dazu bringt, ihre Erinnerungen besser zu sortieren, und sie sie im Gegensatz zu anderen Menschen leicht wiederfinden - wie in einem perfekt organisierten Archiv? Könnte es vielleicht sogar sein, dass in jedem Menschen all diese Erinnerungen schlummern, die meisten Gehirne aber zu schlecht organisiert sind?

Professor McGaugh weiß es nicht. Er kann auch nicht sagen, ob sich HSAM-Betroffene besser erinnern, weil einige ihrer Hirnregionen von Geburt an größer waren

oder ob diese Regionen erst mit den Jahren gewachsen sind, weil sie sie durch ihre Erinnerungen trainiert haben.

Die Neurowissenschaft kann mit Sicherheit nur sagen, dass Menschen in der Lage sind, ihr Gehirn physisch zu verändern. Das belegt zum Beispiel eine Studie aus dem Jahr 2011 unter Londoner Taxi-Azubis, die für die Taxiprüfung jede Straße der britischen Hauptstadt auswendig lernen mussten. Nach ihrer vierjährigen Ausbildung hatten die Taxi-Lehrlinge mehr Gehirnzellen als zuvor im Hippocampus, der Gedächtniszentrale des Menschen.

Es ist knapp 18 Jahre her, dass Professor McGaugh mit der Forschung zu <<HSAM>> begann. In dieser Zeit hat er gerade einmal rund 100 Menschen gefunden, die ein autobiografisches Superhirn besitzen. Die meisten leben in den USA, einige in Australien, Großbritannien und Italien. Jedes Mal, wenn ein größerer Bericht im Fernsehen oder einer Zeitung erscheint, melden sich ein paar neue Leute. Deutsche mit HSAM hat McGaugh bislang nicht gefunden.

Er hofft, das könnte sich durch den Artikel in dieser Zeitung ändern. Jeder Fall, den Wissenschaftler wie er erforschen können, hilft, das seltene Phänomen ein wenig besser zu verstehen. Es hilft vielleicht auch, etwas mehr Geld für die Forschung zu bekommen.

Für McGaugh hat alles angefangen mit der E-Mail einer 34-jährigen Frau namens Jill Price aus Encino, Kalifornien, die ihm am 8. Juni 2000 schrieb:

Wenn ich ein Datum im Fernsehen (oder irgendwo anders) sehe, gehe ich automatisch zurück zu dem Tag und erinnere mich, wo ich war, was ich getan habe, welcher Wochentag es war und, und, und. Die meisten sagen, es sei eine Gabe, aber ich halte es für eine Bürde. Mein ganzes Leben läuft ununterbrochen vor meinem geistigen Auge ab, und es macht mich wahnsinnig.

Professor McGaugh sagt heute, er sei sich nicht sicher gewesen, ob er es mit einer Verrückten zu tun hatte. Aber er war neugierig, also lud er Jill Price ein.

Price fuhr zu McGaugh nach Irvine. In ihrem 2008 erschienenen Buch "The Women Who Can't Forget" wird sie sich später daran erinnern, wie nervös sie

gewesen sei, ob der Professor sie ernst nehmen würde: eine pummelige, alleinstehende Frau mittleren Alters, die bei ihren Eltern wohnt.

Der Professor hatte im Vorjahr zu Weihnachten ein Coffeetable-Book geschenkt bekommen: "20th Century Day by Day", das die größten Nachrichtenereignisse des 20. Jahrhunderts beschrieb. Price nahm ihm gegenüber Platz und wartete auf die erste Frage. McGaugh schlug eine Seite auf. "Welches bedeutende Ereignis passierte am 5. November 1979?" Price antwortete: "Das war ein Montag, ich erinnere mich an kein besonderes Ereignis. Am Tag davor begann das Geiseldrama an der US-Botschaft in Teheran. "Falsch", korrigierte McGaugh. "Es war der 5. November." Sie schüttelte den Kopf. "Es war der 4. November." McGaugh googelte das Geiseldrama. Price hatte recht, der Autor des Buches hatte sich vertan.

In den folgenden Jahren lud McGaugh Price regelmäßig zu neuen Tests ein. Es stellte sich heraus, dass ihre autobiografische Erinnerung beispiellos ist, der Hirnforschung bis dahin unbekannt. Trotzdem ließ McGaugh sich Zeit, Price zu erforschen. Er hielt ihre Fähigkeiten zwar für ein interessantes Phänomen, aber auch für so einzigartig, dass es für die Wissenschaft wenig Relevanz hatte. Erst im Jahr 2006 veröffentlichte er einen ersten Artikel über HSAM, sechs Jahre nachdem Price ihm die erste E-Mail geschickt hatte.

Doch dann passierte etwas, womit McGaugh nicht gerechnet hätte: Eine Lokalzeitung berichtete über seinen Artikel. Noch am selben Tag meldeten sich die ersten Menschen bei McGaugh, die der Meinung waren, ein ähnlich brillantes autobiografisches Gedächtnis wie Jill Price zu haben. Viele erwiesen sich als Blender, einige aber hatten tatsächlich ähnliche Fähigkeiten. Da war ein Radiomoderator aus Wisconsin. Ein Clevelander, der von Arbeitslosengeld und etlichen Quizshow-Gewinnen lebte. Da war ein Mann aus Los Angeles, der aus seinem Supergedächtnis eine Stand-up-Comedy-Show gemacht hatte. Und da war eine Geigerin aus New York, der fünfte Mensch weltweit, den McGaugh diagnostizierte: Louise Owen.

Sie alle hatten das gleiche Problem, stellten sich die gleiche Frage: Wie kann man nach traumatischen Erlebnissen weiterleben, wenn man nicht in der Lage ist zu verdrängen, wenn Erinnerungen nicht verblassen, Verletzungen immer frisch bleiben? Für Menschen mit HSAM ist jede Erinnerung eine Zeitreise. Sie gehen zurück in den

Moment der Demütigung, der Angst oder des Schmerzes und fühlen alles noch mal genau so wie beim ersten Mal.

Joey DeGrandis sitzt in einem New Yorker Eckcafé im East Village. Der 33-jährige Werbetexter aus Ohio ist keiner, der sofort auffällt: ein Strickpulli-Jeans-Turnschuh-Typ. Dafür redet er umso lauter und schneller, mehrere Stunden, atemlos.

DeGrandis weiß seit über sieben Jahren, dass das, was ihm das Leben schwermacht, HSAM heißt. Genauer gesagt seit dem 19. Dezember 2010, als er im Fernsehen einen Bericht über Louise Owen und HSAM sah.

Seit jenem Tag hat das Problem endlich einen Namen, das viele seiner Therapeuten kapitulieren ließ. Auch sein jetziger Therapeut und er redeten vor der HSAM-Diagnose meist aneinander vorbei. "Ich hab' nie kapiert, was er meinte, wenn er gesagt hat: 'Sie müssen damit abschließen.' Das ist verdammt noch mal viel schwerer, wenn man nicht in der Lage ist, zu verdrängen oder zu vergessen."

DeGrandis ist besessen von der Idee, dass jede Episode seines Lebens ein Happy End haben muss. Wenn das Leben anders verläuft, kommt die Verzweiflung. "Ich gebe Ihnen ein Beispiel", sagt er.

Am 21. September 1999, ein Dienstag, er war 15 Jahre alt, stand er in der Schule an einem Wasserspender. Ein Junge rief ihm zu: "Ey, Typ mit der Brille, du bist fett." Es gab eine Schlägerei, der andere Junge flog von der Schule. "Jahrelang habe ich mir deswegen den Kopf zermartert: Habe ich dem Jungen damals seine Zukunft versaut? Ist er wegen mir auf der Straße gelandet?" Die Schuld nagte an ihm, ließ in nachts wach liegen, noch Jahre später.

Nach zehn Jahren, DeGrandis war längst auf dem College, schrieb er dem Jungen schließlich auf Facebook, um sich zu entschuldigen. "Er hat nett geantwortet. Sein Leben sei gut verlaufen. Das war eine enorme Erleichterung für mich."

Der Wissenschaftler McGaugh hat bei seinen Studien herausgefunden, dass die meisten Menschen mit HSAM über weite Teile ihres Lebens alleinstehend sind. Das hat zum einen mit ihrem überlegenen Gedächtnis zu tun. Denn letztlich drehen sich die meisten Beziehungsstreitereien darum, wer wann was wie gesagt, getan oder gelassen

hat. Niemand mag es, wenn der andere immer alles besser weiß und in jedem Streit das letzte Wort behält.

Es hat aber auch mit ihrer Unfähigkeit zu tun, besonders schönen oder besonders schlimmen Momenten mit der Zeit die Intensität zu nehmen.

Louise Owen kennt das, noch Jahre später einen stechenden Schmerz zu spüren, wenn sie an einen ihrer Ex-Freunde erinnert wird. Die schönen Erinnerungen findet sie manchmal fast noch unerträglicher, denn sie führen ihr immer wieder vor Augen, was sie verloren hat. Wie soll man da eine verlorene Liebe wirklich hinter sich lassen? Ob sie deswegen mit 44 Jahren mal wieder Single ist, noch nie verheiratet war und keine Kinder hat?

Joey DeGrandis hatte in seinem Leben erst eine feste Beziehung. Ein Mann, nennen wir ihn Tom, den er Anfang 2014 bei der Arbeit kennengelernt hatte. Sie waren nur wenige Monate zusammen. Trotzdem, sagt DeGrandis, habe er mehrere Jahre damit verbracht, jeden einzelnen Moment der Beziehung wieder und wieder durchzugehen und zu analysieren:

19. März 2014: DeGrandis und Tom essen Eis in einem Café am Union Square, romantische Stimmung.

20. März 2014: Tom sagt zu DeGrandis: "Du bist der lustigste Typ, den ich je getroffen habe." DeGrandis denkt: "Das könnte was Ernstes werden." Am nächsten Tag schickt Tom ihm ein Katzenbild.

29. März 2014: Es regnet in Strömen, die beiden gehen beim Inder Curry essen, später dann der erste Sex.

DeGrandis hatte auf die große Liebe gehofft, Tom verlor das Interesse. Die Sache war so schnell vorbei, wie sie begonnen hatte. DeGrandis sprach danach ein Jahr lang jeden Tag über Tom. "Für meine Freunde war es eine Geduldsprobe", sagt er, lacht gequält.

Es sei, sagt er, jetzt drüber hinweg. Aber auch nur, weil er Tom schließlich fast drei Jahre später eine E-Mail geschrieben habe. Die beiden trafen sich auf einen Kaffee, sprachen über alte Zeiten. "Das hat mir geholfen, abzuschließen", sagt DeGrandis. Es ist kein Happy End, aber wenigstens ein Ende.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Louise Owen kommt durch die Tür. Die beiden kennen sich von einer Fernsehshow, beide sagten sofort zu, als diese Zeitung sie zu einem Wiedersehen in ein New Yorker Café einlud. Seit dem Auftritt haben sie sich nicht mehr gesehen. Wann war das genau? "Am 13. Januar 2014", sagen beide gleichzeitig und grinsen sich wie alte Komplizen zu.

DeGrandis: Das Treffen hatte schon etwas von Selbsthilfegruppe. Endlich versteht dich jemand.

Owen: Die größte Herausforderung ist es, Leute nicht ständig zu berichtigen. Sonst hast du keine Freunde mehr.

DeGrandis: Die Leute ahnen gar nicht, wie viele Fehler sie machen, wenn sie über die Vergangenheit reden. Neulich hat jemand im History Channel behauptet, George W. Bushs Amtseinführung sei am 20. Januar 2000 gewesen.

Owen: O Mann, so was macht mich echt sauer.

DeGrandis: Ja, oder? Ich hab denen sofort eine E-Mail geschrieben. Das war 2001, Leute! Mich nervt übrigens auch total, wenn Leute nicht von meiner Fähigkeit beeindruckt sind. Wenn sie sagen: "Das ist ja keine Zauberei, sondern Mathe." Da antworte ich dann immer: "Aha, und? Kannst du mir sofort sagen, welcher Wochentag der 28. Oktober 1912 war? Nein? Na also."

Owen: Ein Montag.

Beide lachen.

Owen: Es gibt aber auch Leute, die ganz verschreckt reagieren, wenn sie von meinem Gedächtnis hören. Die denken wohl, ich sei superschlau, und wollen sich nicht blamieren.

DeGrandis: Kenn ich. Ich sag dann immer, ich bin genauso ein Hobbit wie du. Hahaha.

Owen: Und ich sag: "Im Gegensatz zu dir kann ich die ganzen peinlichen Sachen nicht vergessen, die ich in meinem Leben schon gesagt hab."

Am Ende ist es wahrscheinlich so, dass McGaughs Patienten ein Problem haben, sich von Dingen zu trennen. Ebenso wie man sich im Leben regelmäßig von Dingen

trennen muss, aus der Mode gekommener Kleidung, abgenutzten Möbeln, ungeliebten Geschenken, ist auch nicht jede Erinnerung wert, aufgehoben zu werden. Im Englischen nennt man die negativen Erfahrungen, die jeder Erwachsene mit sich herumschleppt, "baggage", emotionales Gepäck. Menschen mit HSAM haben keinen Koffer mit Ballast, sie ziehen ganze Containerschiffe hinter sich her.

Wer keine Erinnerungen verliert, der droht sich in seinen Erinnerungen zu verlieren. Wie stark der Sog der Vergangenheit wird, hat viel mit der individuellen Geschichte eines Menschen zu tun. Bei keinem von McGaugh's Fällen dominiert HSAM das Leben so sehr wie bei seinem ersten: Jill Price.

Sie war 36 und hatte noch nie mit einem Mann geschlafen, als sie in einem Online-Chatroom Jim traf, die Liebe ihres Lebens. Nach einem halben Jahr heirateten sie, zwei Jahre später starb ihr Mann. Seitdem hütet Price jede Erinnerung an ihn wie einen Schatz. Er ist inzwischen seit 13 Jahren tot, doch sie erlebt ihren Verlust noch immer mit einer Schärfe, als sei er gestern gestorben.

Als Professor McGaugh sie fragte, ob sie sich wünsche, ihr Containerschiff voller Erinnerungen einfach zu versenken, gab sie ihm die Antwort, die McGaugh von all seinen Patienten bekommt: auf keinen Fall.

Zähne ins Leben schlagen

Die Jungen und Mädchen in dieser Klinik: hilfsbedürftig, psychisch krank. Ihr Ziel: zurückzukehren in einen Alltag.

Von Katja Thimm, Der Spiegel, 28.10.2017

Auf den letzten freien Stuhl im Kreis lässt sich Lara fallen. Die 16-Jährige trägt ein Handtuch um den Kopf, sie kommt zu spät, nur zwei Minuten, doch der Arzt weist auf die Uhr. Im Leben dieser Kinder ist so viel durcheinandergeraten, dass auch die unerschütterlichen Abläufe ihnen Halt bieten sollen.

7.15 Uhr Frühstück, anschließend die Morgenrunde, zwischendurch Vesper, dann Hörspiele zum Abend, Honigmilch zur Nacht, und jetzt, wie vor jedem Wochenende, das Treffen am Freitagnachmittag. Rituale und Struktur, Tischdienste und Blumendienste. Darin eingebettet Therapien – und die Hoffnung, dass die Kinder sich bald selbstständig im Leben halten werden.

Das Handtuch, orangefarben, leuchtet grell. "War duschen", nuschelt Lara und rollt sich auf dem Stuhl zusammen. Neben ihr Thomas, der im Gesicht schon Flaum, aber noch die Haut eines Kindes hat. Dann Henny, die an den Füßen Pantoffeln mit lustigen Plastikkulleraugen trägt und ein paarmal sterben wollte. Lisa, mager, sie kam erst vor zwei Tagen. Karla, die sich selbst verletzt. Und Freddy mitsamt seiner Wut und Kraft.

Elf Jungen und Mädchen leben auf der Jugend 1, einer von fünf Stationen in der Leipziger Universitätsklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Die Teenager teilen den Alltag mit Ärzten, Psychologen, Erziehern, Therapeuten, Krankenschwestern und Kliniklehrern; es ist ein Zuhause auf Zeit, meist für Monate, manchmal für Jahre. Alle tragen andere Namen, als hier zu lesen sind, auch manches Detail ist verfremdet. Niemand soll sie wiedererkennen, die Krankheit lässt ihnen ohnehin kaum Privatheit.

Doch sie haben ihre Geschichten erzählt, weil sich darin die Nöte vieler Kinder wiederfinden.

"Die Patienten sind vollständig", sagt Henny, die zurzeit als Gruppensprecherin eingeteilt ist. "Wir können nun von unseren Zielen und Plänen für das Wochenende berichten." Klara hastet durch ihren Satz: "Ich werde die Tage bei meiner Familie verbringen und versuchen, mich nicht zu ritzen." Lisa wird versuchen, Probleme anzusprechen, Freddy will nicht ausrasten. Und Lara will daran glauben, dass sie schafft, was sie sich vornimmt.

Als Justus an der Reihe ist, nickt ihm die Psychologin zu. Der Junge hat in der Stationsküche gerade einen Kuchen gebacken, den ersten seines Lebens. Am Abend zuvor hatte er die anderen im Freizeitraum noch um sein Lieblingslied gebeten: "Ich will neue Wege wagen, Zähne in das Leben schlagen", Musik von den Sportfreunden Stiller. Nun wird es ernst.

"Ich möchte mich bei allen bedanken", sagt der 17-Jährige. "Ich nehme mit, dass Menschen mich mögen können und ich mich mit meinen Ängsten nicht zurückziehen muss. Und dass man keine Gewalt braucht, um eine Meinung zu vertreten. Meine Traurigkeit werde ich hoffentlich ambulant noch los. Ich wünsche allen, die hier bleiben, Glück."

Knapp 50 Mädchen und Jungen beherbergt die Klinik in Leipzig. Die 12- bis 18-Jährigen wohnen in zwei Jugendstationen; in den beiden Kinderstationen sind auch Säuglinge untergebracht, die an Fütterstörungen, frühen Essstörungen, leiden. Die Tagesklinik steht Patienten ab fünf Jahren offen. Wie in allen Kinder- und Jugendpsychiatrien sind die Wartelisten lang.

Zwanzig Prozent der Jungen und Mädchen in Deutschland gelten nach Studien des Robert-Koch-Instituts als emotional belastet oder verhaltensauffällig. Nicht alle sind krank; manchen hilft es, wenn die Eltern den Erziehungsstil ändern, andere führt der regelmäßige Termin bei einem Therapeuten aus dem Durcheinander. In vielen Fällen ist grenzwertiges Verhalten nur eine Spielart normaler kindlicher Entwicklung.

Und doch hat sich die Lage zugespitzt: Die Zahl der Jungen und Mädchen, die in einer psychiatrischen Klinik Hilfe suchen, steigt. Fast die Hälfte sind Notfallpatienten, zunehmend solche, die sich selbst verletzen oder den Tod für einen Ausweg halten. Auch die anderen sind meist so beeinträchtigt, dass sie umfassende Therapien benötigen: Essstörungen, Ängste, Schulvermeidung oder Störung des Sozialverhaltens heißen die typischen Befunde in den fast 150 Kliniken für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Und aggressiver Impulsdurchbruch, ein anderes Wort für Gewalttätigkeit.

Ihre Patienten, so sehen es die Ärzte, quälen sich auf eine ungesunde Weise mit Entwicklungsaufgaben, die jedes Kind zu bewältigen hat. Anders als im Programm der Menschwerdung vorgesehen, gelingt es ihnen nicht, anderen zu vertrauen, Bindungen einzugehen, ein Gefühl für die eigene Identität zu entwickeln und selbstständig zu werden. Es sind, das ist die Annahme, seelische Konflikte, die den normalen Verlauf verhindern. Das unerwünschte Verhalten ist Ausdruck kindlicher Not.

Natürlich, sagt Kai von Klitzing, fänden sich unter seinen Patienten auch solche mit klassischen Diagnosen wie Schizophrenie, Wahn oder schweren Depressionen. "Aber zahlreiche leiden Nöte, die ein Spiegel unserer Gesellschaft sind – und die vermeidbar wären." Klitzing ist keiner, der poltert. Wie alle im Team verzichtet der Klinikdirektor auf weiße Kittel und andere Symbole von Autorität. Die Gesten wirken zurückhaltend, die Worte bedacht. Umso schärfer klingt seine Kritik.

"Unsere Gesellschaft behält oft nur oberflächlich im Blick, wie es Kindern geht", sagt er. "Häufig kommen zu uns Jungen und Mädchen mit Defiziten, die jahrelang sichtbar waren, ohne dass jemand reagiert hätte. Erst wenn ein Kind stört, weil es nicht mehr funktioniert, wacht die Umgebung auf. Allerdings hat sich sein Leid dann längst verfestigt – und wir können häufig nur noch daran herumflicken."

Große Runde im Arztzimmer der Tagesklinik. Die kommenden neunzig Minuten erinnern an Detektivarbeit. Jeder Einzelne im Team wird vortragen, was er in der vergangenen Woche bei der Arbeit mit den Patienten beobachtet hat. In der

Gesamtschau, so hoffen die Kollegen, lasse sich besser entschlüsseln, was den Kindern fehlt und helfen könnte.

"Justin", sagt eine Stationsärztin, "ist neu bei uns, zehn Jahre alt, wir sind noch mitten in der Diagnostik. Der Vater schildert ihn als überaus ängstlich, aber auch aggressiv. Der Mann ist arbeitslos, die Mutter hat die Familie verlassen, zu ihr besteht kein Kontakt mehr. Beides belastet den Jungen sehr. Jetzt steht die Wahl einer weiterführenden Schule an, aber Justin nimmt seit acht Wochen nicht mehr am Unterricht teil. Er sagt, er fühle sich gemobbt. Zu uns ist er mit dem Verdacht auf ADHS gekommen. Ich erlebe den Jungen als extrem angespannt."

Der Erzieher schaltet sich ein, ein durchtrainierter Mann mit Tattoos und Tunnelohrring. "Justin haut tatsächlich manchmal um sich", sagt er. "Aber wenn wir rätseln oder vorlesen, hält er lange durch. Mir sind keine Probleme mit Aufmerksamkeit und Konzentration aufgefallen."

Beim Klettern sei es ähnlich, bemerkt die Physiotherapeutin. Da versinke der Junge regelrecht in seiner Aufgabe. Sie habe das Thema Sport im Elterngespräch bereits angesprochen, wirft die Psychologin ein. Sie findet, Justin könne ein Hobby gebrauchen. "Aber der Vater ist zurückhaltend. Er meint, er sei schon jetzt so oft allein." Der leitende Oberarzt Mirko Döhnert seufzt. "Klingt nach Trennungsängsten des Vaters", sagt er. "Ohne Arbeit, ohne Partnerin, und das Kind füllt die Leere. Nur dass es selbst Unterstützung gebrauchen könnte, fällt keinem auf." Viele Patienten bringen ähnliche Geschichten mit: Den Alltag bestimmt das Drama der Erwachsenen, nicht das der Kinder.

Justins Diagnose wird frühestens in zwei Wochen feststehen. Doch schon jetzt überlegt die Runde, ob der Junge einen Schulbegleiter zur Seite gestellt bekommen sollte. Das Risiko, dass er irgendwann überhaupt nicht mehr zur Schule gehe, sei groß, urteilen die Kollegen.

Etwa 25 Prozent der Patienten in der Leipziger Klinik verweigern den Unterricht. Wie in Justins Fall sind es oft die Väter oder Mütter, die ihre Kinder unbewusst zu Hause festhalten, weil sie fürchten, sie könnten ihnen entwachsen. Andere Eltern wählen eine Schule aus, die mehr Intelligenz verlangt, als ihr Kind

mitbringt – und wenn es spürt, dass es nicht mithalten kann, bleibt es mit Versagensängsten und ständigem Unwohlsein daheim. Oft entschuldigen Eltern ihre Töchter und Söhne dann monatelang, häufig mithilfe ärztlicher Atteste. Doch unter den Patienten sind auch zahlreiche Jungen und Mädchen, die andauernd unentschuldig im Unterricht fehlen, ohne dass Lehrer oder Behörden die Schulpflicht einfordern. Am Vortag haben die Ärzte eine 15-Jährige aufgenommen, die seit drei Jahren nur sporadisch zur Schule geht. Eine andere kam auf über fünfhundert Fehltage.

Dabei ist die gesamte weitere Entwicklung der Kinder in Gefahr. Viele verlieren den Kontakt zur Wirklichkeit, wenn sie sich dem Unterricht entziehen. Sie vereinsamen, sie fürchten sich vor Herausforderungen und fremden Menschen, sie werden internetsüchtig. Oft gehören spätestens dann Depressionen, selbstverletzendes Verhalten, Todesgedanken oder manchmal Amokfantasien zu ihrem Leben. Ähnliche Muster gelten für Verhaltensstörungen, Magersucht oder leichte Depressionen: Werden sie schnell behandelt, bilden sie sich in vielen Fällen zurück. Dauern sie aber an, führt die Rückkehr in den Alltag, wenn überhaupt, über lange, beschwerliche Wege.

"Justin nimmt die Angebote gut an", sagt die Ergotherapeutin. Sie hat in der vergangenen Woche an vier Tagen mit ihm gebastelt, luftige Gebilde aus Wollfäden, wie die Indianer sie aufhängen, um schlechte Träume einzufangen. Dreimal war er bei der Physiotherapeutin, wo er an der Kletterwand spüren konnte, dass es mit überlegten Schritten und eigener Kraft tatsächlich bergauf gehen kann. Im Zimmer der Stationsärztin hat er nachgespielt, was er nicht erzählen kann, am Ende saßen dort ein Vater, eine Mutter und ein Kind aus Lego um den Puppenhaustisch. Die dicht gedrängten Termine sollen vergangene Erlebnisse korrigieren; die Kinder sollen merken, dass sich das Leben gestalten lässt und ihnen Menschen verlässlich zur Seite stehen. Meist vergehen Wochen, bis die Patienten den neuen Erfahrungen trauen, und Monate, bis sie ihr Verhalten ändern.

Wenn sie wieder in der Klinikschule lernen, wenn sie schließlich in eine reguläre Schule zurückkehren, kann es gut ausgehen. Aber die Kollegen haben oft erlebt, dass Klassenlehrer einen Rückkehrer allenfalls beiläufig begrüßten. Manchmal verweisen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rektoren einen Patienten zwischenzeitlich der Schule, weil im Kollegium oder in den Elternräten Unmut über das schwierige Kind gärt. Der Runde im Arztzimmer zeigt sich jedes Mal die Kehrseite: Tief gekränkt fallen Kinder in ihr altes Verhalten zurück und sind zudem überzeugt, dass alle Mühe sinnlos ist.

Da zementiere der Staat mit seinen Behörden und Mitarbeitern die seelische Not von Kindern, urteilt der Klinikdirektor. Das sei vielleicht die größte Katastrophe dieser Jungen und Mädchen – denn so bestätige sich das zerstörerische Gefühl, dass die Welt keinen Platz für sie bereithalte, immer wieder von Neuem.

Fünf bis zehn Patienten finden in jedem Jahr nicht einmal eine Unterkunft außerhalb der Klinikmauern. Es sind chronisch kranke Mädchen und Jungen, die Stimmen hören oder an anderen Wahnvorstellungen leiden, die sich tiefe Wunden zufügen, mit andauernder Magersucht kämpfen oder wiederholt versucht haben, sich das Leben zu nehmen. In ihre überforderten Familien können sie nicht zurückkehren. Und die Träger der Jugendhilfe, die betreute Wohngemeinschaften betreiben, sind auf solche Kinder häufig nicht eingerichtet.

Ella war so eine Patientin, die Kollegen sprechen noch immer von ihr. Sie war in großer Not in der Jugendstation aufgenommen worden, sie hatte sich zum wiederholten Mal so tief geritzt, dass sie fast verblutet wäre. Nach einem halben Jahr hätte sie entlassen werden können, der Schulabschluss war ihr Ziel. Doch als der Mitarbeiter des Jugendamtes nach einem Platz in einer Wohngemeinschaft suchte, kamen von den Trägern nur Absagen. Die Behörde übernahm schließlich die Kosten, damit Ella wenigstens in der Klinik bleiben konnte – und als sich der Aufenthalt jäherte und ihr noch immer jede Perspektive fehlte, versuchte sie erneut, sich das Leben zu nehmen.

Die Kollegen in Leipzig haben oft aufgelistet, was solche Kinder brauchen: Normalität. Therapeutisch geschulte Betreuer. Eine enge Anbindung an eine psychiatrische Klinik. Die Zeit, auch das steht in den Arztbriefen, läuft gegen die Jungen und Mädchen: Andauernde schwere Verhaltensstörungen bedeuten hohe Risiken für Obdachlosigkeit, Kriminalität und Arbeitslosigkeit. Regelmäßig tagen runde Tische, in denen die Kollegen mit Behördenmitarbeitern, Jugendhilfeträgern und Lehrern über die Zukunft der Patienten beraten. Häufig verstreichen Wochen, bis

alle Kalender abgeglichen sind. Und immer wieder, so klagt der leitende Oberarzt, zögerten Sachbearbeiter Termine bis zur Volljährigkeit eines Kindes hinaus, weil dann ein anderes Amt zuständig ist.

Manchmal stehen spätabends ehemalige Patienten auf den Stationsfluren. Sie leben nun auf der Straße und erinnern sich daran, dass dieser Ort ihnen einmal Hilfe bot. Und wollen sie nicht wieder gehen, muss irgendwann der Sicherheitsdienst einschreiten – weil sie der Jugendhilfe, auch der Jugendpsychiatrie, entwachsen sind.

Im Schwesternzimmer der Jugend 1 schiebt Lisa einen Zettel über den Tisch. In dem noch kindlichen Gesicht blitzt die Zahnsperre. Lisa lacht.

Seit 74 Tagen hält sie durch: jede Woche viele Hundert Gramm mehr; drei Monate zuvor, als sich Justus in der Runde am Freitagnachmittag verabschiedete, litt die 15-Jährige noch unter lebensgefährlichem Untergewicht. "Zehn Kilo insgesamt!", sagt die Krankenschwester und spreizt zwei Finger zum Siegeszeichen. Dann heftet sie den Zettel in die Akte. Alle magersüchtigen Patienten unterschreiben jede Woche eine solche Übereinkunft: Jedes zusätzliche Pfund bringt Freiheiten, jeder Vertragsbruch Einbußen: Sollte die Waage in sieben Tagen weniger anzeigen als vereinbart, muss Lisa auf lange Nachmittagsausgänge oder Joggingrunden erst einmal verzichten.

Anfangs sollte sie vor allem ruhen, doch allein den Gedanken, sie könne dadurch Gewicht zulegen, hielt sie kaum aus. Sie legte wassergetränkte Lappen auf den Heizkörper im Zimmer, damit die Temperatur sank und ihr Körper mehr Energie verbrauchte. Sie beschwerte die Unterwäsche am Wiegetag mit Schmuck, sie trank literweise Wasser. Sie fühlte sich gemäßregelt, auch von den achtsamen Blicken bei den Mahlzeiten, sie hasste die Genussgruppe, in der sie Freude am Geschmack wiederfinden sollte. Sie war genervt von den Urinkontrollen, den strikten Regeln: Verlässt ein Patient die Station, muss er sich in den Ordner eintragen. Der Gebrauch von Handys ist untersagt. Eigene elektronische Geräte sind aus Sicherheitsgründen nicht gestattet. Ein Leihföhn liegt im Schwesternzimmer aus.

Am schlimmsten aber fand Lisa, dass sie wusste, sie würde diese Hilfe brauchen. Dabei erschien ihr Leben lange problemlos: eine geordnete Kindheit, keine

besonderen Vorkommnisse. Doch wie in einem Lehrbuch über Anorexie hatte die Pubertät sie in Selbstzweifel und Selbsthass gestürzt, die sie mit Hunger zu bezwingen glaubte. Sie habe beweisen wollen, dass sie die Kontrolle behalte und die Beste bleibe, meint sie, die Beste im Nichtessen.

Wie viele Anorexiepatienten kannte sich Lisa aus mit Ehrgeiz und Erfolg; es sind oft disziplinierte Mädchen mit guten Zeugnissen und studierten Eltern, sie spielen in Orchestern, sie treiben Sport. Dass sie an einer Krankheit leiden, die alle Organe, auch das Herz und das Gehirn, angreift, nehmen ihre Angehörigen häufig lange nicht wahr. Schlanke Töchter passen zum Weltbild; dass die Mädchen längst eine Grenze überschritten haben, missachten Familien manchmal noch, wenn Mahlzeiten in ersten Kämpfen münden. Wie es ihrem Erziehungsstil entspricht, setzen sie auf Einsicht – und auf das absehbare Ende der Pubertät. Und wenn sie sich schließlich fragen, warum es gerade ihre Kinder trifft, obwohl doch alle Jungen und Mädchen quälende Fragen an das Leben haben, finden sie meist keine befriedigende Antwort.

Glück ist im Spiel, wie bei allen psychiatrischen Krankheiten – eine Mischung aus genetisch bedingter Verwundbarkeit und den Umständen des Alltags. Sicher ist, dass mangelnde Fürsorge, Misshandlungen, Verluste, schwere Krankheiten oder eine unsichere Bindung an Mutter und Vater ein Kind hochgradig verletzbar werden lassen.

Auch der Umbau des Körpers und der Psyche in der Pubertät birgt eine Gefahr; das Risiko erhöht sich durch zusätzliche Belastungen: Mobbing, hoher Leistungsdruck, das rastlose Tempo der digitalisierten Welt, die pausenlosen Vergleiche in sozialen Netzwerken, die jeden Makel offenbaren. Familien leben vereinzelt, es fehlen Großfamilien, Nachbarschaften, Vereine. Wenn sich Eltern trennen oder arbeitslos werden, lastet der Druck häufig ungefiltert auf den Kindern. Stiege die Haltefähigkeit der Gesellschaft, wären viele Jungen und Mädchen wohl nicht krank, meinen Psychiater. Doch gleichzeitig kommt nicht jeder, dem viel Gutes widerfährt, heil durch das Leben. Und selbst tadellose Eltern können auf den Weg ihres Kindes nur bedingt Einfluss nehmen.

Braucht es allerdings die Hilfe eines Psychiaters, ist das Verhalten der Väter und Mütter ausschlaggebend. Chefarztvisite. Kai von Klitzing steht am Bett der zwölfjährigen Alix. Das Mädchen dreht den Kopf zur Wand, am Fußende lehnt die

Mutter. An der Wand hängt eine Kinderzeichnung, eine rosafarbene Giraffe. Auch an den Füßen trägt Alix Rosa, zwei Paar Socken, sie ist so dünn, dass sie meistens friert. Mit acht Jahren erkrankte sie an Anorexie, untypisch früh.

"Hallo Alix", sagt der Arzt, dann wendet er sich mit freundlicher Bestimmtheit an die Mutter: "Prima, dass Sie da sind. Es hat sich ja alles ganz gut entwickelt. Aber nun müssen wir gemeinsam überlegen, wie wir weiterkommen." Nur knapp ein Kilo fehlt Alix bis zur Entlassung, anschließend soll ihr Gewicht wöchentlich kontrolliert werden. Aber weil sie den Essensplan seit Tagen nicht einhält, fließt wieder zusätzlich künstliche Nahrung über eine Sonde in ihren Körper.

Die Mutter knetet die Hände, als der Chefarzt ihr erklärt, dass er die Tochter in diesem Zustand nicht nach Hause schicken möchte. "Das Kind war in einer besseren Verfassung, als es eingeliefert wurde", stößt sie heraus. "Alix war ein sehr lebenslustiges Mädchen. Jetzt klagt sie ständig über Bauchschmerzen wegen der Sonde."

"Nach unseren Informationen war sie lebensbedrohlich erkrankt", sagt der Arzt. Er klingt nach wie vor zugewandt.

"Sie war ein lebenslustiges Kind, das nicht gern aß", antwortet die Mutter.

"Eines, das sich zu Tode hungern wollte", entgegnet der Arzt ruhig. "Das bringe ich nicht ganz mit dem Wort lebenslustig in Übereinstimmung."

"Das würde ich anders sehen."

Klitzing schweigt.

"Es ist Alix natürlich auch unangenehm, vor allen Leuten den Vorwurf zu hören, dass sie sich zu Tode hungern wollte", setzt die Mutter nach. Sie kreuzt die Arme vor dem Körper.

"Das ist kein Vorwurf", sagt der Arzt. "Das ist die Wirklichkeit. Die Kinder müssen wissen, dass es um Leben und Tod geht. Mit zehn Jahren können sie das verstehen."

Als sich das Team nach der Visite bespricht, wirkt die Stationsärztin gereizt. "Die Mutter steht die ganze Zeit schon nicht hinter der Behandlung", sagt sie. "Will

sie, dass ihr Kind verhungert?" Klitzing hebt beschwichtigend die Hand, dann referiert er für die auszubildenden Mediziner in der Runde ein paar Grundannahmen seiner Disziplin:

Eltern fühlen sich oft mitschuldig an der Krankheit ihrer Kinder. Da der Gedanke ihnen unerträglich ist, weisen sie anderen die Verantwortung zu. Häufig misstrauen sie der Hilfe Fremder ohnehin, weil sie meinen, ihr Kind so gut zu kennen wie kein anderer. Und obwohl Patienten am besten geholfen ist, wenn sich die Verhaltensmuster der ganzen Familie neu justieren, scheuen viele Mütter und Väter davor zurück, die eigene Einstellung und Biografie zu überdenken. Die meisten Elterngruppen in Kinder- und Jugendpsychiatrien sind schlecht besucht. "So ist die Lage", sagt der Psychiater. "Aber das ändert nichts an unserer Aufgabe, die Mutter in eine gemeinsame Sorge einzubinden."

Dann rät er, die Sonde erst einmal zu entfernen. "Selbst wenn wir sie später wieder legen und die Prozedur unangenehm ist: Solange die Familie den Eindruck hat, hier würde gegen sie gekämpft, kommt das Mädchen nicht weiter."

In der Tagesklinik versammelt sich einmal mehr eine Runde im Kreis. Wie an jedem Dienstagnachmittag treffen sich die Patienten zur Gruppentherapie. Ein neuer Anlauf Richtung Alltag.

"Die Zeit gehört euch", sagt die Stationsärztin Anna Maria Kudla. Acht Patienten, die jüngste 13, der älteste 18 Jahre alt, durch das gekippte Fenster dringen Vogelgezwitscher und der ferne Lärm einer Baustelle. Einige Meter vom Stuhlkreis entfernt sitzen eine Praktikantin und die Journalistin. Zwei Regeln gelten für alle: Kein Detail, das einem Kind zuzuordnen wäre, dringt nach draußen. Und was immer passiert: Die stillen Beobachterinnen im Außenkreis reagieren nicht.

Am Tag zuvor hatten einige Patienten noch im Einzelgespräch bei der Ärztin gegessen; sie hatte einem Mädchen aufgetragen, Strategien auszuprobieren, um sich gegenüber anderen besser abzugrenzen. Ein 17-Jähriger soll versuchen, in größeren Runden seine Meinung zu behaupten. Beide hätten jetzt Gelegenheit: Gruppentherapien bieten ein geschütztes Forum, im besten Fall finden sich dort

außerdem hilfreiche Vorbilder. Der richtige Kommentar aus den Reihen der Peergroup kann manchmal mehr bewirken als die Worte Erwachsener. Das ist die Hoffnung.

Schweigen.

"Gibt es vom letzten Mal etwas nachzubespochen?", fragt Kudla schließlich.

"Da ging es ja darum, wie wir die Nähe anderer ertragen", entgegnet ein Mädchen. "Eigentlich ging es um Vertrauen", sagt eine andere. Daraufhin zeigt ihre Sitznachbarin auf den Außenkreis: "Könnte ich euch alle mal fragen, wer die beiden da sind?" Der Ton klingt herausfordernd.

"Das wissen wir doch", sagt ein Junge. "Wir sind ja alle informiert worden, dass sie zuhören, und haben zugestimmt. Du doch auch." Die Patientin schleudert ihren Stuhl in den Außenkreis und läuft aus dem Zimmer. Der Junge steht auf und trägt den Stuhl zurück. "Fühlt sich sonst so komisch an", murmelt er.

Schweigen. "Es geht ja offenbar auch dieses Mal wieder um Vertrauen", sagt leise die erste Rednerin. "Wir müssen darauf vertrauen, dass andere sich nicht über uns lustig machen, wenn sie mitkriegen, was mit uns los ist. Das ist genau das Problem, mit dem wir in der Schule und überhaupt im Leben klarkommen müssen."

Plötzlich scheinen die Sätze zu fliegen. Um Ängste und Scham geht es darin, um Nähe und Einsamkeit, zwischendurch öffnet sich die Tür, und das aufgebrachte Mädchen rutscht zurück auf seinen Stuhl.

"Vielleicht ist es besser, wenn man den Leuten mitteilt, dass man sehr kontaktscheu ist", sagt da gerade ein Junge. "Ich habe gestern in der neuen Schule genau diese Erfahrung gemacht. Es ist mir wirklich schwergefallen, nicht einfach nur der schüchterne Typ zu sein. Aber in der Pause saß ich nicht allein da."

Nach einer Stunde blickt Kudla auf die Uhr. Zeit für den üblichen Abschluss. Reihum soll jeder benennen, wie er sich fühlt. Das Ritual hilft auch den Therapeuten, die Wirkung der Diskussion einzuschätzen.

"Ich fühle mich relativ fröhlich."

"Und ich fühle mich ruhig."

"Fragend."

"Unverstanden."

"Ich bin sehr müde, weil der Tag anstrengend war", sagt der Letzte. "Aber ich bin auch glücklich. Trotzdem ist eine Traurigkeit dabei. Und wenn Sie jetzt fragen, welches Gefühl überwiegt, dann ist es gerade noch das Glück. Ich glaube, ich habe eben etwas verstanden."

Seit ein paar Tagen lassen sich die Türen auf der Jugendstation nur noch mit dem Summer aus dem Schwesternzimmer öffnen. Auf dem Flur leben nun auch drei Patienten mit Beschluss. So sagen sie hier, wenn Richter die Freiheit eines Kindes begrenzen, weil es sich oder andere gefährdet.

Zwei Mädchen, ein Junge. Das Risiko ist dieses Mal so hoch, dass jeder einzeln in einem Zimmer betreut wird. Rund um die Uhr wacht eine Schwester am Bett; auch im Time-out-Raum, dem Auszeitzimmer, wo die Wände weich und fensterlos sind, liegt ein Patient. Nichts soll hier die Sinne reizen, nur eine Öffnung in der Tür gewährt einen Blick nach draußen. Zum Bett gehören Fixiergurte auf der Höhe von Armen, Beinen, Brust, Kopf und Hüfte.

Vor einigen Wochen hat sich ein Patient beim Ausgang das Leben genommen, es war der erste Tote für diese Klinik seit langer Zeit. Suizide regen Nachahmer an, überall, aber auf einem Flur wie diesem belasten sie das Zusammenleben noch einmal mehr.

Es sei ein zittriger Balanceakt, sagt eine Stationsschwester, sie wirkt angespannt. "Wir wollen den Kindern vermitteln, dass sie alle Fantasien mit uns besprechen können. Aber gleichzeitig dürfen wir ihnen kein Gespräch überstülpen, das solche Gedanken anstoßen könnte." Erst am Vorabend wurde schon wieder eine Notfallpatientin eingeliefert; die 17-Jährige war von der Schule heimgekommen und hatte, nach sieben Jahren in Deutschland, den Abschiebebescheid für ihre Familie vorgefunden. "Lieber Tod als Heimat", sagt das Mädchen auch noch an diesem Vormittag.

Die Unruhe unter den Jugendlichen wächst. An der Morgenrunde nimmt nun noch ein Psychologe teil, einige Patienten baten sofort um ein Gespräch. Manche

verhalten sich wieder destruktiver, die magersüchtigen verweigern das Essen, die depressiven den Kontakt. Und ein paar Mädchen, die längst Strategien entwickelt hatten, um sich nicht mehr selbst zu verletzen, ritzen wieder. "Sie knabbern sonst an einer Chilischote, um sich zu entlasten", sagt die Schwester. "Oder sie kneten einen Ball in der Hosentasche, solche Dinge. Aber nun bestärken sie sich in ihrer negativen Haltung. Und uns fehlt im Moment die Zeit, uns um alle gleichermaßen zu kümmern."

Das Bereitschaftstelefon klingelt; eine Kollegin, die bei einem der Patienten wacht, muss die Toilette aufsuchen. Die Schwester organisiert eine Pausenvertretung, dann fährt sie fort: "Die eigentliche Botschaft dieser Tage ist ja herzerreißend", sagt sie leise. "Die Kinder gieren nach Aufmerksamkeit. Manche legen es regelrecht darauf an, ebenfalls einzeln betreut zu werden. Es bringt mit sich, was sie am meisten vermissen: Nähe, Wärme und Verständnis."

Einige Jungen und Mädchen, sagt sie, wollten gar nicht mehr hier weg.

Der Biostaat

Im indischen Sikkim sind chemische Dünger und Pestizide verboten. Öko aus Staatsräson – kann das funktionieren?

Von Bernd Eberhart, brand eins, 01.04.2018

Am Grenzübergang bei Melli stöbert das erste Bioschwein durchs Gestrüpp. Unten am Fluss grasen Bioziegen, ein Biohund liegt faul am Straßenrand. In Sikkim, dem zweitkleinsten Bundesstaat Indiens, ist alles Bio: Im Januar 2016 erklärten der indische Premierminister Narendra Modi und Sikkims Premierminister Pawan Kumar Chamling, dass die gesamte Landwirtschaft im Staat nun nach ökologischen Kriterien erfolge. Seitdem ist kein Gramm Kunstdünger mehr auf den Hängen des Himalaya-Staates ausgebracht worden. Auch chemische Pflanzenschutzmittel sind verbannt. Indien, das Land der Pestizidskandale und Bauernselbstmorde, der Baumwoll-Monokulturlandschaften und giftigen Flüsse – dieses Indien präsentiert sich im Nordosten von einer ganz anderen Seite: naturverbunden, nachhaltig, sauber.

Bio, das klingt für viele eher nach Romantik denn nach scharfen Gesetzen, nach Idealisten, die gemeinsam die Welt und die Landwirtschaft verbessern und das System von unten her aufrollen. Zwar lässt sich mit ökologischer Landwirtschaft inzwischen auch großes Geld verdienen. Im Jahr 2016 wurden knapp 90 Milliarden Dollar mit Bioprodukten umgesetzt; gut zehn Prozent mehr als im Jahr zuvor und satte 4,5-mal mehr als im Jahr 2000. Doch Sikkim ist der erste Staat weltweit, der sich aus freien Stücken für eine ausschließlich biologische Landwirtschaft entschieden hat.

Hier sind es weder der Markt noch eine Graswurzelbewegung, die das Land ergrünen lassen. In Sikkim herrscht Bio aus Staatsräson, als Vision und Vorgabe eines mächtigen Landesvaters. Es ist keine Option, sondern Gesetz. Kann das funktionieren? Was halten die Bauern und Händler vom ökologischen Pflichtprogramm? Und wie kann sich gerade dieser Zwergstaat luxuriöse 100 Prozent Bio leisten?

Grund 1: die Mentalität

Von Delhi aus ist es eine gute Tagesreise bis nach Sikkim, immer ostwärts. Das Flugzeug gleitet vorbei am Mount Everest, später kurvt das Taxi über immer enger werdende Sträßchen hinauf in den Himalaya. Freundlich und entspannt geht es zu hier, sogar der Grenzposten lächelt und schüttelt ausgiebig die Hände der Reisenden.

Bis Anfang der Siebzigerjahre war Sikkim ein eigenständiges Königreich. Seit Jahrhunderten hat das Gebiet strategisch wichtige Bedeutung, als Tor Indiens zum heute von China verwalteten Tibet, eingekeilt zwischen Nepal und Bhutan. Die Einwohner: ein bunt gemischtes Völkchen aus alteingesessenen Bhutia und Lepcha, aus eingewanderten Nepali, Sherpa oder Hindi sprechenden Indern. Immer wieder waren sie betroffen von Invasionen und Umstürzen, bis der südliche Nachbar vollends die Macht im kleinen Bergreich ergriff. 1975 wurde Sikkim als Staat der indischen Union assoziiert.

Die dünn besiedelte Gegend hat sich den eigenen Charakter bewahrt. Schon im Jahr 2003 schickte der seit 1994 bis heute ununterbrochen amtierende Premierminister Chamling sein Land auf den Weg zum „total organic state“ – in einer Zeit, in der die großen Unternehmen der Agrarindustrie das 1991 wirtschaftlich geöffnete Indien eroberten. „Der Gebrauch von chemischen Mitteln“, sagte Chamling damals, „gefährdet das Leben von Mensch und Tier.“ Jeden einzelnen Bauern wolle er von den Vorteilen der organischen Produktion überzeugen.

Prem Das Rai ist der einzige Abgeordnete, den das kleine Sikkim in der ersten Kammer des indischen Parlaments stellt. Beim Empfang in seiner Dienstwohnung in Delhi serviert er Biotee aus seiner Heimat, blickt aus dem Fenster und seufzt: „Saubere Luft. Sauberes Wasser. Sauberes Essen. Das ist Sikkim.“ Der Premierminister komme aus einer Familie, in der die Natur sehr verehrt würde, sagt Das Rai. Typisch sei das für die Menschen in Sikkim. „In der westlichen Welt würde die Politik von Chamling als grün gelten. Bei uns ist sie ganz normal.“

Grund 2: die Mission

Die Naturverbundenheit der Bevölkerung war sicher hilfreich, dennoch haben der Premierminister und sein Stab für das gewaltige Vorhaben die Ärmel hochkrepeln müssen. In Sikkim wurde seitdem Schritt für Schritt die Einfuhr chemischer Agrarstoffe reduziert. Seit 2005 verzichtet das Land auf die hoch subventionierten Kontingente an Kunstdünger, die Indien seit Jahrzehnten an Bauern vergibt – und die zusammen mit den Zuschüssen für Bewässerung und Elektrizität in manchen Jahren fast ein Viertel des Budgets der indischen Zentralregierung ausmachten.

Sikkim entwickelte Schulungsprogramme für Biolandwirtschaft und investierte in die Infrastruktur, beispielsweise in Kompostierungsanlagen. In einem sogenannten Drittparteien-Zertifizierungssystem beauftragte man private Agenturen, um die ersten 8000 Hektar Ackerland als bio zu zertifizieren – ein teures Unterfangen. Und im Jahr 2010 verkündete Pawan Chamling offiziell die Sikkim Organic Mission (SOM). Die Behörde kümmerte sich fortan darum, dass aus Kompost und Mist Biodünger wird und dass Krankheiten und Schädlinge mit natürlichen Mitteln in Schach gehalten werden. Sie schuf eine staatliche Zertifizierungsagentur und etablierte eine eigene Marke – Sikkim Organic. Ende 2015 waren die gesamten 76 000 Hektar Agrarfläche des Staates offiziell als Bioackerland zertifiziert.

Auf Gebrauch, Einfuhr oder Verkauf von Kunstdünger oder Pestiziden stehen in Sikkim nun empfindliche Strafen von mindestens 25 000 Rupien (circa 320 Euro) und bis zu drei Monaten Haft. Die Einfuhr lässt sich recht einfach kontrollieren. Denn nur wenige Straßen führen in die von Bergketten und Flüssen begrenzte Region. Ausländer müssen die Route über die Grenzstadt Melli wählen, wenn sie beispielsweise nach Rinchenpong gelangen wollen – zum Bauernhof von Thendup Tashi.

Grund 3: die Landschaft

Hätte die Werbeabteilung von Sikkim Organic kein so ausgeprägtes Faible für großformatige Landschaftsbilder, Thendup Tashi hätte gute Chancen als Titelmodell für eine der Imagebroschüren. Die sikkimesische Höhensonne strahlt aus seinem

runden Gesicht, der trainierte Körper zeugt von harter Arbeit auf seinem Biohof. Der liegt wenige Kilometer außerhalb von Rinchenpong, einer kleinen Stadt in West Sikkim; hochalpine Landschaften verschmelzen mit subtropischer Vegetation. In Flip-Flops und Daunenweste zeigt der 40-Jährige sein Reich. Stolz führt Tashi vorbei an Bambuswäldern und Teakholzplantagen, an Bananenstauden und Kürbispflanzen, die sich meterhoch in die Bäume ranken, über Lichtungen, die mit buschigem Kardamom und Kurkuma bepflanzt sind. Er bückt sich, pult ein paar schrumpelige Kardamomkapseln aus einem trockenen Blütenstand und sagt: „Man kann riechen, dass die Qualität stimmt.“

Am Berghang gegenüber ziehen sich Reisterrassen bis ins Tal, sein Acker auf gut 1500 Metern Höhe trägt im Wechsel Mais, Linsen und Buchweizen. Zwei Kühe liefern Tashi Milch und Dünger; ihr Urin soll auch gegen Insektenbefall und Pflanzenkrankheiten helfen. Träumte man den perfekten Biotraum, er sähe ziemlich genau so aus.

Die Voraussetzungen für den Ökolandbau waren in Sikkim auch der Landschaft wegen von Anfang an günstig. Bereits im Jahr 2003, bevor der Premierminister seinen Plan verkündete, lag der Durchschnittsverbrauch von Kunstdünger hier bei sehr niedrigen 5,8 Kilogramm pro Jahr und Hektar Ackerland. Zum Vergleich: China ist internationaler Spitzenreiter mit durchschnittlich 344 Kilo pro Hektar, in Deutschland sind es rund 100 Kilo pro Hektar allein an mineralischem Stickstoffdünger. Der Weg zum gänzlichen Verzicht war also deutlich kürzer als anderswo. Sabine Zikeli von der Universität Hohenheim sieht die Topografie des Staates als wichtigen Grund dafür: „Sikkim ist sehr bergig, die Anbauflächen sind kleinteilig. Eine mechanisierte Landwirtschaft ist da schwierig.“ Mit schweren Traktoren, Mähreschern und dem restlichen Fuhrpark der intensiven Landwirtschaft kommt man im Himalaya nicht weit.

Dünger hin oder her, schon immer erzielten die Bauern in Sikkim also einen geringeren Ertrag pro Fläche als in anderen Bundesstaaten; ohnehin sind hier nur elf Prozent der Landesfläche kultivierbar. Und wer überschaubare Ernten auf kleinen Flächen einfährt, wer sowieso von Hand säen und pflücken muss, der kann auch eher noch ein paar Unkräuter jäten, statt ihnen mit teuren Pestiziden zu Leibe zu rücken.

„Zwischen Bergen und Biolandwirtschaft lässt sich auch in Europa ein Zusammenhang beobachten“, sagt die Hohenheimer Agrarökologin Zikeli. „Auch in der Schweiz und in Österreich gibt es überdurchschnittlich viele Ökobauern.“

Warum also nicht aus der Not eine Tugend machen, mag sich der Premierminister gedacht haben, und Sikkim als grüne Marke etablieren? Die höhere Marge bei Bioprodukten, so die Hoffnung, könnte den Kleinbauern einen entscheidenden Vorteil bringen und der auch in Sikkim grassierenden Landflucht entgegenwirken. Auch das benachbarte Königreich Bhutan verfolgt die Vision des „organic only“, und der indische Bundesstaat Uttarakhand plant, ab April 2018 ähnliche Gesetze wie in Sikkim zu verabschieden.

Grund 4: der Import

Nur 35 Kilometer Luftlinie trennen Thendup Tashis Bauernhof von Gangtok, der Hauptstadt Sikkims. Doch der Weg schlängelt sich fast 100 Kilometer in östliche Richtung, gut fünf Stunden lang holpert das Geländetaxi voll beladen über abenteuerliche Bergpässe. Das Hauptstädtchen liegt auf etwa 1650 Metern Höhe, am Horizont thronen mit 8586 Metern majestätisch der Kangchendzönga, Indiens höchster Gipfel und dritthöchster Berg der Erde.

Auf dem Markt von Gangtok wird alles feilgeboten, was die Felder Sikkims hergeben. Und auch, was aus dem Nachbarstaat Westbengalen importiert wird – konventionell produziert. Mit dieser meist billigeren Konkurrenz müssen die einheimischen Biobauern bislang leben. Denn der Import von Dünger und Pestiziden ist zwar verboten, nicht aber der von konventioneller Ware.

Für den Produktionsumfang setzt die bergige Landschaft klare Grenzen. „Wir werden nie in der Lage sein, die Bevölkerung autark zu ernähren“, sagt Laxuman Sharma, Experte für Gartenbau an der Sikkim University in Gangtok. Momos etwa, gefüllte Teigtaschen aus Weizen, sind eine der Leibspeisen der Sikkimesen. „Das Problem ist nur: Sikkim produziert kaum Weizen“, sagt Sharma. Um die Nahrungsversorgung zu sichern, muss Getreide also auch in Zukunft importiert

werden – etwa aus indischen Flächenstaaten wie Punjab oder Haryana, die berüchtigt sind für ihren Pestizideinsatz.

Doch die Marktfrau Sunita Gurung von der „Women’s Co-Operative Maneybong“ ist überzeugt, dass die Menschen schon allein der Gesundheit wegen heimisches Biogemüse wollen. Das Geschäft laufe gut, sagt sie fröhlich. „Viele Menschen auf dem Land waren früher arbeitslos. Heute sind sie Biobauern.“

Laut einer Studie des renommierten indischen Wissenschaftsjournals »Current Science« büßen Farmer mit der ökologischen Landwirtschaft im Schnitt knapp zehn Prozent ihres Ertrags ein. Dennoch liegt ihr Gewinn gut ein Fünftel über dem des konventionellen Anbaus. Das liegt vor allem am Preisaufschlag von bis zu 40 Prozent, den sie für Bioware verlangen können, und an Einsparungen für Spezialdünger um fast 12 Prozent.

Eigentlich sollte im April 2018 die nächste Stufe der Biomission zünden: der Einfuhrstopp für Gemüse ohne Biosiegel; Getreide und die meisten Obstsorten aus Nachbarstaaten sollten vorerst frei verkäuflich bleiben.

„Als ich hörte habe, dachte ich zuerst: ‚Das ist ja Wahnsinn‘“, sagt Frank Eyhorn. Der Landwirtschaftsberater arbeitet bei der Schweizer Entwicklungshilfe-Organisation Helvetas und ist Vizepräsident der Internationalen Vereinigung der ökologischen Landbewegung (IFOAM). Doch nach seinem Besuch im vergangenen Herbst ist Eyhorn zuversichtlich: „Klar, es ist eine große Herausforderung für Sikkim, wenn dieser Puffer durch den restlichen indischen Markt wegfällt. Aber die Gemüseproduktion wird jetzt mächtig gesteigert. Und man merkt, dass die Regierung einige Jahre an Erfahrung gesammelt und das gut durchdacht hat.“

Doch offenbar nicht gut genug: Ende Januar zog Sikkims Regierung ihren Gesetzesentwurf spontan zurück. Nun bleibt der Import bis auf Weiteres erlaubt. Das geplante Gesetz soll im Lauf des Frühjahrs erneut verhandelt werden – ob Sikkim bis dahin bei Gemüse autark ist, wird sich zeigen.

Grund 5: der Export

Gemüse wird in Sikkim fast ausschließlich für den eigenen Verzehr angebaut. Für den aufwendigen Transport in andere Bundesstaaten sind hauptsächlich Gewürze bestimmt, hochwertige Produkte mit geringem Volumen: Ingwer und Ingweröl, Kurkumapulver oder die getrockneten, extrascharfen Fireball-Chilis. Zusammen mit Buchweizen und Schwarzem Kardamom sind es diese Produkte, mit denen die Sikkimesen das meiste Geld im Export verdienen. Aber inzwischen experimentieren sie auch mit hochpreisigen Früchten, die im subtropischen Bergland gedeihen: Avocados aus Sikkim etwa sind teilweise schon auf Märkten in Delhi oder Kalkutta zu haben, und auch die in Indien wenig verbreitete Kiwi soll als Luxusprodukt aus dem hohen Norden etabliert werden.

Es sind allerdings auch kritische Stimmen über Sikkims Biomission zu vernehmen. Mitarbeiter der indischen Umweltorganisation Centre for Science and Environment (CSE) etwa stellten im November 2016 eine nicht repräsentative Studie an, für die sie 16 größere Farmen im Bundesstaat besuchten. „Die Erfahrungen der Bauern mit dem Biolandbau sind alles andere als zufriedenstellend“, wird die Studie in einem Artikel des dem CSE nahestehenden Umweltmagazins »Down to Earth« zitiert. Die Erträge lägen noch weit unter den Werten aus der Präbio-Ära; biologische Schädlingsbekämpfungsmittel seien wenig effektiv und viel zu knapp; und die versprochenen Schulungen für die Bauern fänden zu selten statt. Fast 80 Prozent des Budgets der Organic Mission seien stattdessen in die Zertifizierung des Ackerlands geflossen.

Auch Laxuman Sharma sieht für die Organic Mission noch deutliches Verbesserungspotenzial – obwohl er voll und ganz hinter dem Projekt steht, wie er betont. 2003 war Sharma an der Zertifizierung des ersten Biodorfs in West Sikkim beteiligt. Als Universitätswissenschaftler kann er die Mission heute mit etwas mehr Distanz beurteilen: „Vor allem bräuchten wir dringend ein Public-private-Partnership, um die Regierung zu entlasten. Es gibt kaum einen freien Markt für Saatgut, Kompost oder Biopestizide. Was bei den Bauern ankommt, stellt ihnen die Regierung zur Verfügung.“ Auch im Biostaat sind die Bauern abhängig von Agrarsubventionen.

Grund 6: die Touristen

Auch Thendup Tashi ärgert sich auf seiner Farm in Rinchenpong oft über die Fehler im System. Er könne nie wissen, wann und wie viel biologisches Spritzmittel bei ihm ankommt, wenn er Probleme mit Schädlingen hat, erzählt er. Manchmal liefere das Landwirtschaftsministerium eine Tinktur aus Blättern des Niembaums, gegen Pilzbefall. „Aber die hilft nicht viel“, sagt er. Die Engpässe beim Saatgut oder Kompost kennt er auch, und Schwarzen Kardamom und Kurkuma, seine für den Export bestimmten Produkte, kann er manchmal nicht rechtzeitig verkaufen. Trotzdem ist Thendup Tashi überzeugter Biobauer. „Die Produkte sind gesünder. Und für die Umwelt viel besser“, sagt er.

Sein Vater habe früher Kunstdünger und Pestizide benutzt. Und obwohl der Ertrag damals höher gewesen sei, vermisse er die Chemie nicht. Sein Hauptgeschäft macht er inzwischen allerdings in einer anderen Branche: mit dem Tourismus, wie viele seiner Landsleute. Auf Tashis Farm gibt es nicht nur Gewächshäuser und Felder, sondern auch ein komfortables Gästehaus für naturverbundene – und zahlungskräftige – Touristen. Aus ganz Indien kämen sie angereist, erzählt er, immer öfter auch aus Europa und den USA. Nicht zuletzt wegen der frischen Biomahlzeiten aus eigener Ernte, die ihnen hier serviert werden. „Es ist harte Arbeit, Gemüse anzubauen“, sagt der Landwirt, „und es bringt wenig Geld. Das Gasthaus hilft mir, den Bauernhof zu finanzieren.“

Auch das ist ein erklärtes Ziel der SOM: mit der Marke Sikkim Organic den Tourismus zu stärken. Zwischen 2012 und 2016 sind die inländischen Besucherzahlen um rund 40 Prozent auf mehr als 800 000 pro Jahr gestiegen, und die Zahl der ausländischen Besucher hat sich in diesem Zeitraum fast verdoppelt. In touristischer Hinsicht ist die Ökomission also bereits ein Erfolg.

Ein bisschen tot

Woran erkennt man, dass jemand gestorben ist? Bis heute diskutieren Wissenschaftler, wo die Grenze liegt. Und immer noch fürchten sich Menschen, lebendig begraben zu werden

Von Astrid Viciano, Süddeutsche Zeitung, 07.07.2018

Wie viele Leben die geschwungene Klinge einst ausgelöscht hat, weiß niemand. Heute liegt sie wie ein Schatz hinter dem Glas einer Vitrine, umgeben von einer braunen Lederschattulle, das Metall glänzt im Deckenlicht. Mitten ins Herz stachen Ärzte einst damit ihren Patienten. Auf Wunsch der Sterbenden sollten die Mediziner mit dem Messer jedes Leben aus ihrem Körper vertreiben, sie wollten lieber sicher tot sein als lebendig begraben, daran bestand kein Zweifel. Denn was könnte schlimmer sein als in einem Sarg zu erwachen, noch am Leben und doch unweigerlich dem Tode geweiht. Scheintot!

Einem Trompeter soll es so ergangen sein, er starb scheinbar an Fleckfieber und wurde im Jahr 1716 in Dublin begraben. Kinder spielten in der Nähe seiner Gruft und hörten bald ein merkwürdiges Kratzen. Zu spät öffneten die Totengräber den Sarg, der Mann lebte noch eine Viertelstunde und tat dann seinen letzten Atemzug. Wie es dem Trompeter und anderen angeblich Wiedererwachten erging, können Besucher der Ausstellung „Scheintod“ erfahren, die noch bis November 2018 im medizinhistorischen Museum der Charité zu sehen ist. Unweit der Glasvitrine mit dem todbringenden Messer finden sich Zeichnungen von leeren Särgen, von Friedhofsbesuchern mit weit geöffneten Augen und Wiedererwachten in Leichengewändern. Mit Berichten über lebendig Begrabene vor mehr als 250 Jahren kamen Fragen auf, die uns bis heute beschäftigen: Wann ein Mensch tot ist, was das Leben eigentlich ausmacht und wer darüber entscheiden soll, ob jemand gestorben ist. Bis heute sorgen sich Menschen um

diese Fragen, auch aktuell wieder, wenn es um hirntote Patienten und Organspenden geht.

Wann lebe ich? Wann bin ich tot? Im Halbdunkel der Ausstellungsräume finden sich historische Versuche, diese Fragen zu beantworten. Eine Feder etwa. Ein Handspiegel. Beide wurden dem Sterbenden einst vor Mund und Nase gehalten, um die Atmung zu prüfen. Ein Glas Wasser steht in einer Vitrine, es wurde den Todgeweihten auf den Oberkörper gestellt, um zu kontrollieren, ob sich der Brustkorb hob und senkte. So wurde lange der Tod festgestellt, bis Mediziner die Methoden im 18. Jahrhundert als unzureichend, dilettantisch, gar unsinnig erklärten. Was für ein Desaster! Wie sollte man nun sicher wissen, ob jemand gestorben war?

Begonnen hatte das Malheur mit dem französischen Arzt Jean Jacques Bruhier, er hatte ausgiebig über angebliche Scheintote berichtet, auch über den Trompeter aus Dublin. Auf 500 Seiten hatte er dargelegt, wie fehlerhaft die Todesfeststellung sei und wie groß die Gefahr, lebendig begraben zu werden. Sein Buch erschien im Jahr 1742 auf Französisch, zwölf Jahre später auf Deutsch. Bruhier hatte die lateinische Doktorarbeit des Anatomen Jacques- Bénigne Winslow übersetzt und mit einer Fülle von Geschichten über lebendig Begrabene angereichert. „Das Buch wurde zum Bestseller und stieß die Debatte um den Scheintod an“, sagt Raik Evert vom Büro neun in Berlin und einer der Kuratoren der Ausstellung. Er hat dem Werk eine eigene Glasvitrine gewidmet, in der Mitte eines Ausstellungsraums, umgeben von Leinwänden, auf denen Zeichnungen von Scheintoten aufgespannt sind.

Schriftsteller wie Edgar Allan Poe weideten sich an jener Angst vor dem Scheintod, seine Geschichte „Lebendig begraben“ wurde später verfilmt, selbst Johann Wolfgang von Goethe widmete sich dem Thema. Romane wie etwa „Dracula“, Opern, Theaterstücke aus dieser Zeit finden sich im Nebenraum. Und auch die Geschichte jenes Mädchens, das vergiftet und in einem gläsernen Sarg aufgebahrt wurde. Erst Tage später erwachte es vom vermeintlichen Tod. Kommt einem bekannt vor? Ja, selbst die Gebrüder Grimm griffen mit Schneewittchen die Ängste später auf.

Wie ein Windstoß, der fein sortierte Papierstapel durch die Luft wirbelt, löste Buhiers Buch gewaltige Unruhe in der Gesellschaft aus. Mehr als 500 wissenschaftliche Schriften erschienen in den hundert Jahren nach der Veröffentlichung des französischen

Bestsellers, ein Teil der Arbeiten steht an den Wänden des Museums. Auch Werke von Christoph Wilhelm Hufeland sind da zu finden, einem Arzt aus Weimar, unbändig ehrgeizig, der sich schnell zum Wortführer im deutschsprachigen Raum machte. Er brachte die intellektuelle Elite dazu, sich mit dem Tod und dem passenden Umgang mit den Toten zu beschäftigen. „Damals fand eine Revolution im Denken statt“, sagt Lars Oesterhelweg, Rechtsmediziner an der Charité.

Der Blick auf den Menschen änderte sich. Nicht länger glaubte man, dass die Seele nach dem Tod dem Körper entweicht, auch nicht, dass Gott über Leben und Tod entscheidet. Es war die Zeit der Aufklärung, der Mensch war nicht länger ein göttliches Geschöpf, er war ab sofort ein biologisches. Aber was hielt den Körper dann am Leben? Der deutsche Mediziner Hufeland hatte bald eine Idee: „Er beschrieb eine Lebenskraft, die langsam unserem Körper entweicht“, sagt Evert. Damit entschied Hufeland, wie der Tod sicher festzustellen war: Wenn alle Lebenskraft aus dem Körper entwichen sei. Dann beginne die Fäulnis der Leichen.

Wer aber sollte den Tod eines Menschen feststellen? Bislang hatten meist Pfarrer nach letzten Lebenszeichen gesucht, mit Feder, Spiegel, Wasserglas. Das war nun vorbei. „Ab sofort entschieden die Ärzte über Leben und Tod“, erklärt Oesterhelweg. Damit wandelte sich auch die Rolle der Mediziner in der Gesellschaft. Unter Hufeland wurde der Arzt zur Autorität. Selbst die Diskussion über die Grenze zwischen Leben und Tod wollte er mithilfe staatlicher Verwaltung unter medizinische Kontrolle bringen. Erstmals wurden ärztlich ausgestellte Totenscheine eingeführt, die Bestattungsfrist gesetzlich festgelegt.

Selbst der Umgang mit den Toten änderte sich nun gewaltig: Ab sofort sollten Verstorbene nicht mehr zu Hause aufgebahrt werden. „Der Umgang mit Toten wird seit jener Zeit zunehmend aus dem Leben der Menschen ausgeklammert“, sagt Oesterhelweg. Längst holen Bestattungsunternehmen die Toten zu jeder Tageszeit ab, sagt der Rechtsmediziner, ein Abschied nehmen im Haus werde heute nicht mehr gelebt. Was heute die Leichenhallen sind, entstand ebenfalls zu jener Zeit. Das erste Leichenhaus baute man auf Drängen Hufelands im Jahr 1792 in Weimar, in der Ausstellung der Charité ist ein Grundriss eines solchen Gebäudes aus Berlin zu sehen. In den Leichenhäusern wurden die Menschen aufgebahrt. Ein Rettungswecker aus jener

Zeit hängt an der Wand des Museums, er sollte Alarm schlagen, wenn ein Scheintoter erwachen sollte. Erst mit Beginn der Leichenfäulnis wurden die dort Ruhenden begraben, dann galten sie als sicher tot, wie es Hufeland bestimmt hatte.

Dem Mediziner haben die Kuratoren einen eigenen Raum gewidmet: „Bis heute ist Hufeland jedem Rechtsmediziner bekannt“, sagt Oesterhelweg. Er weist auf das Porträt des Arztes – entschlossener Blick, elegantes Halstuch – und auf seine Bücher auf den Regalen an den Wänden, darunter Hufelands berühmteste Publikation über die Kunst, das Leben zu verlängern.

Denn nicht allein der Blick auf den Tod hatte sich mit den Debatten um den Scheintod verändert. Das Leben zu erhalten, Sterbende zurückzuholen, das erschien plötzlich menschenmöglich und erstrebenswert. Fürstentümer setzten im 18. Jahrhundert sogar Prämien aus, um ein frühzeitiges Ableben ihrer Bürger zu verhindern. Es sollte zur patriotischen Pflicht werden, Scheintote wiederzubeleben. In Hamburg belohnten die Adeligen jeden gelungenen Rettungsversuch mit 50 Courant.

Wie aber holt man Scheintote ins Leben zurück? Mit Skalpellen und Schröpfköpfen, so dachten Ärzte und Heiler zumindest damals, in schwarz, braun oder messingfarben liegen sie auf einem Tisch der Ausstellung, dort ruhen auch ein Blasebalg und eine Art Schlauch zur Reizung des Darms mit Tabakrauch, sogar Instrumente zur Öffnung der Schädeldecke wurden für sinnvoll befunden. Der Kurator Raik Evert deutet auf tote Insekten, die unter einer durchsichtigen Halbkugel aus Kunststoff auf dem Nachbartisch liegen. Spanische Fliegen sieht man dort, sie wurden samt ihrem Gift zu Pulver zerstampft. Was heute in Liebestropfen die sexuelle Lust anregen soll, sollte Menschen damals zu einer Rückkehr ins Leben bewegen.

Wann jemand wirklich tot ist und wann noch am Leben, konnten aber auch die Instrumente und Insekten nicht erklären. Zumal die Grenze zwischen Leben und Tod rasch noch weiter verschwimmen sollte. Hinter dem Tisch mit der spanischen Fliege stehen drei Leinwände, ein lautes Knistern hallt durch die Räume, es ist bis hin zum Buch Bruhiers und dem Herzstichmesser zu hören. Dann tauchen auf einer der Leinwände plötzlich die Umrisse des italienischen Naturforschers Luigi Galvani auf, in weißen Linien auf schwarzem Grund. Er führte damals Experimente an Froschschenkeln durch. Ohne es zu ahnen, stellte Galvani einen Stromkreis her, der die

Muskeln des toten Tiers zucken ließ. Er folgerte daraus, dass im Körper des Tiers Elektrizität entstand. Er glaubte, dass die lebenserhaltende Kraft des Menschen eine elektrische sei, die noch nach dem Tod weiter existiert und mit deren Hilfe ein Mensch wiedererweckt werden kann. Ganz unrecht hatte Galvani damit nicht, schließlich holen Ärzte heute Menschen nach einem Herzstillstand mithilfe des elektrischen Defibrillators zurück ins Leben.

Oesterhelweg setzt sich mit dem Rücken zu den Leinwänden, er kennt die Experimente von Giovanni Aldini bereits, die nun folgen. Der Neffe Galvanis führte Versuche an Leichen von zwei enthaupteten Verbrechern durch. Mithilfe der Elektrizität ließ er Grimassen auf den Gesichtern der Toten entstehen, zum Amüsement des Publikums. Bald sind Schreie in den Räumen zu hören. Eine Guillotine hat den Räuber Schinderhannes und seine 19 Mitstreiter im November 1803 enthauptet, auf dem schwarzen Grund der Leinwände sind die Umrisse der Köpfe der Banditen zu sehen. Auch ihre Häupter sollten der Wissenschaft dienen. Forscher packten sie und schrien ihnen in die Ohren. Doch mussten sie enttäuscht feststellen, dass die Köpfe keinerlei Regung zeigten.

Natürlich sorgten diese Versuche für Aufsehen und wurden auch in bürgerlichen Kreisen diskutiert, zum Beispiel an jenem Sommerabend 1816 am Genfer See. Angeregt durch die Debatte, wurde dort ein Schreibwettbewerb für Gespenstergeschichten ausgerufen. Eine 18-Jährige gewann, mit einem Buch, das zur Weltliteratur werden sollte: Dem Roman über Frankenstein, Giovanni Aldini hatte sie dazu inspiriert. Als Plastikfigur steht die Romangestalt in der Ausstellung, gleich neben den großen Leinwänden. „Der Roman warf damals erneut die Frage auf, was das Leben eigentlich ausmacht“, sagt Claudia Wiesemann, Leiterin des Instituts für Ethik und Geschichte der Medizin der Universitätsmedizin Göttingen.

Schon nach der Befruchtung der Eizelle im Mutterleib sterben Zellen ab, im Embryo entsteht neues Gewebe, altes geht unter. „Streng genommen finden wir hier schon am Anfang des Lebens Sterbeprozesse“, sagt der Rechtsmediziner Oesterhelweg. Wann aber stirbt ein Mensch? Als sichere Todeszeichen gelten heute vor allem Leichenflecken und Leichenstarre, auch die Fäulnis, über die schon Hufeland schrieb. „Berichte über Scheintote bedeuten, dass Rettungssanitäter oder Ärzte nicht auf die

sicheren Todeszeichen geachtet haben“, sagt er. Schließlich kann ein Herzstillstand vorübergehend sein.

Im 19. Jahrhundert beruhigten sich die Gemüter, die Angst vor dem Scheintod erschien jetzt lächerlich. Ein Herzstich? Blasebalg oder spanische Fliegen? Alles Unsinn, die Furcht, lebendig begraben zu werden, wurde sogar zur psychiatrischen Erkrankung erklärt. Erst in den 1950er-Jahren sorgten sich Menschen wieder, zu früh für tot erklärt zu werden. Dann nämlich stellten neue Maschinen alte Vorstellungen über den Tod erneut infrage: Ärzte konnten ihre Patienten nun künstlich beatmen. „Der Atem, der zuvor als essenziell galt für das Lebendigsein, war plötzlich technisch herstellbar“, berichtet Wiesemann. Es war damit möglich, Patienten am Leben zu erhalten, deren Gehirnfunktionen erloschen waren. Was aber bedeutet es, wenn das Herz eines Patienten weiterschlägt, sein Gehirn aber nicht mehr durchblutet wird? Ist der Mensch dann tot oder lebendig? Im Jahr 1968 wurden schließlich Kriterien für den Hirntod festgelegt. „Die Parallelen zwischen der Debatte um den Scheintod und den Hirntod sind groß“, sagt Thomas Schnalke, Direktor des medizinhistorischen Museums der Charité.

Auch darum war es Schnalke wichtig, das Thema Hirntod in der Ausstellung aufzugreifen. Aus dem dämmrigen Licht der übrigen Räume gelangen die Besucher in ein weißes Zimmer, es wirkt steril, kalt und grell. Ein alter Defibrillator ist dort zu sehen, wenige Schritte entfernt von den Bildern der Stromexperimente von Galvani. Weiße, leere Krankenakten hängen an der Wand. „Das erinnert mich daran, dass etwa jeder zweite Deutsche heute im Krankenhaus stirbt“, sagt Susanne Michl, Medizinhistorikerin am Institut für Geschichte der Medizin und Ethik in der Medizin der Charité, die zur Ausstellung einen Vortrag über den Hirntod gehalten hat.

Heute komme der Tod eher als bewusste Entscheidung des Patienten oder der Angehörigen, sagt Michl: „Heute ist es eher selten, dass jemand unerwartet stirbt.“ Dann wird auf eine weitere Therapie verzichtet, vielleicht sogar die künstliche Beatmung abgestellt. Früher, mit der Debatte um den Scheintod, ging es darum, den Menschen möglichst lange am Leben zu halten oder ins Leben zurückzuholen. „Heute müssen wir entscheiden, wann wir jemanden sterben lassen“, sagt Michl.

Doch bis heute sind wir unsicher, wo die Grenze zwischen Leben und Tod liegt, sagt Michl. Das können die Besucher der Ausstellung am Eingang in einem Glaskasten sehen. Ein grüner Metallriegel steht dort, so ein Exemplar muss bis heute in Leichenkühlräumen angebracht werden, um die Tür zu öffnen. Von innen.

Da kommt noch was

Seit Jahrzehnten forschen Wissenschaftler an Verhütungsmethoden für den Mann. Trotzdem liegt die letzte bahnbrechende Erfindung mehr als hundert Jahre zurück. Warum das mit der Pille für den Mann so kompliziert ist

Von Luise Strothmann und Sohini Chattopadhyay, taz am wochenende,
22.08.2018

Beginnen wir mit einem Quiz. Welche der folgenden Verhütungsmethoden gibt es?

- a) Schalter in den beiden Samenleitern, mit denen man den Spermienfluss ein- und ausschalten kann.
- b) Eine Tablette, die bewirkt, dass der Mann beim Orgasmus nicht ejakuliert.
- c) Ein Testosteron-Gel, das er täglich auf die Oberarme reibt.
- d) Eine Verhütungspille auf Basis der Blätter eines indonesischen Busches.
- e) Ein Gel, das in die Samenleiter gespritzt wird und sich auf Wunsch auflösen lässt.
- f) Eine Verhütungsunterhose.

Die richtige Antwort? Alle. Und: Keine.

Varianten a) bis f) sind Verhütungsmittel für Männer, die es möglicherweise geben könnte. Sie werden in Laboren erforscht, Rhesusaffen gespritzt oder in klinischen Studien von Freiwilligen getestet. Bei einigen geht es seit Jahrzehnten schleppend voran, andere stecken in der Grundlagenforschung fest. Keines von ihnen kann man in einer Apotheke kaufen.

Lange hat Verhütung in Deutschland nach dem Pillenkonsens funktioniert. In Paarbeziehungen ist die Pille das mit Abstand häufigste Verhütungsmittel, mehr als die Hälfte der sexuell aktiven Frauen nimmt sie. In den letzten Jahren aber erzählten immer mehr Frauen in Essays und Büchern, Twitternachrichten und YouTube-Videos, warum sie sich von der Pille verabschiedet haben: Sie halten die Nebenwirkungen auf Körper und Psyche für unzumutbar. Die Zahl der unter 20-Jährigen, die die Pille nehmen, sinkt laut der Techniker Krankenkasse deutlich. Frauenärztinnen fürchten deshalb, es könnte mehr ungewollte Schwangerschaften geben – einer von vielen Gründen, über Alternativen nachzudenken. Und dabei 50 Prozent der Bevölkerung nicht weiterhin auszusparen.

Hier die letzten News auf dem Feld männlicher Verhütung: 1885 beschreibt ein französischer Chirurg eine neue Alternative zur Kastration – er durchtrennt die beiden Samenleiter eines Mannes. Die Vasektomie. 1912 tauchte ein ehemaliger Zigarettenverkäufer in Berlin einen Glaskolben in Gummilösung und erfand das nahtlose Kondom. Vorgänger aus vernähtem Gummi oder Schafsdärmen gab es schon lange vorher. Aber auch mit heutigen Latexkondomen geht die Verhütung in 15 Prozent der Fälle schief. Das macht das Kondom zu einem der unsichersten Mittel – was nicht am Produkt, sondern am Menschen liegt, der es richtig auspacken, abrollen und anwenden muss.

Wir leben im Jahr 2018. Forscher bauen Nanoroboter aus DNA-Molekülen, pflanzen Tomaten auf einem Satelliten, der um die Erde kreist. Wie kann es sein, dass sich an den Möglichkeiten für Männer, zu verhindern, beim Sex ein Kind zu zeugen, seit mehr als hundert Jahren nichts geändert hat?

Wer versucht, diese Frage zu beantworten, betritt die Welt internationaler Pharmakonzerne, die mit ihrer Finanzmacht kontrollieren, welche neuen Medikamente entwickelt werden. Die Welt staatlicher Kontrollinstanzen, die definieren, wo der Nutzen eines Arzneimittels aufhört und das Risiko anfängt. Vor allem aber betritt man die Welt von Outsidern, die die Verhütung revolutionieren wollen: Autodidakten, Spitzenforscher aus dem globalen Süden, Idealistinnen und Tüftler, die zu Hause nach Feierabend das eigene Spermium unter ihrem Mikroskop durchleuchten.

Sie haben alle dasselbe Ziel, aber um das Ganze ein Wettrennen zu nennen, fehlt es an Geschwindigkeit. Eher ist die Frage: Erreicht überhaupt jemand die Ziellinie?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ein Stadthaus mitten in Paris, zwei Querstraßen von der Seine. Es ist ein Morgen für die, die guten Mutes sind. Einer der ersten heißen Tage dieses Jahres, in der französischen Akademie für Medizin schwingt immer wieder die Eingangstür zum großen Saal auf. Hier treffen sich heute Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von vier Kontinenten zum Internationalen Kongress für männliche Verhütung. Sie arbeiten an Universitäten, bei der Weltgesundheitsorganisation, bei Lobbyorganisationen und in Forschungslaboren. Sie tüfteln an hodenwärmenden Unterhosen oder der neuesten Zusammensetzung von Hormongelen.

In diesem Saal wirkt das wie eine historische Mission. Als Marie Curie hier vor knapp hundert Jahren einen Vortrag über Radioaktivität hielt, gab es schon alle Verhütungsmethoden, die Männer heute zur Verfügung haben – Vasektomie, Kondom, Coitus interruptus. In dem Saal scheint sich seitdem auch nicht viel verändert zu haben, außer das jemand Mikrofone an die Tische geschraubt hat: aufklappbare Holzpulte, lederbezogene Sessel, goldene Lorbeerkränze an der Decke.

Siebzig Leute sind gekommen, viele von ihnen kennen sich seit Langem, sie umarmen sich, winken einander durch den Raum zu. Obwohl sich einige als Konkurrenten verstehen könnten, wirkt es, als spielten alle in der gleichen Mannschaft. Team Male Contraception. Einige aber sind zu Hause geblieben: der indische Wissenschaftler, dessen Mittel kurz vor der Marktreife steht und der hier nur als Randbemerkung auf einer Powerpointfolie weggeklickt wird. Und der Brandenburger Handwerker, der Tausende hinter seiner Verhütungsidee versammelt hat, aber dessen Namen in Paris kaum jemand kennt.

Ein Professor mit bauschigem Schnurrbart tritt ans Mikrofon, um im Namen der Akademie der Medizin den Tag zu eröffnen. „Mit Ihrer aller Wissen könnte es schon morgen so weit sein!“, ruft er. Das Ungleichgewicht zwischen Männern und Frauen bei der Verhütung sei skandalös. Die Arbeit aller hier sei aber auch aus einem anderen Grund wertvoll, es gebe da nämlich noch ein zweites Problem: „Die männliche Zeugungsfähigkeit nimmt rasant ab“, sagt er. Viele im Raum arbeiten daran, den männlichen Körper besser zu verstehen. Die Entwicklung von Verhütungsmethoden für den

Mann könnte auch dazu beitragen, das andere Problem zu lösen: Unfruchtbarkeit. Applaus.

Es ist kaum zu glauben: Selbst eine Konferenz, in der es darum geht, Möglichkeiten zu entwickeln, dass Männer keine Kinder zeugen, wird mit der Sorge um die männliche Potenz eröffnet.

Die Angst, die Zeugungskraft oder die Lust des Mannes könnte Schaden nehmen, ist die ständige Begleiterin der Entwicklung männlicher Verhütungsmittel. Schon als die Weltgesundheitsorganisation in den siebziger Jahren eine Male Task Force gründete, schrieben Experten, es sei Konsens, dass Verhütungsmittel nicht die männliche Sexualität beeinflussen dürften. Das war zu einer Zeit, als Mediziner gerade verstanden, dass die Pille bei einigen Frauen dazu führt, dass sie weniger Lust auf Sex haben. „Veränderungen der Libido“ hieß es auf den Packungsbeilagen, und die Pille wurde weiterverkauft.

Was wir mit Männlichkeit und Weiblichkeit verbinden, überträgt sich darauf, wie wir über Biologie sprechen, auch über Eizellen und Samenzellen. Es beeinflusst, ob wir es für möglich und wünschenswert halten, die einen oder die anderen zu stoppen.

So beginnt ein typischer Artikel über männliche Verhütung. Dieser hier stammt vom Bayerischen Rundfunk, aber so ähnlich wurde es oft beschrieben: „Auf der einen Seite ist da der Eisprung. Einmal im Monat ist der weibliche Körper für etwa eine Stunde lang fruchtbar. Nämlich dann, wenn die Eizelle vom Eierstock in den Eileiter hüpfert. Befinden sich in diesem kaum vorhersagbaren Zeitraum Spermien in der Nähe, kann daraus ein Kind entstehen. Und auf der anderen Seite sind da die Millionen von Spermien, die der Mann jeden Tag produziert. Sie sind schnell, beweglich, massenhaft und sie wollen nur eines – Eizellen befruchten. Betrachtet man das Thema Verhütung aus dieser biologischen Perspektive, ist es einleuchtend, dass es leichter ist, den vergleichsweise behäbigen Eisprung zu verhindern, als viele blitzschnelle Spermien.“ Behäbiger Eisprung, blitzschnelle Spermien. Klingt logisch.

Bis Diana Blithe im Pariser Saal unter die goldenen Lorbeerkränze tritt. Sie leitet die Entwicklung neuer Verhütungsmittel an einem staatlichen Forschungsinstitut in den

USA, vergibt Forschungsgelder und ist Chefin eines Netzwerks, das klinische Studien zur Verhütung koordiniert. Wenn sie über männliche Zeugungsfähigkeit spricht, hat sie diesen coolen, überlegenen Blick. „Männer produzieren 1.000 Spermien pro Herzschlag.“ Sie macht eine Pause. „Das ist eine Menge.“

Im Ejakulat, knapp einem Teelöffel Flüssigkeit, sind 60 Millionen bis 800 Millionen Spermien. Aber: Im Eileiter – dem Ort, in dem die Eizelle befruchtet wird – kommen nur 10 bis 100 von ihnen an. Weniger als eins von zehn Millionen, die mühevoll aus dem Penis herausgeschleudert wurden. „Ein ziemliches Spermienmassensterben.“

„It only takes one“, sagt man auf Englisch, um Jugendliche zu mahnen, das Kondom nur ja nicht zu spät überzustreifen. Ein Spermium genügt. Damit sagt man auch: Dieser Schwall lässt sich kaum aufhalten. Diana Blithe rechnet vor: 4 Millionen Spermien reichen nicht aus, um ein Ei zu befruchten.

Spermien sind winzige Zellen. Sie müssen gebildet werden, bewegungsfähig sein, in die Eizelle eindringen. Es gibt also viele Angriffspunkte, an denen man sie aufhalten könnte.

Am Ende des Konferenztages, als Diana Blithe zum zweiten Mal aufs Podium steigt, stellen die Wissenschaftler ihr Manifest vor. Sie fordern die Pharmaindustrie auf, in die Verhütungsforschung einzusteigen. „Obwohl neue männliche Kontrazeptiva die Bedürfnisse von Millionen Männern und ihren Partnerinnen erfüllen würden, wird die Forschung auf diesem Gebiet nur von einer geringen Zahl nichtkommerzieller beziehungsweise öffentlicher Organisationen unterstützt. Die pharmazeutische Industrie konzentriert sich auf andere Investitionen“. 2018 müsse sich das endlich ändern.

Einige der Anwesenden sagen, der Bereich sei so unterfinanziert, dass es fast ein Wunder sei, dass es Treffen wie dieses überhaupt gebe. Alle wissen auch: Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass sich so bald etwas ändert.

Pharmakonzerne verdienen gut an der aktuellen Situation. Die Pille ist ein Milliardengeschäft. Keine einzige der großen Firmen forscht momentan im Bereich männlicher

Verhütung. Die letzte Studie beendete die Firma Schering 2007, als sie vom Bayer-Konzern aufgekauft wurde. Aber selbst ein ambitionierter Pharmakonzern könnte nicht einfach eine große Summe Geld auf das richtige Pferd setzen. Denn man weiß nicht, welches das ist. Dutzende Ansätze befinden sich in der Grundlagenforschung, und nur ein geringer Teil schafft es überhaupt bis in die klinischen Studien. Für die Firmen ist die Rechnung also einfach: Kostet viel, bringt wenig.

Ein Grund dafür, warum das Rennen um die erste männliche Verhütungsalternative von anderen gelaufen wird.

Zum Beispiel von Sujoy Kumar Guha, emeritierter Professor am Indischen Technikinstitut Kharagpur, ein kleiner, schmaler Mann, 78 Jahre alt. Schon mehr als die Hälfte seines Lebens wartet er darauf, dass seine Erfindung Wirklichkeit wird. 1979 veröffentlichte er einen Aufsatz im Wissenschaftsmagazin *Contraception*, in dem er seine Idee namens Risug beschreibt, ein nichthormonelles, reversibles Kunststoffgel für Männer. Die Idee ist simpel: Alles hat eine elektrische Ladung. Spermien sind negativ geladen, durch die positive Ladung des Risug-Gels werden sie beschädigt. Es wird in die Samenleiter gespritzt, mit einem Lösungsmittel kann es bei Bedarf wieder herausgespült werden.

Guha war, als er den Artikel verfasste, Professor für Ingenieurtechnik und Biomedizintechnik an zwei der renommiertesten Wissenschaftsinstitutionen Indiens. Er hatte aber keinen Doktor in Medizin, und der Indische Rat für medizinische Forschung befand, er könne kein Arzneimittel erlauben, das von einer medizinisch ungeschulten Einzelperson erfunden wurde.

Also schrieb Guha sich für Medizin ein, mit 41. Er absolvierte sein Studium, während er weiterhin als Professor unterrichtete.

Als er fertig war, begann die Forschung. Tests an Ratten, Hasen und Affen gingen schnell voran und waren erfolgreich. Die erste Phase der Versuche an Menschen wurde 1993 mit siebzehn Freiwilligen abgeschlossen. Es funktionierte perfekt.

Doch dann meldete sich jemand bei der nationalen Forschungsaufsicht. Zwei Bestandteile von Guhas Risug-Formel seien krebserregend. Guha führte an, dass einzelne Substanzen in der Natur zwar giftig seien, aber in Kombination harmlos sein könnten. Es dauerte Jahre, bis die Tests wiederaufgenommen werden konnten.

2002 erklärte der damalige indische Gesundheitsminister, die Einführung von Risug würde unmittelbar bevorstehen. Dann schlug wieder jemand im Kontrollrat Alarm und hatte erneut den Verdacht, Risug könnte giftig sein.

Es gab noch ein anderes Problem: Die indische Regierung setzte strengere Regeln für Medikamententests durch. 2007 begann Guha die entscheidende Phase von vorn.

Nun steht er wieder am selben Punkt wie vor 16 Jahren. Vor Kurzem erhielt die nationale Organisation für Medikamentenkontrolle die Ergebnisse seiner Studien. Sie entscheidet, ob Risug bereit zur Zulassung ist. 470 Männern wurde das Kunststoffgel inzwischen gespritzt. Das Ergebnis: sehr gute Wirkung, so gut wie keine Nebenwirkungen.

Es kann sein, dass Guhas Geschichte kurz vor dem Happy End steht. Oder vor der nächsten Hürde. „Ich hoffe einfach, dass Doktor Guha noch erlebt, wie Risug durchkommt“, sagt einer seiner leitenden Mitarbeiter, der seit 1995 die Studien zu Risug begleitet.

Auf die Frage, ob er besorgter sei als noch 2002, antwortet Guha zunächst nicht. Er läuft voraus über den weiten Campus der Technischen Universität in Kharagpur. Dann dreht er sich um und sagt: „Hoffentlich habe ich irgendwas gelernt. Ein wütender Mann bin ich nicht mehr.“

Selbst wenn Risug in Indien irgendwann auf den Markt kommt, müsste das Gel erneut getestet werden, um auch für die USA oder Europa zugelassen zu werden. Weil die Anforderungen an das Prüfverfahren andere sind. Eine Non-Profit-Organisation aus den USA, die Parsemus-Stiftung, kaufte deswegen 2010 die Rechte für den US-Markt und entwickelte Risug unter dem Namen Vasalgel weiter. Getestet wurde es bisher an Kaninchen und Affen. Ein Start-up in Virginia arbeitet an einer ähnlichen Technik. Auf

seiner blitzsauberen Website steht nichts davon, dass die ursprüngliche Idee aus Indien kommt.

Dabei stammen auf dem Gebiet männlicher Verhütung viele Innovationen eben nicht aus den USA oder Europa. In den siebziger und achtziger Jahren wurde in China an einem Medikament auf Basis eines Farbstoffs aus Baumwollsamens geforscht. Das Land war führend in Vasektomietechniken – die Weltgesundheitsorganisation initiierte Workshops von chinesischen Mediziner für westliche Kollegen. In Indonesien arbeitet man an einem Medikament, gewonnen aus der Pflanze Gendarussa, die einen Stoff enthalten soll, der die Samen daran hindert, in die Eizelle einzudringen. Männer eines Stammes in Papua hatten offenbar als Erste von der verhütenden Wirkung der Blätter berichtet.

Die Regierungen dieser Länder fördern solche Versuche stärker als etwa die in Europa. Schließlich nutzt Verhütung auch der Bevölkerungspolitik. Und nicht nur der sexuellen Selbstbestimmung und Familienplanung.

Wissenschaftler schätzen, dass weltweit fast jede zweite Schwangerschaft ungewollt ist. Wenn nur 10 Prozent der Männer, die sagen, sie würden sich für ein neues Verhütungsmittel interessieren, es tatsächlich nehmen könnten, würde etwa in den USA die Zahl der ungewollten Schwangerschaften um bis zu 5 Prozent sinken. Dazu haben Sozialwissenschaftler in diesem Jahr eine große Modellrechnung vorgelegt.

Ein Teil des Problems, dorthin zu kommen, besteht darin, dass ein neues Verhütungsmittel kein neues Smartphone ist, sondern ein Medikament oder ein Medizinprodukt. Die Sicherheitsanforderungen sind in den vergangenen Jahrzehnten immer strenger geworden. Was auch daran liegt, dass wir heute mehr über den menschlichen Körper wissen. Zum Beispiel, dass auch psychische Effekte wie Stimmungsschwankungen und Depressionen mit der Einnahme von Arzneimitteln zusammenhängen können. Viele Experten sagen, die Pille würde so, wie sie 1960 auf den Markt kam, heute niemals mehr zugelassen.

Viele neue Medikamente basieren auf Stoffen, die man von anderen Medikamenten kennt. Auf Hormonen zum Beispiel. Für die Wissenschaftler heißt das: Es gibt bereits Daten. Und damit weniger Überraschungen. Bei Materialien wie Risug, die nie zuvor an Menschen angewendet wurden, ist alles um ein Vielfaches komplizierter.

Verstärkt durch den Conterganskandal zum Beispiel, kam das Bewusstsein dafür auf, dass Sicherheit auch die Sicherheit der Nachkommen bedeutet. Könnte ein Stoff den Genpool der Samen beschädigen? In einer Studie nachzuweisen, dass auch die Kinder der Probanden gesund sind, kann Jahrzehnte dauern.

Es wurden bisher keine Daten darüber veröffentlicht, wie erfolgreich sich die Wirkung von Risug beim Menschen rückgängig machen lässt. Möglicherweise wird das Gel zunächst als Vasektomievariante zugelassen und dann parallel auf seine Reversibilität hin untersucht.

Von Männern, die ihre Vasektomie rückgängig machen wollten, weiß man, dass die Qualität der Spermien abnimmt, je länger der Eingriff zurückliegt. Wenn Guha und sein Team also beweisen können, dass Risug sich nach einem Jahr auflösen lässt und die Männer wieder fruchtbar sind, werden andere Wissenschaftler vielleicht fragen: Und was ist nach zehn Jahren?

All das macht die Fragebögen für die Probanden länger und die Abläufe schwieriger.

Hinzu kommt: Weil der Körper so komplex ist, haben die meisten Dinge, die man an ihm verändert, mehrere Auswirkungen. Ein Medikament ohne Nebenwirkungen zu erfinden, ist ähnlich, wie ein Mikadostäbchen aus einem riesigen Haufen herauszuziehen, ohne dass sich ein anderes bewegt. Wenn ein Mittel über sehr lange Zeit eingenommen wird, wie etwa eine Verhütungspille, ist es noch wahrscheinlicher, dass unerwünschte Effekte auftreten.

Wie viele Nebenwirkungen zumutbar sind, ist Verhandlungssache. Dabei wird zwischen Nutzen und Schaden abgewägt. Ein Krebsmedikament darf auch starke Nebenwirkungen haben – weil die Alternative möglicherweise der Tod ist.

Verhütungsmittel dagegen sind Medikamente für gesunde Menschen; warum sollte es ihnen durch die Einnahme schlechter gehen? Bei Frauen lautet die Rechnung: Verhütungsmittel verhindern die weitreichenden Folgen einer ungewollten Schwangerschaft. Weil Männer nicht schwanger werden, gibt es keinen Grund, sie den Nebenwirkungen der Verhütung auszusetzen, heißt es.

Einen Gegenvorschlag zu dieser Argumentation macht eine große Studie zu einem Hormongel, die gerade in sechs Ländern startet: Das Paar soll als Einheit betrachtet werden. Die Forscher rechnen Vor- und Nachteile für beide gegeneinander auf. Konsens ist das noch nicht.

Aber es ist ein Hinweis darauf, dass es bei der Frage, warum das Verhütungsrennen so unfassbar langsam vorangeht, auch um das Geschlecht geht. Und damit also um Geschlechterverhältnisse.

Schon in dem Wort „Empfängnisverhütung“ steckt der Beweis, dass wir das Ganze ziemlich einseitig betrachten. Kontrazeption. Gegen das Empfangen. Verhütet wird das Empfangen, nicht das Geben. Der Blick geht automatisch zum Frauenkörper.

So gibt auch der Erfolg der Pille die Spur für die Entwicklung männlicher Verhütungsmittel vor. Kein Ansatz ist so weit entwickelt wie der hormonelle. In Befragungen geben Männer an, dass sie am liebsten mit einer Pille verhüten würden, die sie einmal am Tag nehmen müssen. Wollen sie das wirklich, oder kennen sie es nur gut und assoziieren es deswegen mit Sicherheit?

Wissenschaftler arbeiten schon so lange an der „Pille für den Mann“, dass sie zum stehenden Begriff wurde, obwohl es sie noch nicht gibt. An einer täglich einzunehmenden Pille kann ein Hersteller mehr Geld verdienen als mit einem nur selten angewandten Mittel wie etwa Risug, das man einmal spritzt und dann wieder auflöst. Das könnte Konzerne zum Einsteigen in die Forschung bewegen.

Nimmt ein Mann Testosteron ein, registriert das Gehirn den erhöhten Hormonspiegel im Blut. Die Hoden stoppen ihre Testosteronfabrik und produzieren keine Samen mehr. Die Hormone in den meisten Medikamenten sind so kombiniert, dass sonst alles im Körper weiter funktioniert wie bisher.

Hormonelle Verhütung für den Mann könnte eine Spritze sein, ein Implantat oder ein Gel, das man auf die Schultern und Oberarme reibt.

Das Problem ist nämlich: Nimmt ein Mann Testosteron in Pillenform ein, wird es zu schnell vom Körper aufgenommen. Für eine sichere Verhütung müsste es mehrmals am Tag geschluckt werden.

Im März hat eine Studie zu einem Wirkstoff, der DMAU heißt, kurz für Dimethandrolon Undecanoat, Euphorie ausgelöst. Der Trick bei DMAU ist, dass der Wirkstoff neben der Mischung aus zwei Hormonen eine Fettsäure enthält, die den Abbau der Hormone verlangsamt und damit ermöglicht, dass er als tägliche Pille funktioniert. Eine weitere Studie läuft.

Okay, längst Zeit für ein zweites Quiz. Welche der folgenden Behauptungen trifft zu:

- a) Männer gehen nicht zum Arzt.
- b) Männer nehmen keine Medikamente.
- c) Wenn es Männer wären, die schwanger werden, dann würden sie sich für Verhütung interessieren.
- d) Männer schaffen es nicht einmal, regelmäßig ihre Socken vom Boden aufzuheben, sie werden es auch nicht schaffen, regelmäßig Verhütungsmittel zu nehmen.
- e) Selbst wenn Männer die Verantwortung für Verhütung übernehmen könnten, würden Frauen ihnen nicht vertrauen.

Die Lösung: Keine. Aber das haben noch längst nicht alle verstanden.

Miriam Klemm lehnt im Pariser Konferenzsaal an einem der Holzpulte. Sie gehört schon fast dazu zur kleinen Expertenwelt, obwohl sie eigentlich von außen auf sie schaut. Als Soziologin untersucht sie Innovationsprozesse, in den vergangenen Jahren ist sie nach Indien und in die USA gereist, um mit unzähligen Menschen zu sprechen, die an männlichen Verhütungsmitteln forschen.

Lange wurden solche Prozesse hauptsächlich von Wirtschaftswissenschaftlern untersucht und mit Marktmechanismen erklärt: Angebot und Nachfrage. Die Techniksoziologie versucht, andere Erklärungen hinzuzufügen. „Dass es ein Produkt nicht gibt, ist kein Beweis dafür, dass es niemand will“, sagt Miriam Klemm. Und: „Der Fakt, dass Pharmafirmen an Frauen, die verhüten, gut verdienen und kein Interesse an Innovationen auf diesem Gebiet haben, ist ein ganz wichtiger Grund, aber es ist nicht der einzige.“ Viele subtile Prozesse stabilisieren den Status quo.

Ende des neunzehnten, Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wurde die Gynäkologie als Disziplin erfunden. Es gab nun Frauenärzte, aber keine Männerärzte. Erst in den späten 1970er Jahren kamen Andrologen hinzu, die sich auf die Fortpflanzungsfunktionen des männlichen Körpers spezialisierten. Weil sich die gesamte Reproduktionsmedizin lange auf den Körper der Frau fokussierte, wissen wir mehr über diesen als über den des Mannes. Mütter schicken ihre Töchter in der Pubertät zum Frauenarzt. Sie gehen regelmäßig dorthin und werden darüber aufgeklärt, welche Verhütungsalternativen sie haben. Die Kosten – im Gegensatz zu den Kosten für Kondome – übernehmen für junge Frauen die Krankenkassen. Deshalb gibt es Nutzungsdaten.

Die Einführung der Pille bedeutete eine Befreiung für die Frau. Aber auch den Beginn der Gewohnheit, dass mehrheitlich Frauen die finanziellen und körperlichen Kosten von Verhütung tragen.

Man kann beides zur Freiheit erklären. Die Freiheit, verhüten zu können. Und die Freiheit, nicht für die Verhütung verantwortlich sein zu müssen.

„Alle männlichen Verhütungsansätze sind wahnsinnig fragil, weil sie so wenig Unterstützung haben“, sagt Miriam Klemm. „Da muss niemand aktiv dagegen arbeiten,

es reicht schon, wenn mal wieder eine Schlüsselperson glaubt, Männer hätten keine Lust darauf.“

In allen Akzeptanzstudien, die es bisher gibt, sagen Männer mehrheitlich, dass sie sich vorstellen könnten, neue Verhütungsmittel zu benutzen, wenn sie sicher und reversibel sind. Und eine Mehrheit der Frauen in Langzeitbeziehungen würde ihrem Partner vertrauen. Sogar bei einer großen Studie der Weltgesundheitsorganisation zu einer Hormonspritze, die 2011 mit Verweis auf starke Nebenwirkungen abgebrochen wurde, gab im Anschluss die Mehrzahl der Probanden an, sie würde das Mittel trotzdem nehmen, wenn es verfügbar wäre.

Die Frage ist, welche Erzählung sich am Ende durchsetzt: die vom Mann, der achtlos seine Socken liegen lässt; oder die von dem Mann, dem es eben nicht egal ist, ob er ein Kind in die Welt setzt. Und das, obwohl er es nicht selbst austragen muss.

Bei Clemens Bimek haben sich mittlerweile 3.374 Männer von Typ 2 gemeldet.

Wie Sojoy Guha aus Indien ist Clemens Bimek ein kleiner, schmaler Mann. Das weiß man allerdings nur von Fotos, denn Bimek hat noch nie einen Journalisten persönlich zum Interview getroffen. „Stellen Sie ihn sich als einzelgängerischen Erfindertyp vor“, sagt sein Pressesprecher, der es gewohnt ist, sich für Bimeks Scheu zu entschuldigen. Aber Bimek schreibt E-Mails, wenn man Glück hat. Oft abends, wenn er von seinem Job als Systemtechniker nach Hause gekommen ist und die Wikipedia-Seiten darüber gelesen hat, welche technische Entwicklung an diesem Tag ihren Geburtstag feiert.

„Dieses Jahr wird spannend“, mailt er an guten Tagen. An schlechten: „Das gute Gefühl, einen Lösungsansatz für ein globales Problem geliefert zu haben, wird im gleichen Maß von der Ungewissheit, wie und wann wir die benötigten finanziellen Mittel generieren können, neutralisiert.“

Es war 1998, und Clemens Bimek, Brandenburger Tischlermeister mit Hang zum Tüfteln, lebte in Berlin. Eines Abends sah er eine Dokumentation über Vasektomie und wurde von da an den Gedanken nicht mehr los, wie es wäre, ein Ventil in den Samenleiter einzubauen. Eine Art Schalter für den Spermienfluss. Ein. Aus.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sein Arbeitsweg führte am Patentamt vorbei, er hielt an und fragte. So was muss es doch bereits geben? Dann fing er an, herumzuprobieren. Er las und schlug Begriffe in einem medizinischen Fachlexikon auf CD-ROM nach. Er setzte sich zu Urologen in die Sprechstunde und mikroskopierte, beschäftigte sich mit Materialien und männlicher Anatomie. Eine Medizintechnikfirma baute die von ihm entworfenen Ventile – zwei gummibüchsenartige Plastikstücke mit Schaltern, die sich später durch den Hodensack ertasten lassen sollen. Nach längerer Suche fand Bimek einen Urologen, der sich alles genau anschaute und bereit war, sie ihm einzubauen. Drei Jahre und vier Operationen später ist alles so, wie er es haben will.

Ein Schweizer Investor finanzierte ihm 2015 eine PR-Kampagne. So sollte – nach erfolglosem Sichumhören bei Pharmafirmen – das Geld für eine erste kleine klinische Studie zusammenkommen. 50 Freiwillige wollte Bimek finden, 25 sollten am Ende bei der Untersuchung dabei sein.

Von Albanien bis Simbabwe berichteten Medien über Bimeks Idee. Tausende Männer meldeten sich für die Studie über sein Produkt an. Auf der Verhütungskonferenz in Paris wird sein Name nur einmal kurz in der Kategorie „Andere“ erwähnt. Weil die Samenleiterschalter so unendlich weit weg davon scheinen, Realität zu werden.

„Ich habe schon ein schlechtes Gewissen, weil so viele Männer vorerst leer ausgehen müssen“, schreibt Clemens Bimek. Vielleicht sogar alle. Denn für die Untersuchung braucht er eine Million Euro. Bei einem ersten Crowdfundingversuch kamen nur 25 Euro zusammen.

Diana Blithe, die Wissenschaftlerin mit dem überlegenen Blick, sagt auf der Konferenz in Paris: Jeder, der davon spricht, ein Produkt in wenigen Jahren auf dem Markt zu haben, lügt. Es muss einfach länger dauern, selbst bei den Produkten, die am weitesten fortgeschritten sind, wie das Hormongel, das weltweit getestet wird.

Aber es gibt eine Gruppe von Männern, die schon fertig sind. Jeden ersten Samstag im Monat treffen sie sich in der Bretagne zum Basteln. Sie sind Feministen, sprechen über ihr Bild von Männlichkeit und über Machtstrukturen. Dabei nähen sie. In eine

Frauenunterhose schneiden sie vorn ein Loch und verstärken es mit Elastikband. Der Penis passt hindurch und auch die Haut des Hodensacks wird sanft hindurchgezogen. Die Hoden, die locker in der Haut liegen, rutschen dabei aus dem Hodensack heraus und zurück an den Körper. Dort werden sie von der Unterhose in der Leistengegend gehalten.

Schon viele Jahrzehnte weiß man, dass Spermien keine Hitze mögen. Es genügt, die Hoden um 2 Grad zu erwärmen, um die Samenproduktion zu schädigen. 37 Grad am wärmenden Körper sind ihnen schon zu viel.

Ein französischer Forscher hat berechnet, dass man die Unterhose 15 Stunden am Tag tragen muss, zum Schlafen kann man sie ablegen. Per Spermioogramm lässt sich kontrollieren, ob alles geklappt hat; das kann der Hausarzt machen, neuerdings gibt es dafür sogar ein Gerät für Zuhause, die Testergebnisse erscheinen auf dem Smartphone. Am Ende des Nachmittags in der Bretagne kann jeder Mann, der möchte, eine selbst gebastelte Unterhose mit nach Hause nehmen.

Die Techniksoziologin Miriam Klemm hat die Gruppe gerade nach Deutschland eingeladen. Da gibt es Bedarf.

Schattenfrauen

Täterinnen, die Kinder sexuell missbrauchen, werden noch immer als Randerscheinung verharmlost – zu Unrecht. Das Verfahren gegen ein Paar aus Staufen wirft Licht auf ein machtvolltes Tabu

Von Beate Lakotta, Der Spiegel, 04.08.2014

Der Junge, zehn Jahre alt, wird vor Gericht nicht erscheinen. Niemand soll seinen Namen erfahren. Er versuche, in einem neuen Leben Tritt zu fassen, an einem sicheren Ort, so wird es die Staatsanwältin am Ende des Tages sagen, nachdem sie den ganzen Horror ausgebreitet hat: Sexualstraftaten in allen Variationen, begangen an Kindern. Mehr als drei Stunden lang arbeiten sich Nikola Novak und eine Kollegin im Wechsel durch die Anklageschrift, sachlich und nüchtern, 58 Taten, 130 Seiten. Im Saal ist es still, nur ab und zu ein Aufstöhnen im Publikum.

Angeklagt sind die Mutter des Kindes, Berrin T., 48 Jahre alt, und ihr 39-jähriger Lebensgefährte Christian L. Die beiden gestanden, sich im Jahr 2015 mehrmals an der dreijährigen Tochter einer Bekannten vergangen zu haben, und danach an Berrin T.s Sohn. Mehr als zwei Jahre lang benutzten, verletzten, quälten und erniedrigten sie das Kind – und filmten das Ganze. Sie verkauften und tauschten die Clips im Darknet genannten Teil des Internets. Sie boten den Jungen dort an und überließen ihn pädosexuellen Freiern zur Vergewaltigung. Vier von ihnen wurden bereits in erster Instanz zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt.

Der Fall aus dem badischen Staufen wirft Fragen nach Versäumnissen von Ämtern, Therapiestellen, Gerichten auf. Denn nicht nur die alleinerziehende Berrin T. war im Bilde, auf wen sie sich einließ: Christian L., den sie bei der Freiburger Tafel traf,

hatte mehr als vier Jahre Gefängnis hinter sich, wegen sexuellen Missbrauchs einer 13-Jährigen und dem Besitz von Kinderpornografie. Bald nannte der Junge ihn Papa.

Das Jugendamt brachte das Kind im März 2017 in einer Pflegefamilie unter, vorsorglich, ohne von den sexuellen Übergriffen zu ahnen. Dagegen zog Berrin T. vor das Familiengericht, das schickte den Jungen nach Hause zurück. Auch beim Oberlandesgericht glaubte man, die Mutter werde ihr Kind schützen, wie sie es vor Gericht versprochen hatte. Stattdessen setzten Berrin T. und Christian L. ihr Treiben fort. Im September 2017 endete es nach einem anonymen Hinweis.

Viele Pannen kamen in dem Fall zusammen: Informationen versickerten auf dem Behördenweg, das Kind wurde nie befragt und hatte keinen Beistand vor Gericht, ein Psychologe fiel auf Lügen von Christian L. herein – alles schlimm genug.

An einem neuralgischen Punkt jedoch weist das Geschehene über den Einzelfall hinaus: Alle beteiligten Stellen vertrauten der Mutter. Sie sei der "blinde Fleck" gewesen, räumten Behörden ein. Man sah in ihr die kämpfende, liebende Beschützerin. Anstatt in Erwägung zu ziehen, dass Berrin T. etwas anderes sein könnte: Täterin.

Dass dies geschah, war wohl kein Versehen oder Zufall. Experten zufolge führen Frauen, die Kinder missbrauchen, in der öffentlichen Wahrnehmung ein Schattendasein. Die Gründe dafür liegen tief, sie wurzeln in Tabus, Geschlechtermythen und kollektiver Verdrängung.

Eine beunruhigende Hypothese ist das: Ein nicht geringer Anteil von Missbrauchstaten wird allein deshalb nie bekannt oder bestraft, weil Frauen sie gedeckt oder begangen haben.

Der Fall Berrin T. gibt Anlass, dem nachzugehen.

Das Verfahren zum Staufen-Fall ist verstörend für jeden, der sich damit zu beschäftigen hat. Requisiten wie Strumpfmasken, Salatgurke, Klebeband, Handschellen, Dildos kommen darin vor. Es ist schwer, das Geschehen in Worte zu fassen.

Staatsanwältin Nikola Novak darf nicht vage von Missbrauch sprechen. Jede einzelne Tat muss sie vor Gericht beschreiben, Körperteile, Werkzeuge, Handlungen, die Reaktionen des Kindes: "... abwechselnd von beiden am Kopf gepackt und in die vorgesehene Richtung geführt" – "... obwohl dem Geschädigten der Ekel deutlich ins

Gesicht geschrieben stand" – "... auf das Gesicht des Kindes, das währenddessen bitterlich weinte".

Manche Zuhörer verlassen den Raum. Die Richter und Schöffen, die Verteidiger und die Anwältin des Jungen müssen zuhören. Anders als die Zuhörer im Saal werden sie auch noch die Tatvideos zu sehen bekommen. Sie müssen wissen, worüber hier zu urteilen sein wird.

Auch dieser Text konfrontiert mit Details, sofern sie nötig sind, um zu verstehen, was das bedeutet: blinder Fleck.

Novak ist eine erfahrene Staatsanwältin. Im Raum Freiburg kennt sie Missbrauchsfälle aus gut zehn Jahren. Viele liefen nach dem gleichen Schema ab: Die Frau – Großmutter, Mutter, Betreuerin – überlässt das Kind ihrem Partner und sieht weg, wenn die Übergriffe passieren. "Die Frau im Nebenzimmer, das ist der Klassiker."

Auf ein bis zwei Fälle pro Jahr, in denen sie eine Frau anklagt, kommen rund zehn, in denen die Beweise nicht reichen, aber ohne Kenntnis der Frau könne es nicht passiert sein. "Wenn man das hochrechnet, finde ich es viel", sagt Novak. "Es sind ja nur die Fälle, die bekannt werden."

Die Polizeiliche Kriminalstatistik verzeichnet im Jahr 2017 für sexuellen Kindesmissbrauch vier Prozent weibliche Tatverdächtige, in absoluten Zahlen: 371. Die Verurteilungsstatistik kommt auf zwei Prozent.

Internationale Dunkelfeldstudien und Berichte von Opferhilfestellen nennen deutlich höhere Zahlen, angefangen bei der britischen Kindernotrufnummer ChildLine, die schon 1991 Schockierendes veröffentlichte: Binnen eines Jahres hatten sich dort 8663 Kinder gemeldet, die angaben, sexuell missbraucht worden zu sein. 780 sagten, eine Frau habe dies getan, in jedem dritten Fall die eigene Mutter. Neueren Studien zufolge werden bis zu 20 Prozent der Missbrauchstaten von Frauen begangen. Ein Problem dabei: Je nach Weltgegend oder Methode wird anders definiert, bis zu welchem Alter ein Mensch als Kind gilt und was sexueller Missbrauch ist.

Das Strafgesetzbuch definiert ihn als sexuelle Handlung mit oder ohne Körperkontakt, begangen an einem Kind im Alter von 13 Jahren oder jünger. Nach einer Studie der Universität Regensburg, die Sexualekontakte von Teenagern untereinander un-

berücksichtigt ließ, hatten von 10 147 Befragten 670 als Kind so etwas erlebt, teils mehrfach. 14 Prozent gaben an, ausschließlich von Frauen missbraucht worden zu sein, bei weiteren 29 Prozent war eine Frau mindestens einmal beteiligt.

35 Prozent der Betroffenen berichteten von sexuellen Berührungen durch Frauen, 20 Prozent von Oralsex, und 24 Prozent erlebten mindestens einmal Penetration.

Dieses Ausmaß kommt der Einschätzung der Freiburger Staatsanwältin schon näher. Berrin T. ist nicht Novaks erste aktive Missbraucherin. Dazu kommen Frauen, die danebensitzen und zuschauen. "Warum tun sie das? Wirklich immer nur, um den Mann zu halten? Oder erregt es sie nicht auch?"

Der Schriftsteller Bodo Kirchhoff hat sich gerade in einem autobiografischen Roman als "Sommerkavalier" seiner nackten Mutter beschrieben; mit einem Bleistift erkundet er als Vierjähriger ihre Scheide. "Ich glaube, solche Fälle gibt es zuhauf", sagt Novak. Nicht wenige Menschen entwickelten sexuelles Interesse an Kindern – keineswegs nur Pädophile. "Mir leuchtet nicht ein, warum das bei Frauen anders sein soll." Diejenigen, die sich darüber befremdet äußerten, seien in der Regel Männer.

Selbst unter Ermittlern habe es vor wenigen Jahren noch Erstaunen ausgelöst, wenn sie als Staatsanwältin nicht nur gegen den Mann ein Verfahren einleiten wollte, sondern auch gegen die Frau wegen Beihilfe. Die Mutter als eigenständige Täterin erscheine vielen noch heute undenkbar.

Sind Frauen oft unsichtbar für das Radar der Strafverfolger? Ja, sagt Novak, "nicht nur bei der Justiz, sondern schon bei der Polizei. Weil man diese Tätermöglichkeit nicht sehen möchte".

Auch bei Berrin T. war es so. Alles Licht der Aufmerksamkeit fiel auf den Mann. In seinem Schatten ging sie als "gute Mutter" durch. Auch noch, als sie den Lebensgefährten verteidigte, nachdem er sich trotz Verbots in ihrer Wohnung aufgehalten hatte. Ein Kommissar referiert die Akten: "Sie sagte, jeder hätte eine zweite Chance verdient." Und was dem Kind denn passieren sollte, sie sei doch immer dabei.

"Es konnte ja niemand wissen, dass sie sich an den Missbräuchen beteiligt", sagt der Kriminalbeamte vor Gericht, fast flehentlich. "Das kann ja niemand wissen."

Berrin T. folgt der Verlesung der Anklage in sich zusammengesunken, mit stumpfem Blick. Eine übergewichtige Frau in verwaschenem T-Shirt, ihr ungekämmtes Haar hat sie notdürftig zusammengebunden, zwischen den dunklen Strähnen sind kahle Stellen sichtbar, sie wirkt verwahrlost, als hätte sie sich aufgegeben.

Bei der Polizei sagte sie, sie habe ihren Sohn schützen wollen vor Christian L. Der aber habe sie bedroht, in der Hand gehabt. Wie? Das wird nicht klar.

"Womit haben Sie sie bedroht?", fragt der Vorsitzende Richter Stefan Bürgelin den Angeklagten. "Dass ich sie sonst verlassen würde", sagt Christian L. Etwa als es um den Missbrauch des Mädchens ging: "Anfangs wollte sie mir das ausreden." Aber dann habe sie lieber mitgemacht, als ihn zu verlieren. "Das war der Punkt."

Bei Berrin T.s Aussage ist die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Vieles, was über sie zu erfahren ist, hat Christian L. berichtet. Ein Mann, der auf sein Äußeres achtet, sorgfältig gestutzter Bart, gegeltes Haar. Er hat ausgepackt, detailreich, in geschäftsmäßigem Ton, er hat sich nicht geschont.

Auf einer Leinwand im Gerichtssaal sieht man ihn bei der Tatortbegehung. Übergriffe fanden im Kinderzimmer statt, am Rand eines Feldes, in Ferienwohnungen, im weißen Twingo eines Freiers. Im Wald vergewaltigten sie den Jungen gemeinsam mit einem Kumpel, den Christian L. aus dem therapeutischen Sexualstrafäter-Vollzug kannte. Beflissen führt Christian L. die Beamten zu einem Baumstamm und beschreibt, was er mit dem Kind dort tat, während dessen Mutter danebenstand und ihn anfeuerte.

In allen Punkten bestätigt er die Anklage. Nur Berrin T.s Rolle, wie sie die Staatsanwältin beschrieben hat – so aktiv – das will er nicht stehen lassen: Ja, sie habe von allem gewusst und sich auch beteiligt. Und wenn er ein neues Video brauchte, für die eigene Lust oder als Porno-Tauschware im Darknet, habe sie es geliefert.

"Aber ich war die treibende Kraft", sagt Christian L. "Ich bin der Haupttäter, keine Frage." Es sei "schlimm, dass die Frau T. jetzt hier sitzt und alles verloren hat, wegen mir".

Das kann das Gericht glauben, muss es aber nicht.

Eine Treppe führt ins Obergeschoss eines Bahnhofs in Zürich, zu Forio, dem Forensischen Institut Ostschweiz. Sexualstraftäter finden hier Beratung und Therapie. Monika Egli-Alge, die Gründerin, arbeitet auch mit Frauen. Als Rechtspsychologin hat sie schon viele begutachtet.

Die Frau als Komplizin sei ein gut belegtes Muster bei Sexualstraftäterinnen, in etwa einem Drittel aller Fälle begehen Frauen die Delikte gemeinsam mit einem männlichen Partner, sagt Egli-Alge. "Dass Frauen nur aus Hörigkeit daran teilnehmen, ist ein typisch männliches Klischee." Aber auch manchen Feministinnen falle es bis heute schwer zu akzeptieren, dass Frauen nicht immer nur Opfer seien.

Egli-Alge erinnert sich an eine Klientin, Single, schön, gebildet, Ende dreißig. Das Gericht hatte sie zu ihr geschickt: "Sie war in eine Art Sekte geraten, alles drehte sich um sexuelle Befreiung." Die Frau zwang einen ihrer kleinen Söhne zuzuschauen, wie sie sich befriedigte. Er musste sie manuell und oral befriedigen, ihr Dildos einführen. Bilder davon schickte sie an den Sektenguru. "Es war nicht ihre Idee, aber sie fand diese Spiele sexuell hoch erregend. Fünf Jahre lang ging es so. Inwiefern das pädophil war oder eine Folge sexueller Enthemmung, konnten wir nie klären."

Die Frau wurde zu einer Bewährungsstrafe verurteilt. Bei einem Mann als Täter wäre das Urteil wohl kaum so milde ausgefallen. "Die Mutterschaft verstärkt den Heiligenschein der Frau", sagt Egli-Alge. "Bei Vätern haben wir es eingepreist, nach dem Motto: Männer tun's, Frauen nicht und Mütter schon gar nicht."

Und was ist mit der angeborenen Mutterliebe? "Die gibt es nicht", sagt Egli-Alge. "Was es gibt, ist die gesetzliche Fürsorgepflicht. Mit dem Muttermythos müssen wir aufräumen."

Eine sexualisierte Beziehung zum eigenen Kind könne sich früh entwickeln: "Da ist so viel Nacktheit, eine intime Welt zwischen Säugling, Kleinkind und Mutter. Mütter wickeln und waschen, säubern die Geschlechtsteile von Babys, müssen am winzigen Penis die Vorhaut zurückziehen." Viele Übergriffe spielten sich in einer Phase ab, die sich der Erinnerung entzieht. "Wer soll später Klage erheben? Die betroffene Person bestimmt nicht."

Experten gehen davon aus, dass bei männlichen Tätern bis zu 90 Prozent aller Taten unentdeckt bleiben. Bei Frauen dürfte der Anteil noch deutlich größer sein.

Die Gründe dafür sind vielfältig: "Wenn Sie einen Mann mit erigiertem Glied am Wickeltisch oder beim Duschen mit einem Kind beobachten, geht der Alarm an", sagt Egli-Alge. Bei einer Frau falle es äußerlich nicht auf, wenn sich bei der Pflege des Kindes mehr abspiele als Fürsorge. Nicht zufällig seien entsprechende Erinnerungen von Missbrauchsopfern aus Heimen oft an Reinigungsrituale gekoppelt.

Bei den Opfern selbst rühre es an ein machtvolleres Tabu, von einer Frau missbraucht worden zu sein, womöglich von der eigenen Mutter: "Es ist extrem schamhaft." Auch könnten die kindlichen Opfer die Grenzverletzung oft nicht als solche erkennen. "Frauen machen das sehr subtil. Das Opfer denkt dann, das ist okay, das machen Erwachsene mit Kindern."

Ältere Jungen, die zum Opfer einer sexuell übergriffigen Frau würden, könnten sich das schwer eingestehen. "Sie sagen dann eher: Ich wollte das." Der Missbrauch werde umgedeutet als Männertraum, von einer reifen Frau in die Sexualität eingeführt zu werden. Filme wie "Reifeprüfung" oder Bernhard Schlinks Roman "Der Vorleser" illustrieren dieses sogenannte Lover-Teacher-Schema.

Liebe sei ein weiterer Grund dafür, weshalb Taten besonders oft verborgen blieben, wenn eine Mutter die Täterin ist – die Liebe des Kindes.

Das wird auch im Freiburger Fall sichtbar: Eine Polizeibeamtin, die den Kontakt zu Berrin T.s Sohn hält, berichtet, anfangs habe der Junge geweint und zurück zu seiner Mama gewollt. Mittlerweile frage er nicht mehr nach ihr. Aber gegen sie aussagen wolle er auf keinen Fall.

Eine Szene aus Novaks Anklage illustriert die Loyalität des missbrauchten Kindes. Festgehalten wurde sie von Kameras, die ein Freier aus der Schweiz am Tatort installierte. Mit Christian L. hatte der Mann eine Art Drehbuch entwickelt:

L. lässt sich von dem Jungen, den Berrin T. ihm zu einer Bank am Waldrand gebracht hat, oral befriedigen. Nach einer Weile springt der Schweizer verabredungsgemäß im Overall aus dem Gebüsch und gibt sich als Polizist aus, der den Jungen erwischt. "Du bist doch Papas kleine Hure?", fragt er. "Manchmal", antwortet das Kind.

"Liebst du Schwänze?" – "Eigentlich nicht", er werde dazu gezwungen. "Und deine Mutter?" – "Die hat damit nichts zu tun", versichert das Kind. "Die macht mir was Gutes zu essen, die deckt mir immer die Bettsachen auf. Sie weiß Bescheid, aber eigentlich hat sie damit nichts zu tun, das ist wirklich die Wahrheit."

Da droht der angebliche Polizist, er werde das Kind ins Heim stecken und die Mutter ins Gefängnis; das könne der Junge noch abwenden, indem er ihn befriedige.

Dazu die Anklage: "Vor diese Wahl gestellt, fand sich der Junge bereit, an Jürgen W. den Oralverkehr zu vollziehen."

Ein Foto liegt auf dem Richtertisch, es hing in Berrin T.s vermülltem Wohnzimmer: Berrin T. und Christian L. mit dem Kind auf einer Wasserrutsche im Europapark Rust. Mit dabei: Javier G.-D., ein Spanier. Er hatte den Ausflug spendiert und bereits Tausende Euro für den Jungen bezahlt, bei mehreren Besuchen. Das Kind nannte ihn "Onkel Luke".

Dass auch Männer an das Kind herandurften, die kaum zahlten, habe Berrin T. gewurmt, berichtet Christian L. "Sie wollte, dass nur noch der Spanier kommt." Vor der ersten Begegnung mit ihm weinte der Junge. Da habe Berrin T. ihn zurechtgewiesen, er solle sich nicht so anstellen. "Und dass es da um sehr viel Geld geht."

"Wie war denn sonst ihr Verhältnis zu dem Jungen?", erkundigt sich der Vorsitzende. "Sie war mit ihm überfordert", sagt Christian L. Das Kind habe die Nähe der Mutter gesucht, sie umarmt, aber sie habe ihn immer in sein Zimmer geschickt, ihm keine Liebe gezeigt.

Ihn hingegen habe Berrin T. bedient und bemuttert: "Wenn ich einen Kaffee wollte, ist sie gerannt." Als das Familiengericht L. verbot, ihre Wohnung zu betreten, ließ sie ihm mit dem Taxi Essen bringen. Geld genug war ja da.

In den Akten findet sich ein Chatverkehr, darin bringt Christian L. Berrin T. dazu, ihm Zugang zu der dreijährigen Tochter einer Bekannten zu verschaffen, auf die Berrin T. gelegentlich aufpasste.

Anfangs schreibt sie über den geplanten Missbrauch: "Sehen will ich das nicht, und meiner (*ihr Sohn* –Red.) ist tabu." Dann: "Ich mach das nur für dich. Hast du gedacht, dass mal jemand so hinter dir steht?" Am Ende vergeht sie sich laut Anklage als

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Erste an dem weinenden Kind, damit er es leichter hat. Sie schreibt ihm: "Hey, pass morgen auf, dass man an der Kleinen äußerlich nichts sieht, an den Händen oder so."

Die Staatsanwältin zweifelt an Berrin T.s Opfergeschichte: Wenn es stimmt, dass sie alles nur unter dem Druck ihres Lebensgefährten tat, fragt Novak, warum sieht man sie dann in den Videoausschnitten so mitleidlos agieren? "Wir erkennen bei ihr keinerlei Empathie", hält die Staatsanwältin Christian L. vor. "Sie sieht doch, wie das Mädchen weint, als sie es vorbereitet auf den Analverkehr mit Ihnen, und wie sie es Ihnen dann überlässt, mit Handschellen."

In einem anderen Video sieht man Berrin T.s Sohn an Händen und Füßen ans Bett gefesselt, die Augen verbunden, sie macht sich mit einem Dildo an seinem Genitalbereich zu schaffen, beschimpft ihn mit despektierlichen Worten, er weint, sagt, es tue ihm weh. Da fährt sie ihn an: "Halt den Mund."

"Gab es Drehbücher für diese Übergriffe?", will Novak wissen. Christian L. nickt. Er habe ihr geschrieben, was sie tun und mit welchen Worten genau sie das Kind dabei beschimpfen sollte. "Aber ›Halt den Mund‹ war nicht von mir vorgegeben."

Die Frage ist, wie viel Eigeninitiative sonst noch von Berrin T. ausging.

Christian L. hat vor Gericht den Verdacht geäußert, er sei womöglich nicht der Erste gewesen, der das Kind missbrauchte.

"Sie haben auch mal gesagt, sie hätte selbst Interesse gehabt, das auszuprobieren", erkundigt sich die Anwältin des Jungen. "Halten Sie daran fest?" – "Das hat sie so gesagt, aber wahrscheinlich nur, um mir zu imponieren."

Christian L. zufolge war Berrin T. erst von 2016 an aktiv am Missbrauch ihres Kindes beteiligt. Auf ihrem Handy fand die Polizei ein Video, auf dem der nackte Unterleib des Kindes zu sehen ist und eine weibliche Hand in Aktion, mit den Ringen von Berrin T., Zeitstempel: Mai 2015.

Christian L. wirkt irritiert: "Das Video kenne ich nicht."

Wegen eines anderen Videos, das wieder Berrin T. mit dem Jungen zeigt, bittet der Vorsitzende Richter einen Ermittler um seine Einschätzung: "Ich meine vom

Hören her, dass sie zum Orgasmus kommt vor dem Kind", sagt der Richter. Der Ermittler teilt den Eindruck.

Und Christian L.? An seinem Platz auf der Anklagebank sieht man ihn unwillkürlich nicken.

Berrin T. schweigt dazu.

An der Universität Regensburg läuft noch die Auswertung von Daten aus dem "Mikado"-Projekt zur Erforschung des sexuellen Kindesmissbrauchs im Dunkelfeld, im Zentrum die Frage, wie man solche Straftaten verhindern kann. Mehr als ein Dutzend Studien flossen hier bis 2015 zusammen, beauftragt und gefördert vom Bundesfamilienministerium. Keine einzige davon beschäftigt sich explizit mit Täterinnen. Das habe auch ökonomische Gründe, sagt Studienleiterin Janina Neutze: Männer sind leichter zu beforschen, sie werden öfter Täter, tauchen eher auf bei der Justiz und in den Beratungsstellen.

"Als Forscherin finde ich das hoch bedauerlich, auch für die betroffenen Opfer", sagt die Psychologin. Einerseits fühlten diese sich doppelt stigmatisiert: missbraucht und noch dazu von einer Frau – keine gute Voraussetzung, sich zu offenbaren. "Zudem schätzen wir womöglich die Gefahr, die von Frauen ausgeht, und auch das Rückfallrisiko falsch ein, wenn wir es mit Instrumenten bewerten, die an männlichen Probanden entwickelt wurden."

Der Ulmer Kinder- und Jugendpsychiater Jörg Fegert, Mitglied im Fachbeirat des Unabhängigen Beauftragten zu Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs, sieht noch einen anderen Grund für die dünne Forschungslage: "Es ist ein Tabu im Tabu."

Bestes Beispiel: Als die katholische Kirche Forschungsaufträge zum Missbrauch durch Ordensleute und Priester vergab, waren Frauenorden ausdrücklich nicht eingeschlossen. "Dabei waren Geschichten über Nonnen und Schwestern bekannt."

Auch Mädchen seien keineswegs immer nur Opfer: "Bei unseren Befragungen in Internaten und Heimen stellte sich heraus, dass hinter 13 Prozent aller Übergriffe Täterinnen steckten, meistens Gleichaltrige", sagt Fegert. "Das hat uns doch erstaunt."

Da ist er wieder, der blinde Fleck.

Als Pionierin beschäftigte sich die Londoner Analytikerin Estela Welldon mit gewalttätigen, sexuell aggressiven Frauen. Die Möglichkeit weiblicher Perversion, so ihr Befund, sei vernachlässigt worden, auch von der Psychoanalyse. Eine Folge männlicher Perspektiven: "Sie glauben nicht, dass eine Frau Sexualstraftaten begehen kann, weil sie keinen Penis hat."

Tatsächlich, so Welldon, richteten Frauen, anders als Männer, perverse Aktionen eher gegen sich selbst – Selbstverletzung, Promiskuität, Essstörungen – oder gegen etwas, das sie als Verlängerung ihres Selbst wahrnahmen: ihre Kinder.

Männern erscheine das widernatürlich; eine "normale" Frau würde einfach keinem Kind wehtun wollen. Entsprechend mache man männlichen Zwang oder psychische Krankheiten verantwortlich, wenn Mütter oder Frauen in "mütterlichen" Berufen Kindern, die sie eigentlich behüten sollen, schweren Schaden zufügen.

"Zu akzeptieren, dass manche Frauen willentlich und absichtsvoll Kinder missbrauchen, ist eine Herausforderung an die Genderrollen", schreibt Welldon in ihrem Standardwerk "Die Perversionen der Frau", Erscheinungsjahr 1988.

Seither stammt das meiste Wissen über Missbrauchstäterinnen aus dem angelsächsischen Sprachraum, die Forschung dort ist offener. Eine US-Studie beispielsweise untersuchte die Kindheit von 47 verurteilten Frauen. Viele stammten aus schwierigen Verhältnissen und waren als Mädchen vernachlässigt oder misshandelt worden. Jede zweite war selbst als Kind sexuell missbraucht worden. Je schwerer diese Erfahrungen wogen, desto jünger waren später die Opfer der Frauen gewesen.

Andere Studien weisen auf zahlreiche psychische Auffälligkeiten: eingeschränkte Intelligenz, Persönlichkeitsstörungen, Drogenprobleme. Manche Frauen glauben, dass Kinder Sexualität mit Erwachsenen genießen könnten. Anderen geht es um Macht und Kontrolle, um sexuelle Erregung oder auch schlicht um Geld.

Genau wie bei männlichen Tätern.

Und die Unterschiede? Männer vergehen sich in bis zu 90 Prozent der Fälle an Mädchen, Frauen an Mädchen und Jungen etwa gleichermaßen. Nahezu doppelt so häufig wie Männer missbrauchen Frauen zudem ihre leiblichen Kinder oder Kinder, die ihnen zur Betreuung anvertraut waren.

"Wenn es einen Ort gibt, an dem Sexualstraftäterinnen auftauchen müssten", sagt Peer Briken, "dann eigentlich bei uns." Briken ist Direktor des Instituts für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie der Uniklinik Hamburg-Eppendorf. Bundesweit begutachtet er Menschen, die Sexualstraftaten begangen haben. Frauen sind kaum darunter. "Wir wissen nicht, wer sie sind, aber es muss sie geben."

Briken sitzt auch in der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs. "Dort erzählen uns Betroffene, wie sie als Kinder auch von übergriffigen Frauen gequält und getriezt wurden, durchaus auch gewalttätig und brutal." Noch immer werde ihnen oft nicht geglaubt. Und noch immer gebe es Klischees, wonach es nicht so schlimm sei, von einer Frau missbraucht zu werden.

Auch wenn eine Frau die Tat gemeinsam mit einem Mann begehe, sagt Briken, sei die Frage nach ihren Motiven nicht hinfällig: Ist sie so bedürftig und abhängig, dass sie den Mann nicht verlieren will und dafür das Kind opfert? Oder besteht die Lust in der Unterwerfung unter den Mann? Oder trifft ihre eigene Lust beim Partner auf etwas Passendes? "Eigene sadistische oder masochistische Interessen können sich mit pädosexuellen Interessen mischen", sagt Briken. "Warum sollte das bei Frauen anders sein als bei Männern?"

In Berlin stand vor Jahren ein Paar vor Gericht, die beiden hatten den siebenjährigen Sohn der Frau missbraucht. Die Anklageschrift las sich wie der Leistungskatalog eines Sado-Maso-Fetisch-Klubs, alles übertrugen die beiden bedenkenlos auf das Kind. Einem Gutachter gab die Frau Einblick: Unter Tränen sagte sie, sie frage sich, wie sie das habe tun können. Aber sie sei ihrem Freund hörig gewesen, ihr Sohn wiederum sei ihr ergeben gewesen und habe getan, was sie von ihm verlangte. Die Frau sah ihrem Freund beim Analverkehr mit dem Kind zu. Sie selbst brachte ihren Sohn mehrfach dazu, sie mit der Faust zu penetrieren. Das habe sie erregt, gestand sie. Und dass sie noch immer mit diesen Fantasien masturbiere.

"Man kann durchaus Lust empfinden bei etwas, das man moralisch verurteilt und schrecklich findet", sagt Briken. "Vielen pädophilen Menschen geht das ja so."

In all den Jahren, so erinnert er sich, seien nur sehr wenige Frauen zu ihm gekommen, die Rat suchten, weil sie sich sexuell für Kinder interessierten. "Sie wollten

wissen: Ist das Pädophilie? Warum bin ich so? Wie soll ich damit leben? Was ist, wenn meine Freundinnen Kinder haben? Was ist mit meinem Familienwunsch?" Wenn so eine Frau den Weg in die Sexualambulanz finde, könne man davon ausgehen, dass sie kein Einzelfall ist, sagt Briken.

In Deutschland sollen sich schätzungsweise 250 000 Männer sexuell zu Kindern hingezogen fühlen. An sie richten sich die Kampagnen des bundesweiten Netzwerks "Kein Täter werden", mehr als 9500 Personen fanden dort schon Rat und Hilfe. Für Frauen gibt es nichts Vergleichbares.

Im Staufener Fall hat das Gericht den Heidelberger Psychiater Hartmut Pleines beauftragt, beide Angeklagten zu untersuchen: Sind sie schuldfähig? Wie hoch ist das Risiko, dass sie noch einmal derartige Taten begehen?

Christian L. bezeichnet sich als "bisexuell". Pleines hält ihn für pädophil. Dafür sprächen Fantasien, die er zu Papier brachte, Festplatten voll kinderpornografischem Material und die Zielstrebigkeit, mit der er Zugang zu Kindern suchte. Eine verbüßte Strafe, Therapie, Führungsaufsicht, Furcht vor Entdeckung, nichts konnte ihn vom Missbrauch abhalten. Dazu die sadistisch anmutenden Sexpraktiken mit dem Jungen. Christian L. gab zu, dass sie ihn erregten. Ein Grund mehr, ihn für gefährlich zu halten. Das extrem hohe Rückfallrisiko spreche für Sicherungsverwahrung.

Und Berrin T. – die Schattenfrau?

Schwer, etwas über ihr sexuelles Erleben zu sagen, sie äußert sich nicht dazu. Aber eine Pädophilie schließt der Gutachter bei ihr aus. "Die hätte sich viel früher zeigen müssen." Womöglich habe sie ein gewisses pädosexuelles Interesse – wie nicht wenige Menschen. Es habe bei Berrin T. "beträchtliche lustvolle Momente" gegeben. "Das sieht man in den Videos."

Aber nichts in ihrer Lebensgeschichte deute darauf hin, dass sie Derartiges tat, bevor sie Christian L. traf. Sie hatte sexuelle Beziehungen mit Männern, sei dafür auch mal im Swinger-Klub gewesen. "Vieles spricht dafür, dass sie das einfach mitgenommen hat, sei es, um die Beziehung zu erhalten, oder aus dem Wunsch heraus, das mal auszuprobieren."

Der Gutachter referiert eine Kindheit mit schwerem Start: Als sie drei Jahre alt ist, sterben nacheinander Berrin T.s Eltern. Sie kommt zur Großmutter, acht Jahre später stirbt auch diese. Fortan kümmert sich ihr zehn Jahre älterer Bruder. Berrin T. macht den Hauptschulabschluss. Nach einem freiwilligen sozialen Jahr arbeitet sie zeitweise im Pflegedienst. Mehrere Ehen gehen in die Brüche, aus der ersten stammt eine Tochter. Aus einer späteren geht der 2008 geborene Sohn hervor. In den vergangenen Jahren lebte sie von Hartz IV.

Berrin T. verfüge über eine eher niedrige Intelligenz, ein IQ von 67, aber das beeinträchtigt sie kaum in ihrer Lebensführung: "Sie hat Partnerschaften aufgebaut, kann auf Zeiten beruflicher Anpassung zurückblicken, hat mit Sozialleistungsbehörden und Vermietern gestritten." Nicht zuletzt habe sie "allen jugendamtlichen Interventionen getrotzt" und sei vor Gericht kompetent aufgetreten, als es darum ging, ihren Jungen wiederzubekommen.

Auch sei sie kein besonders nachgiebiger Mensch: "Hörigkeit passt nicht auf sie." Der Psychiater erinnert an die Aussage einer Richterin, im Verfahren gegen das Jugendamt habe Berrin T. "nicht gewirkt, als sei sie der Lautsprecher von Herrn L.". Und Christian L. – gefragt, was er denn an Berrin T. gemocht habe –, fiel spontan ein, es habe ihn beeindruckt, dass sie sich nichts habe gefallen lassen.

"In der Beziehung war Frau T. die Schwächere", stellt Pleines fest, "und sie war bereit, im Sinne des Beziehungserhalts den Sohn zu opfern." Aber nicht, weil sie von ihm so abhängig gewesen sei, sondern weil Normen und Werte für sie keine Rolle spielten. Berrin T. zeige kaum Verantwortung, sei antriebsschwach, egozentrisch. "Situationen, die bei anderen Emotionen wachrufen, verhalten bei ihr."

Den Jungen habe sie wie ihren Besitz betrachtet. "Ihn hat sie im Gespräch kein einziges Mal erwähnt", sagt der Gutachter. "Diese Gleichgültigkeit, Dickfelligkeit, Unberührbarkeit – so ist sie eben, aber das ist keine Krankheit, sondern eine Persönlichkeitsfehlentwicklung."

Die Staatsanwältin hatte zu Beginn des Verfahrens in den Raum gestellt, auch für Berrin T. komme die Sicherungsverwahrung infrage. Der Gutachter sieht es so: Was sie mit den Kindern tat, sei an die Begegnung mit Christian L. gekoppelt gewe-

sen. Wenn sie eines fernen Tages das Gefängnis verlassen könne, werde das Rückfallrisiko gering sein.

Berrin T. hört zu, zurückgelehnt hinter ihrem Verteidiger sieht man sie kaum. Am Ende von Pleines' Vortrag neigt sie sich nach vorn und sucht den Blick von Christian L. Sie sieht nicht unzufrieden aus.

Das Gericht muss nun entscheiden, was mit Berrin T. und Christian L. geschehen soll. Nach dem Vortrag des Gutachters wirkt Christian L. bedrückt. Seine Verteidigerin sagt, sich im Gericht noch einmal auf den Videos zu sehen, habe ihn härter getroffen als erwartet. Er wolle therapiert werden, er bitte selbst darum, dass gegen ihn Sicherungsverwahrung verhängt wird.

Und Berrin T.? Zeigt keine Reue. Sie hätte zur Aufklärung beitragen können, ihrem Kind die Schuldgefühle nehmen, die es haben wird, weil die Mama nun im Gefängnis sitzt. Das hat sie nicht getan. Ein Kriminalbeamter hatte berichtet, anders als ihr Partner habe Berrin T. Taten nur zugegeben, wenn sie erkannte, dass die Beamten schon davon wussten. Nach ihrer Verhaftung habe sie nicht ein einziges Mal nach ihrem Sohn gefragt. Sondern wie sie an Geld für Tabak kommen könne.

In ihrem Plädoyer hat Staatsanwältin Nikola Novak für Christian L. Sicherungsverwahrung gefordert, im Anschluss an dreizehneinhalb Jahre Gefängnis. Und für Berrin T.: vierzehneinhalb Jahre.

Am kommenden Dienstag soll das Urteil fallen.

Es wird eng

Bis 2050 könnten zehn Milliarden Menschen auf unserem Planeten leben. Was das für das westafrikanische Niger, aber auch für Europa bedeutet: Ein Report

Von Kathrin Schwarze-Reiter und Roland Preuss, Süddeutsche Zeitung, 2./3. Juni 2018

Ich habe nur vier“, sagt Salamatou Baubacan. Vier Kinder tauchen aus der kreisrunden Ziegelhütte auf, stellen sich neben ihre Mutter, blinzeln unter dem Strohdach in die vom Himmel sengende Mittagssonne. Vier Kinder, das klingt immer noch beachtlich für eine gerade 20-Jährige. Doch dann treten Kind Nummer fünf, Kind Nummer sechs und Kind Nummer sieben durch die Wellblechtür: Wenn Fremde, noch dazu Weiße, sie danach fragen, ist Salamatou Baubacan ihr Kinderreichtum ziemlich unangenehm. Sie verschweigt dann die Hälfte ihres Nachwuchses.

Tatsächlich hat die junge Frau aus Niger bereits acht Kinder auf die Welt gebracht, das erste starb noch im Mutterleib, die Jüngsten sind Zwillinge. Ihre Eltern hatten Salamatou Baubacan mit elf verheiratet, mit 13 wurde sie zum ersten Mal schwanger. Nach ihren eigenen Wünschen hat sie nie jemand gefragt. Inzwischen ist sie 20 und immer noch jung, ihr Mann ist schon 42. Salamatou Baubacan wird weitere Kinder bekommen: „Für uns gibt es keine Grenze. Inshallah, so Gott will, werden wir noch mehr Kinder bekommen.“ Verhüten? Kommt nicht infrage. Die Familie lebt im Landkreis Kollo, im ländlichen Niger gelten Kinder als Arbeitskräfte, Statussymbol und Altersversorger. Reich ist hier nicht, wer viel Geld sein eigen nennt. Reich ist, wer viele Kinder hat. Kinder verschaffen den Eltern Respekt.

Mütter mit sechs, neun oder 15 Kindern sind keine Seltenheit in dem westafrikanischen Staat. Niger ist das Land mit der weltweit höchsten Geburtenrate, eine Frau bekommt im Durchschnitt 7,3 Kinder. Niger ist ein Extrembeispiel, aber das Land steht dennoch stellvertretend für viele afrikanische Staaten südlich der Sahara:

Seine Bevölkerung wächst trotz hoher Kindersterblichkeit rasant, weit stärker als noch vor wenigen Jahren erwartet. Im Herbst haben die Vereinten Nationen (UN) ihre Vorhersagen, wie viele Menschen auf der Erde künftig leben werden, erneut korrigieren müssen, nach oben. Die Weltbevölkerung wird demnach bis 2050 um 2,2 Milliarden anwachsen, auf dann 9,8 Milliarden Menschen. Was dies im Zeitalter neuer und weltweiter Migrations- und Flüchtlingsbewegungen bedeutet, liegt auf der Hand – auf der Erde wird es enger werden. Auch in Europa.

Der Hauptgrund für das starke Bevölkerungswachstum liegt in Afrika. Derzeit leben etwa 1,25 Milliarden Menschen auf dem Kontinent. In zwölf Jahren werden es laut UN-Prognose 1,6 Milliarden sein, Mitte des Jahrhunderts 2,5 Milliarden – doppelt so viele wie heute. Es sind Menschen, die Schulen, Ärzte, Arbeitsplätze brauchen, Menschen, die Hoffnungen haben, eine Zukunft suchen. Im Nahen Osten sieht es nicht besser aus. Frauen im Irak, in Jemen oder in den Palästinensergebieten gebären im Durchschnitt vier Kinder. Das Bevölkerungswachstum auf Europas Nachbarkontinent Afrika und in der Nachbarregion Nahost ist dramatisch.

Die Entwicklung besorgt Politiker, Entwicklungshelfer, Gesundheits- und Bildungsexperten, Wissenschaftler. Wenn angesichts von Bevölkerungszunahme und Klimawandel die falschen Entscheidungen getroffen würden, „riskiert der Kontinent eine soziale und wirtschaftliche Katastrophe“, warnt das UN-Kinderhilfswerk Unicef. Angela Merkel sieht es ähnlich. Es gebe für die steigende Zahl der Afrikaner in vielen Regionen des Kontinents zu wenig Wirtschaftswachstum, sagte die Kanzlerin jüngst. Sie forderte: „Wir müssen uns zentral mit Afrika beschäftigen.“

Lange hatten Bevölkerungsexperten Zuversicht verbreitet, sie sahen erste Früchte von Fortschritt und Entwicklung. Je weiter die Staaten sich modernisieren, je wohlhabender sie werden, desto kleiner werden die Familien: Die Geburtenraten in vielen sich entwickelnden Ländern fielen. Auch dort, wo man es nicht vermutet hätte, in Indien, Brasilien oder Iran. Die Menschheit werde 2050 bei der Bevölkerungszahl mit neun Milliarden ihren Höhepunkt erreichen, hatte 2009 die Zeitschrift Economist geschrieben. 2018 erweist sich das als überholt.

„Das waren die Zeiten des Optimismus. Es gab lange die Hoffnung, dass alles gut wird“, sagt Reiner Klingholz, Direktor des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung. Er befürchtet: „Inzwischen muss man damit rechnen, dass die Menschheit erst gegen Ende des Jahrhunderts aufhört zu wachsen – womöglich später.“ Eher später, schätzen mittlerweile auch die UN. In Niger, wo heute etwa 21 Millionen Menschen leben, dürfte man im Jahr 2050 bei 66 Millionen angekommen sein. „Das geben die Ressourcen des Landes nicht her“, warnt Klingholz. „Die meisten müssen auswandern oder sie werden an Hunger oder durch Krankheiten sterben.“

Salamatou Baubacan kocht vor ihrer Hütte über einem Holzfeuer Reis, sie ahnt von all dem nichts, sie muss tagtäglich ihr schweres Leben leben. Der Boden ihres Grundstücks ist hart wie Stein, ihr Mann Hamidou und sie haben den Wüstensand festgestampft, eine Lehmmauer und einen Zaun aus Zweigen um den kleinen Hof mit der Hütte gebaut. In dieser Hütte leben die Familie. Das Ehepaar und die sieben Kinder teilen sich einen Raum von zehn Quadratmetern. Sie haben zwei große Betten und eine Kommode hineingezwängt, die Türen hängen schief in den Angeln. Zum Schlafen drängen sich fünf Kinder auf dem einem Bett, über der Matratze baumelt ein löchriges Moskitonetz, es bietet kaum Schutz gegen die Mücken, die Malaria übertragen. Die Eltern und die übrigen zwei Kinder schlafen in dem anderen Bett, sie müssen ganz ohne Netz auskommen.

Den Staub zusammenzukehren, der sich auf alles und jeden in der Hütte legt, wäre sinnlos. In der Sahelzone geht die Steppe nahtlos in die Sahara über, der Sand ist überall, dringt durch jede Ritze, bedeckt Haare, Haut und Kleider. Wegen der Versteppung lassen sich nur auf drei Prozent der endlosen Landschaften Nigers Getreide, Gemüse oder anderen Nutzpflanzen anbauen. Familie Baubacan hat dabei noch Glück – sie lebt nahe dem Fluss Niger. Der überspült in der Regenzeit die Felder. Hamidou Baubacan baut in den Auen Kartoffeln, Papayas und Reis an. Doch mit der kargen Ernte kann er die Familie kaum ernähren. Seit einigen Jahren setzt die Regenzeit verspätet ein, der Fluss bleibt länger trocken, die Pflanzen auf den Feldern verdorren, die Baubacans hungern. Ein Zwilling wog bei der Geburt gerade einmal 1500 Gramm, bei den Nachbarn starb ein Baby an Unterernährung.

Was sich Salamatou Baubacan wünscht? „Meine Kinder sollen ein gutes Leben haben und immer genug zu essen“, sagt sie. Wovon all ihre Kinder wirklich leben sollen, weiß sie nicht. Das Feld am Fluss kann nicht alle ernähren. „Vielleicht müssen meine Kinder woanders ihr Glück suchen.“ Die Bauersfrau hat gehört, dass das Leben außerhalb Nigers besser sein soll; sie verdrängt, dass sie ihre Kinder vielleicht in die Fremde schicken muss.

Afrika ist ein junger Kontinent, in Niger ist die Hälfte der Einwohner 15 oder weniger Jahre alt. Das Land ist kein Einzelfall. Um allen Afrikanern Arbeit zu geben, müsste man auf dem Kontinent 20 Millionen zusätzliche Jobs schaffen, rechnet der Internationale Währungsfonds (IWF) vor – pro Jahr. Das wird nicht passieren. Viele afrikanische Staaten haben zwar ein beeindruckendes Wachstum hingelegt, doch die Bevölkerung wächst in einigen Ländern noch schneller. So steigt die Zahl der Armen wieder, in Nigeria, im Kongo, in Niger.

Armut herrscht in all diesen Staaten nicht nur auf dem Land, sie plagt auch Städte und Metropolen. In einem Hinterhof in Nigers Hauptstadt Niamey ducken sich zwei Verschläge an eine Hauswand, Holz und Pappe schützen notdürftig gegen die Güsse der Regenzeit, Hühner scharren auf dem Sandboden, ein Kind schreit. Omar, der Sohn von Hamidou und Rowkeiya Aboubacar, zieht seine Mutter am Ärmel. Die 30-Jährige löst Milchpulver in Wasser auf, gibt dem Zweijährigen zu trinken. Omar ist zu klein für sein Alter, der Bauch ist aufgebläht, er ist unterernährt.

Vor vier Jahren sind die Aboubacars aus einem Dorf im Süden in die Hauptstadt gezogen. „Es gab keine Arbeit, kaum Wasser, auf den Feldern wuchs nichts mehr“, sagt die Mutter. Ihnen blieb nur die Millionenstadt Niamey. Auch Omars Haut und Haare sind vom Sand verkrustet, die Mutter bekommt den Jungen mit der wässrigen Milch nicht satt, Tränen lösen Staub von seinen Wangen. Die Sahelzone wächst unaufhaltsam, die Sahara frisst sich nach Süden vor, bedingt durch den weltweiten Klimawandel. In Niger und damit mitten in der Sahelzone sind Klimawandel und Erderwärmung in voller Härte zu spüren. Hauptverantwortlich sind die Industrie- und Schwellenländer, die den Löwenanteil der Treibhausgase ausstoßen. Aber die Menschen in der Sahelzone tragen ihren Teil bei. Sie holzen die dünnen Steppenbüsche ab, schleppen sie zu Bündeln

verschnürt auf die Märkte, verkaufen sie als Feuerholz. Sie fördern so die Erosion durch Wind und Regen, machen der Wüste den Weg frei.

Zu den Plagen Hitze und Trockenheit kommen die Dschihadisten. Die Militanten von Boko Haram, Ansaru und al-Qaida legen Minen, entführen junge Mädchen und Ausländer, machen den Alltag gefährlich, die Regierung ist machtlos. Der Terror ist einer der Gründe, warum die Aboubacars in die Hauptstadt gezogen sind. Sie hatten Glück: „Mein Mann arbeitet als Hausmeister und Gärtner in einem Studentenheim. Wir haben im Hinterhof ein Zimmer und die zwei Verschläge“, sagt Rowkeiya. Auch wenn die Familie kaum etwas besitzt, geht es ihr in der Stadt besser als auf dem Land. „Hier müssen wir nicht um unsere Sicherheit fürchten. Und wir bekommen Lebensmittel.“

Ihr Dorf mag Rowkeiya Aboubacar verlassen haben, aus ihrem Heimatland würde sie nie weggehen. Sie liebt Niger. Neben Mutter, Vater und Sohn leben sechs Verwandte im Hinterhof. Der Neffe Amidou findet keinen Job, er ist ungeduldig und unzufrieden. Der 18 Jahre alte Elektriker glaubt, dass anderswo alles besser ist, dass er weit weg von seiner Heimat eine Chance hat: in Europa.

Wie Amidou denken, hoffen viele. Immer mehr junge Nigrer wollen weg, verlassen die Dörfer. Nigers demokratisch gewählter Präsident Mahamadou Issoufou hat ehrgeizige Entwicklungsziele, aber mit dem Versprechen einer besseren Zukunft allein kann er seine Bürger nicht aufhalten. Die suchen ihr Glück längst in südlichen Nachbarländern wie Nigeria, Ghana oder der Elfenbeinküste, arbeiten dort als Händler, Bauarbeiter oder Taxifahrer. Andere machen sich gleich auf den Weg nach Europa.

Das US-Institut Gallup befragt alle paar Jahre weltweit mehr als eine halbe Million Menschen, ob sie auswandern wollen. In den Staaten südlich der Sahara würde fast jeder dritte Erwachsene in ein anderes Land ziehen, wenn es möglich wäre. In Nordafrika und den Ländern des Nahen Ostens war es jeder fünfte. Als Wunschziel gaben die potenziellen Migranten am häufigsten die USA an. Und dann Deutschland.

Nicht jeder, der vom Auswandern träumt, macht sich auf. Grenzschützer, geldgierige Menschenschmuggler und die Angst vor dem Tod im Mittelmeer halten die

meisten am Ende ab. Trotzdem zeigt die Umfrage, wie viele Menschen sich aufmachen könnten. Ein Rechenbeispiel: Die UN erwarten, dass die Zahl der Afrikaner bis zum Jahr 2030 um rund 350 Millionen wachsen wird. Würde von ihnen, – wie derzeit – jeder Dritte auswandern wollen, wären dies 117 Millionen potenzielle Migranten. Wenn sich nur jeder Hundertste davon auf den Weg macht, wären dies fast 1,2 Millionen Menschen im Jahr – das sind so viele, wie Europa im Zuge der Flüchtlingskrise 2015 aufgenommen hat.

„Wir haben ein Migrationspotenzial in Millionenhöhe“, sagt Entwicklungsexperte Klingholz über Afrika. Ob der Ernstfall eintreten werde, könne niemand vorhersagen. Dies hänge auch davon ab, ob bevölkerungsreiche Länder wie Ägypten, Nigeria oder Äthiopien politisch wenigstens halbwegs stabil blieben. Doch die Migranten kommen jetzt schon. Alessandra Morelli, Beauftragte des UNHCR-Kommissariats für Flüchtlingsfragen in Westafrika, sagt: „Wer kann einen jungen Mann mit Hunger im Bauch und Ideen im Kopf aufhalten?“

Junge Männer mit Hunger im Bauch und dem Wunsch nach Zukunft gibt es Ungezählte. Wer sich einen Eindruck verschaffen will, kann in jedem beliebigen Dorf in Niger anhalten. Ein paar Kilometer von Salamatou Baubacans Hütte entfernt ist der Dorfälteste Hamidou Bonyamari so etwas wie Bürgermeister und Seelsorger in einer Person. Wer ihn nach der größten Familie in seinem kleinen Ort fragt, den führt er auf den Dorfplatz und bietet den Ehrenplatz auf einem Teppich an. Dann führt der ehemalige Olympiaboxer Männer mit drei Ehefrauen und 20 bis 30 Kindern herbei. Das ist nur ein Teil der Familie; die Kleinen bleiben im Dorf, die Größeren gehen in eine weit entfernte Schule oder arbeiten in der Stadt, einige andere sind ausgewandert. Eine komplette Großfamilie sieht man in Niger selten.

Der Fliegengewichtsboxer Bonyamari war selbst im Ausland, in Kanada, Russland und Frankreich, als Mitglied der nigrischen Olympiamannschaft. Wenn er den Nachbarn von seinen Auslandsreisen erzählt, wird die Fremde zum Wunderland. Für das Wunderland legen Familien Geld zusammen, damit eines der Kinder, oft der älteste

Sohn, es bis nach Europa schafft. Oder die jungen Männer leihen sich selbst das nötige Geld für die Reise, schmieren unterwegs Mittelsmänner, Schleuser, Polizisten, Grenzer. Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen in Niger liegt bei umgerechnet 850 Euro im Jahr, die Hälfte der Nigrer muss täglich mit weniger als zwei Euro auskommen.

Da bleibt nicht viel – außer der Hoffnung, dass der Älteste in Europa genug verdient, um die Angehörigen in der Heimat zu unterstützen und die Schulden abzubezahlen. Die meisten riskieren die gefährliche Reise auf den Routen über das westliche und zentrale Mittelmeer, landen in Italien, auf Malta oder in Spanien. 2008 kamen 46000 Menschen auf diesen Wegen, 2016 waren es schon gut 191000.

Auch wenn Ungezählte in der Wüste verdursten oder im Mittelmeer ertrinken – der Menschenstrom reißt nicht ab. Nur: Ist die bloße Zahl der Menschen in Afrika wirklich die Ursache des Problems? Oder geht es darum, Land, Nahrung und Reichtum gerechter zu verteilen? Das ist nicht nur eine ethische, sondern auch eine praktische Frage: Theoretisch kann die Erde weitere Milliarden Bewohner ernähren. Verstärken die Industrieländer durch Ausbeutung und Handelspraxis nicht Armut und Migration? Ist es anmaßend, wenn reiche Staaten, deren Bevölkerung während ihrer Entwicklungszeit rasant wuchs, heute die Menschen ärmerer Länder zur entschlossenen Verhütung drängen?

Naheliegender auch die Gegenfragen: Warum kümmern sich die Regierungen Afrikas und des Nahen Ostens so wenig um die Zukunft ihrer Bürger? Würde fairer Handel allein die allgegenwärtige Misswirtschaft und Korruption – und damit den Migrationsdruck – verringern? Wie realistisch ist es, dass die Bürger wohlhabender Staaten ihren Wohlstand teilen? Und am Ende die entscheidende Frage: Kann Europa der fatalen Entwicklung noch länger tatenlos zusehen?

Fest steht: Wenn die Bevölkerung weniger stark wächst, profitieren ein Land und seine Bürger. Das zeigen die Erfahrungen auf anderen Kontinenten, Wissenschaftler nennen dies die „demografische Dividende“. So lief es in Thailand und in einigen Staaten Südamerikas, etwa in Chile. Wie man zu kleineren Familien kommt, ist bekannt: Je höher die Überlebenschancen der ersten Kinder, desto weniger Babys

bringen Frauen später zur Welt. Je besser die staatliche Alterssicherung, desto weniger sind die Menschen auf vielköpfigen Nachwuchs als Garanten der eigenen Altersvorsorge angewiesen. Je höher die Einkommen, desto mehr Wert legen Menschen auf Karriere, Kultur, Komfort. Voraussetzung ist nicht allein der Zugang zu Pille oder Kondom. Je mehr Bildung Mädchen und Frauen erhalten, desto weniger Kinder bekommen sie. „Bildung ist das wirkungsvollste Verhütungsmittel von allen“, sagt Bevölkerungsexperte Klingholz.

In der Humedica-Klinik im Bezirk Kollo reißt eine Krankenschwester die Schutzhülle eines Kondoms auf, zieht das Präservativ heraus und erklärt zwei jungen Müttern, wie man es dem Mann überstülpt. Dann spricht sie über Antibabypille und Dreimonatsinjektion. Die Frauen hören zu, sie kichern nicht, Verhütung ist für sie ein ernstes Thema. Beide wiegen ein Baby im Arm, ein älteres Kind schaut der Schulung gelangweilt zu. „Wir zeigen den Frauen bald nach der Geburt, wie sie verhüten können“, sagt Chefarzt Ribeira Da Sousa. „Viele nehmen an, dass sie nicht schwanger werden können, wenn sie stillen. Und dann kommen manchmal zwei Kinder innerhalb eines Jahres.“

Der Brasilianer kümmert sich seit 2015 um die Menschen im Kreis Kollo. In seiner Klinik werden Babys geboren, Kinder geimpft. Die meisten Patientinnen wählen eine Injektion oder die Pille, damit sie selbst die Verhütung in der Hand haben: So müssen sie ihre Männer nicht zum Verwenden des Kondoms drängen. „Im Bett hat noch immer der Mann das Sagen“, sagt der Arzt Da Sousa: „Will er nicht verhüten, passiert auch nichts.“

Für die Hälfte der Menschen in Niger bleiben Verhütungsmittel aber trotz aller Aufklärungskampagnen unerreichbar. Es gibt kaum Apotheken, und wenn es sie gibt, bleiben Antibabypille, Injektion und Kondom für die Bauern zu teuer, eine Monatspackung der Pille kostet umgerechnet 15 Cent. Da Sousas Klinik verteilt die Verhütungsmittel daher kostenlos. „Wenn wir jetzt nichts unternehmen, wird in Niger alles zusammenbrechen“, sagt der Mediziner. Denn zu viele Frauen verlassen sich weiter auf die traditionelle Methode: Sie zählen die Perlen einer Halskette. Eine rote Perle steht für den ersten Tag der Monatsblutung. Dann schiebt die Frau einen

schwarzen Gummiring weiter, Tag um Tag. Braune Perlen zeigen die sichere, weiße die unsicheren Tage an. So wird Verhütung zum Glücksspiel.

„Animas-Sutura“ versucht, wie Doktor Da Sousa, zu helfen. Das Hauptquartier der Organisation ist im Straßengewirr von Niamey schwer zu finden, am Eingang hängt kein Namensschild, es gab Drohungen. Animas-Sutura benennt sich nach dem traditionellen Wort für Schleier und Schutz. „Akzeptanz zu erlangen, war anfangs schwierig“, sagt Monika Franzke, die deutsche Beraterin, das Projekt wird von der deutschen KfW-Entwicklungsbank gefördert. Der Durchbruch kam dank schwergewichtiger Verbündeter. Die Ringer des Landes machten sich stark. In Niger ist das Ringen Nationalsport, die Champions werden verehrt wie anderswo Fußballer oder Rockstars. Wenn Meisterschaften stattfinden, bilden sich Menschentrauben vor Straßencafes und Ständen, wo die raren TV-Geräte oft stehen. Mit dem Spruch „Foula anima na!“ („Der Hut ist mein bester Freund“) halten die Ringer Latexröllchen in die Kamera und werben mit ihrem Ruhm für Kondome als Schutz vor Aids und Mittel der Familienplanung.

Djibo Saadatou ist ein modernes Gesicht Nigers, das städtische, wohlhabende. Die Diplomantochter kehrte nach einer Kindheit in den USA und Frankreich vor zwölf Jahren zurück. Heute arbeitet sie als Koordinatorin für Erziehung und Bildung im SOS-Kinderdorf in Niamey. Die 114 Mädchen und Jungen wohnen je zu zehnt in einer Kinderdorf-Familie, Pflegemütter sorgen für sie, es gibt saubere Betten, Spielzeug, einen Fernseher und jeden Tag drei Mahlzeiten. Vor allem aber gibt es Schulbücher. Die Kinder lernen Französisch, Mathematik und Geschichte, werden in Literatur, Kunst und Ethik unterrichtet. Die Eltern sind häufig tot, gestorben an Aids oder Malaria. Andere Kinder wurden auf der Straße aufgelesen, die Mütter hatten sich aus Verzweiflung umgebracht. Saadatou sagt: „Bildung ist für mich der Schlüssel zur Zukunft Nigers.“

Niger hat das schlechteste Bildungsniveau der Welt. Nur knapp 23 Prozent der Männer zwischen 25 und 64 Jahren können laut Weltbank lesen und schreiben, bei den Frauen sind es acht Prozent. In der jüngeren Generation sieht es kaum besser aus. Welche Kraft Bildung als Voraussetzung für kleinere Familien und für Wohlstand

entfaltet, hat der Aufstieg asiatischer Boomländer wie Südkorea oder Taiwan gezeigt. Sie hatten in ihr Bildungssystem investiert. Inzwischen sind diese Staaten wohlhabend – und ihre Bürger spielen bei den Pisa-Studien vorn mit.

Niger ist das Gegenbeispiel. Frauen, die keine Schule besucht haben, bekommen im Durchschnitt noch immer mehr als sieben Kinder, zeigt eine Unesco-Studie. Haben die Frauen hingegen die ersten Klassen einer weiterführenden Schule abgeschlossen, bekommen sie vier, bei einem höheren Schulabschluss sogar nur noch drei Kinder. Derzeit besucht die Hälfte der jungen Nigrer zwischen sechs und 15 Jahren überhaupt keine Schule, 45 Prozent arbeiten bereits. Die Regierung hat die Schulpflicht bis 15 eingeführt, das Heiraten unter 16 verboten. Das wird nicht reichen: Um allen Bildung bieten zu können, müsste der Staat jedes Jahr 6000 Schulen bauen, heißt es in einer Analyse von Entwicklungsexperten.

Das Land kann die Last der nachwachsenden Generation nicht stemmen, andere Staaten müssen es unterstützen. Berlin etwa fördert digitale Projekte in Afrika, 100 Millionen Euro hat das Bundesentwicklungsministerium seit 2016 in die Initiative „Digital Africa“ investiert. Mit einem Klick steht die Welt offen, Kraft und Ideen der jungen Menschen bleiben aber im Land. Auch Mariama Mai Moussa ist in Niger geblieben: Sie ging zehn Jahre zur Schule, studierte Management in Niamey. Inzwischen arbeitet die 31-Jährige als Marketingleiterin bei der Fluggesellschaft Air Algérie und lebt in einem eigenen Apartment. Mariama Mai Moussa ist ledig, hat keine Kinder. In ihrem Alter ist das ungewöhnlich, die Leute tuscheln, sprechen darüber. Moussa trägt Jeans, modelt gelegentlich und hat einen britischen Freund, er kommt fünfmal im Jahr für Geschäfte ins Land. Sie sagt: „Niemand hat mir etwas zu sagen, ich selbst entscheide über mein Leben.“

Obwohl die Muslimin täglich betet, trägt sie selten Kopftuch. Zwischen ihre Augenbrauen und auf ihren Arm hat sich Mariama Mai Moussa die drei Ms ihres Namens tätowieren lassen: Ein Zeichen, dass sie an sich glaubt. Sie lebt ein Leben mit Klimaanlage, Auto und Club-Besuchen, bei ihr greifen Bildung und Wohlstand ineinander, sie steht für ein modernes Niger.

Trotzdem sieht es nicht danach aus, als würden Frauen wie die Kinderdorf-Frau Saadatou und die Airline-Mitarbeiterin Moussa von heute auf morgen zum Rollenmodell, als würde die Zwei-Kind-Familie in Niger bald Normalfall. Im Gegenteil: Vieles spricht dafür, dass selbst die jüngsten Bevölkerungsprognosen überholt sind. Ein Grund ist die US-Politik, Präsident Donald Trump hat jegliche Unterstützung für Hilfsorganisationen verboten, die Abtreibung zulassen. Abtreibung ist in Niger selten, sie wird heimlich vorgenommen, viele Frauen sterben. Trumps Verbotspolitik wird die Probleme dennoch verstärken. Der Bann liegt seit Januar 2017 über allen US-Fördertöpfen für Familienplanung, sie enthalten zusammen gut eine halbe Milliarde Dollar. Ebenso betroffen ist das Budget für weltweite Gesundheitshilfe, das sind weitere neun Milliarden Dollar. Da die USA weltweit mit Abstand der größte Geber für Familienplanung sind, geht den Organisationen das Geld aus. „Die USA haben die Mittel gestrichen, es dürfte dadurch wieder mehr Kinder geben“, sagt Renate Bähr, Geschäftsführerin der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung. Auch ihre Stiftung verliert Geld. „Durch das Fehlen von Aufklärung und Verhütungsmitteln wird es zu mehr Abtreibungen kommen.“

Aber selbst wenn der Wohlstand in Niger wächst oder gerade, weil er wächst: Die Entwicklung wird Unmengen Energie, Rohstoffe und Raum fressen, für Klimaanlage, Autos, Supermärkte. Die Wirtschaften der Entwicklungsländer müssten wachsen, ohne zu viel Ressourcen zu verbrauchen, und die Industrieländer müssten mit weniger Ressourcen auskommen als bisher. Wirtschaft und Verbrauch aber wachsen weltweit fast parallel, die Kurven weisen nach oben, bei Energie, Öl, Wasser. Die Internationale Energieagentur erwartet, dass der Energieverbrauch bis 2040 weltweit um weitere 30 Prozent wächst.

Es ist Wochenende. Mariama Mai Moussa, die Marketingleiterin bei Air Algérie, chattet mit ihren Freundinnen auf Facebook. Sie will Party machen. Die vier jungen Frauen wollen ins „Mooky“, einen der angesagtesten Clubs der Stadt, bekannt für seine Drinks und seinen Pool, in dem die Tanzenden sich zwischendrin abkühlen. Mariama Mai Moussas Lebensart ist westlich, vor dem Haus ihrer Familie, die in der Nachbarschaft lebt, stehen mehrere Limousinen. Mariama Mai Moussa schminkt ihre

Lippen rot, zieht die engste Jeans aus ihrem Schrank. Bevor sie die Party-Tour beginnt, entzündet sie in der Küche eine Handvoll Weihrauch. Das soll böse Geister abhalten.

Mal sehen, was der Abend so bringt. Aber Mariama Mai Moussa will mehr als nur einen Abend lang Spaß mit ihren besten Freundinnen im „Mooky“. Sie hat eine klare Vorstellung von ihrer Zukunft: Sie möchte in einem guten Job gutes Geld verdienen, in eine schönere Wohnung ziehen.

Und sie möchte eine Familie gründen. Und Kinder haben. Sie weiß auch schon, wie viele: zwei.

Irans Kehrtwende

Staatlich geforderte Familienplanung kann einiges bewegen, wie Iran zeigt. Nach der Islamischen Revolution 1979 schafften die neuen Herrscher alle bestehenden Verhütungsprogramme ab. Die Zahl der Geburten stieg zunächst auf im Durchschnitt fast sieben Kinder pro Frau. Doch wenige Jahre später vollzog das islamistische Regime eine Kehrtwende: Es propagierte Familienplanung. Mädchen gingen länger zur Schule, viele wechselten auf die Universitäten. Wachsender Wohlstand in Teilen der Bevölkerung entfaltete außerdem Wirkung: Seit Anfang 2000 bekommen Iranerinnen im Durchschnitt weniger als zwei Kinder – ein drastischer Rückgang in nicht einmal einer Generation.

Die Tendenz zur Kleinfamilie hat die Machthaber offenbar kalt erwischt. Weniger Söhne bedeuten auch weniger Soldaten und damit weniger militärische Macht. So gab die Führung das neue Ziel aus, die Bevölkerung müsse sich verdoppeln. Das Parlament verbot die Werbung für Verhütungsmittel sowie alle Medienberichte, die Geburtenkontrolle befürworten, Abtreibung wurde erschwert.

Bisher haben die Instrumente des Zwangs und der Zensur minimalen Effekt. Das zeigen zumindest die offiziellen Statistiken. Iranische Frauen bekommen nach wie vor weniger als zwei Kinder, es sind im Durchschnitt 1,8. „Das Haupthindernis, um ein

drittes Kind zu erreichen“, sei das Bildungsniveau der Eltern, stellten Forscher der Universität Hamdan vergangenen Sommer fest. Der Trend in der Islamischen Republik gehe eindeutig zur Kleinfamilie – trotz aller staatlichen Gegenmaßnahmen.

Das Land ist dennoch Beispiel dafür, wie lange der Bremsweg ist beim Versuch, das Bevölkerungswachstum zu steuern. Weil die Generation der jungen Erwachsenen deutlich größer ist als die vorhergehende Generation, weil trotz des Trends zur Kleinfamilie weit mehr Frauen mehr Kinder bekommen, wird die Bevölkerung weiter wachsen – von heute rund 80 Millionen auf 93 Millionen Mitte des Jahrhunderts. Vorausgesetzt, die Iranerinnen lassen sich von Sittenwächtern und den meist männlichen Politikern auch weiterhin nicht vorschreiben, wie viele Kinder sie zu gebären haben.

Chinas Einzelkinder

Der Bauch der Frau stand in der Volksrepublik China immer im Dienst der Partei. Nach der Machtübernahme 1949 trieb Mao Zedong die Chinesinnen an zum Gebären für die Nation. Als dann die Überbevölkerung drohte, verordnete Deng Xiaoping dem Land die „Ein-Kind-Politik“. Er ließ eine allmächtige Familienplanungsbürokratie errichten, die mehr als drei Jahrzehnte eines der größten und mitunter auch brutalsten sozialen Experimente am eigenen Volk vollzog. Zwangsabtreibungen, hohe Strafen und der Ausschluss illegal geborener Kinder von Schulen und Sozialleistungen brachten Leid über Millionen von Familien. Das Ergebnis? Eine Generation von Einzelkindern, die sagenhaft verwöhnt sind und auf die sich die extrem hohen Erwartungen von oft zwei Elternteilen und vier Großeltern konzentrieren. Eine rapide alternde Gesellschaft ohne nennenswertes soziales Netz, also eine schnell anschwellende Zahl von Rentnern, die von eben diesen Einzelkindern Unterstützung erwarten. Und eine Wirtschaft, der die Arbeitskräfte knapp werden. Der KP schwant seit Längerem, dass etwas schiefgelaufen ist. Im Herbst 2015 schon machte sie aus der Ein-Kind-Politik eine Zwei-Kind-Politik. Vor ein paar Tagen meldete die Nachrichtenagentur Bloomberg, Chinas Regierung erwäge nun, was chinesische Demografen seit vielen Jahren verlangen: die Abschaffung

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

jeglicher Beschränkungen auf die Kinderzahl. Die Regierung schätzte im letzten Jahr, dass 2030 jeder vierte Chinese älter sein wird als 60 Jahre, 2010 war es gerade mal jeder Achte. 2030 soll es dann 1,45 Milliarden Chinesen geben. Erst danach soll die Bevölkerungszahl sinken. Altern tun auch andere Gesellschaften, viele europäische Staaten etwa oder Japan. In diesen Ländern allerdings ist die Wirtschaftsleistung pro Kopf ein Vielfaches der Chinas, zudem haben sie einen gut ausgebauten Wohlfahrtsstaat. China aber wird alt, bevor es reich ist. Die KP versucht nun mit aller Macht, die Bürger zum Kinderkrieg zu bewegen. In der Stadt Yichang ermahnte sie Parteimitglieder, sie sollten sich als Patrioten „an die Front begeben“ – also schnellstmöglich fürs Vaterland ein zweites Kind in die Welt setzen.

„Das Wachstum ist beunruhigend“

Afrikanische Führer setzen Geburtenrate als Machtmittel ein

SZ: Europäische Regierungen kritisieren, dass die Bevölkerung in Afrika zu schnell wachse. Welchen Effekt haben solche Vorhaltungen?

Helmut Asche: Solche Kritik bewirkt fast immer, dass ein wohlgemeinter Rat nicht angenommen wird. Experten diskutieren deshalb schon seit Längerem darüber, ob man das Thema überhaupt direkt ansprechen soll. Politiker und Entwicklungsagenturen haben es lange Zeit gemieden. Lieber haben sie über Afrikas großartige Perspektiven geredet, über das „demografische Fenster“ oder die „demografische Dividende“, die Afrika auf Grund seiner enormen Anzahl junger Arbeitskräfte einstreichen könne.

Wie hält es denn die Bundesregierung?

Sie redet in ihrem Marshallplan für Afrika immer noch vom demografischen Wandel als „Herausforderung und Chance“. Das ist Politsprech und im Grunde Unfug. Das Bevölkerungswachstum in Afrika ist beunruhigend und nur noch Herausforderung. Das mit der Chance hat sich erledigt, bis auf einige wenige Sektoren und Länder.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Frankreichs Präsident Macron hat in Burkina Faso solchen Politsprech gemieden und unumwunden gesagt: „Sie haben überall Frauen, die sieben, acht oder neun Kinder bekommen. Sind Sie sicher, dass dies jedes Mal die Entscheidung dieser jungen Frauen war?“

Das war genau richtig. Macron hat den einzigen Weg gewählt, das Thema anzusprechen, ohne bevormundend zu sein. Er sagte, die Frau muss die Zahl der Kinder frei wählen können. Also schreiben nicht wir irgendjemandem vor, wie viele Kinder er oder sie zu haben hat, sondern afrikanische Frauen sollen dies selber bestimmen. Das war eine selten direkte und intelligente Ansprache.

Warum ist die Geburtenrate in Afrika überhaupt so hoch, was macht das Thema Familienplanung so heikel?

Das hat mehrere Gründe. Es gibt ein postkoloniales Trauma bei dem Thema. Man pocht auf nationale Selbstbestimmung, gerade bei der Fortpflanzung. Allerdings geht diese Art der Selbstbestimmung oft über die Köpfe der Frauen hinweg. Und es kommt noch etwas hinzu: Viele afrikanische Führer betrachten Bevölkerungswachstum als eine der wenigen Möglichkeiten, mit Industrieländern gleichzuziehen. Sie setzen Bevölkerungswachstum als Machtmittel ein, als Waffe im Ringen um Hegemonie in einer Region. Wir kennen diese Strategie aus dem Nahen Osten, etwa aus Palästina.

Was, außer kluge, direkte Fragen zu stellen, sollten westliche Politiker denn tun?

In Schulbildung für Mädchen investieren zum Beispiel, Mütter-Kind-Zentren aufbauen, die Frauen helfen, nach der Geburt nicht gleich wieder schwanger zu werden. Solche Projekte fördert auch die deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit. Entscheidend ist zudem, den Rückzug der USA unter Präsident Donald Trump aus dem UN-Bevölkerungsprogramm auszugleichen. Der Rückzug ist eine Katastrophe. Andere Staaten und Organisationen müssen jetzt viel Geld in die Hand nehmen, sonst könnten wir einen Rückschlag erleben bei den Anstrengungen zur Familienplanung.

Ist die Bundesregierung dazu bereit?

Meines Wissens kaum. Jedenfalls hat das Entwicklungsministerium daraus keine besondere Initiative gemacht, sondern verweist lediglich darauf, dass Entwicklungsmaßnahmen in vielen Bereichen auf Familienplanung in Afrika einwirkten.

Berlin investiert immerhin rund 50 Millionen Euro in Familienplanungsprojekte in Afrika.

Das sind gerade einmal 0,6 Prozent aus dem Etat des deutschen Entwicklungsministeriums. Das reicht sicher nicht.

Manche Experten behaupten, das rasante Bevölkerungswachstum in Afrika sei nicht das Problem. Die Reichtümer der Erde müssten nur geteilt werden und die Bürger der Industrieländer weniger verschwenderisch leben.

Schönes Argument. Aber Wohlstand zu teilen hilft allein nicht weiter. Das liefe darauf hinaus, dass die einen weiter produzieren und die anderen ewige Wohlstandsempfänger bleiben. Eine faire Handelspolitik des Nordens würde Afrika dagegen helfen, selbst mehr Industrien aufzubauen. Darum geht es im Kern: Arbeitsplätze für sehr viele Menschen zu schaffen.

Professor Helmut Asche, 66, arbeitet am Institut für Ethnologie und Afrikastudien der Uni Mainz. Früher hat er als Entwicklungshelfer und Regierungsberater in Afrika gelebt.

Das Recht des Stärkeren

Viele Angler ziehen Fische nicht mehr zum Essen aus dem Wasser, sondern nur zum Vergnügen. Jetzt stellen sich große Fragen: Was fühlen Fische? Und wie sollten Menschen mit Tieren umgehen?

Von Christoph Cadenbach, SZ-Magazin, 13.07.2018

Drei Stunden bevor er den größten Fisch seines bisherigen Anglerlebens in den Händen halten wird, sitzt ein Sohn neben seinem Vater in einem Land Rover Defender. Der Feldweg, über den sie schaukeln, ist zwischen meterhohen Bambussträuchern und anderem Gestrüpp kaum zu erkennen. Äste kratzen an den Scheiben, die Reifen knallen in Schlaglöcher. Dem Vater, fünfzigjährig, tropft der Schweiß von der Stirn auf die Bermudashorts und das T-Shirt, das sich über seinem Bauch spannt. Der Sohn schwitzt nicht. Er ist 16, durchtrainiert und trägt eine schwarze Sonnenbrille.

Für die beiden sind es die letzten Meter einer langen, kostspieligen Reise. Sie sind von Stuttgart – da wohnen sie in der Nähe – nach Barcelona geflogen und dann zwei Stunden mit einem Mietwagen nach Mequinenza gefahren, einem staubigen Dorf am Zusammenfluss des Rio Segre und des Rio Ebro. Dort haben sie ein Apartment in einem Anglercamp bezogen, sieben Nächte für knapp 800 Euro. Für den Führer, der den Defender steuert und die besten Angelplätze kennt, zahlen sie 175 Euro pro Tag.

Alles für einen Fisch.

Alles für ein Erlebnis, das den Sohn mit »Stolz« erfüllen wird, so wird er es formulieren, und andere sehr wütend machen würde, wenn sie es miterlebten. In Deutschland wurden der Sohn und sein Vater schon als Tierquäler beschimpft. Das, was sie hier vorhaben, ist in Deutschland sogar verboten. Sie haben deshalb darum gebeten, dass in diesem Artikel ihre Namen nicht auftauchen.

An der Stelle am Fluss, an der sie es heute probieren wollen, ist das Ufer matschig vom Regen der vergangenen Tage. Der Rio Segre ist zu einem braunen, schnellen Strom angeschwollen, abgerissene Äste treiben im Wasser. In der heißen Luft schwirren Sandfliegen. Der Führer paddelt in einem Kanu zur anderen Uferseite und legt dort, im Kehrwasser, die Köder aus. Es sind lebende Fische, Karauschen um die vierzig Zentimeter, eigentlich selbst schon ein guter Fang, denen er einen Haken durch die Lippen sticht. Im Wasser an der Angelschnur sind sie leichte Beute für den Räuber, der hier jagt. Wegen dieses Räubers kommen Angler aus ganz Europa – um wiederum ihn zu jagen. Der größte je gefangene soll 2,65 Meter lang gewesen sein.

»Beiß, beiß, beiß, beiß, beiß«, sagt der Vater in einem Ton, als würde er Enten anlocken.

»So ein Fisch wäre schon ein krasser Traum«, sagt sein Sohn.

Die beiden sitzen auf Campingstühlen und beobachten die vier Angelruten, die vor ihnen fast senkrecht in Metallständern fixiert sind. »Wann schafft man es schon mal, so viel Zeit miteinander zu verbringen?«, sagt der Vater. Als Servicetechniker im Maschinenbau ist er viel im Auto unterwegs, auf Montage. Schon sein Vater hat ihn mit zum Angeln genommen.

Hinter den kahlen Bergen auf der anderen Uferseite versinkt die Sonne, und als wenn dies ein geheimes Zeichen gewesen wäre, werden die Köderfische plötzlich nervös. Man sieht es am Zucken der Rutenspitzen. Man hört es am vereinzelt »Piep!« ... »Piep!« des elektronischen Bissanzeigers. Dann biegt sich eine der vier Ruten heftiger. Der Räuber hat den Köderfisch eingesaugt und lässt sich damit auf den Flussboden sinken.

»Pieeeeeeeep!«

Der Sohn springt aus seinem Campingstuhl, zerrt sich die Jacke vom Oberkörper und schmeißt sie auf den Boden.

»Warte noch!«, ruft sein Vater.

Wieder biegt sich die Rutenspitze. Wieder piepst der Bissanzeiger.

Der Sohn fasst die Angelrute mit beiden Händen, reißt sie zurück und lehnt sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Kraft am anderen Ende der Angelschnur, als würde er Tau ziehen.

»Kurbeln!«, ruft der Vater.

Der Kampf dauert etwa zehn Minuten. Kurz vor dem Ende bäumt sich der Räuber noch einmal auf und schlägt mit der Schwanzflosse aus dem flachen Uferwasser, ein Geräusch wie bei einem zu hoch angesetzten Ruderschlag. Dann greift der Führer mit seiner Hand, die von einem Handschuh geschützt wird, in das Maul des Räubers und zieht ihn an der Unterlippe auf eine schwarze Gummimatte an Land.

»Papa, mach ein Foto!« Die Stimme des Sohnes flackert. Vor ihm liegt ein Wels, so groß wie er selbst. Ein Fisch wie eine dicke, blinde Schlange: ein breites Maul, winzige Knopfaugen und ein langer, schwanzähnlicher Körper, am Rücken grau gezeichnet, der Bauch strahlend weiß.

Der Führer ruckelt den Haken ab, der in der Oberlippe des Welses steckt, und hilft dem Sohn, den Fisch auf den Arm zu heben. 1,75 Meter. Fotos werden gemacht. Dann legt der Sohn den Wels ins Wasser. Zwei, drei Sekunden, und der Wels schwimmt mit kräftigen Schwanzschlägen in die Tiefe.

Zurück bleiben ein glücklicher Sohn und sein Vater – und die Frage, ob es zu rechtfertigen ist, Fische nur zum Vergnügen zu angeln. Einen Fisch an einem Haken, der in seinem Maul steckt, aus seinem natürlichen Lebensraum zu ziehen, für ein Foto, ein Erlebnis, einen Schuss Adrenalin. Diese Frage berührt Grundsätzliches, denn am Ende geht es darum, wie Menschen mit Tieren umgehen wollen.

Die Angler finden sich hier in einem Konflikt wieder, der auch Bauern und Jäger beschäftigt, Wissenschaftler, die an Tieren forschen, und dazu jeden Fleischesser, Milchtrinker und Lederschuhträger. Dass Angler im Moment besonders im Fokus von Tierschützern stehen, hat damit zu tun, dass sich ihr Hobby verändert, zumindest das Bild davon, das in die Öffentlichkeit dringt. Früher begegnete man Anglern vielleicht am Strand im Ostseurlaub, heute trifft man sie auf Netflix in der Doku-Serie Chasing Monsters. Auf Youtube laufen Dutzende deutschsprachige Angelshows, manche Videos wurden hundert tausendfach geklickt. In den meisten dieser Formate halten Angler

riesige Fische in die Kameras und werfen sie anschließend lebendig ins Wasser zurück. Sie zeigen Angeln nicht als Nutztätigkeit, um abends einen Fisch in der Pfanne zu braten, sondern als Unterhaltung. Manchmal auch als einen Sport, einen doppelten Wettkampf: Mensch gegen Fisch. Und Mensch gegen Mensch: Wer fängt den Größten?

Man könnte sagen, dass das Angeln in Deutschland amerikanisiert wird. In den USA werden Angelwettkämpfe live im Sportfernsehen übertragen, wie Baseball oder Bullenreiten. Am Ende eines Wettkampftages, wenn die lebendigen Fische gewogen werden, geschieht das in einem Stadion vor Zehntausenden Zuschauern. Auch der Fachbegriff für das Angeln, bei dem es nicht um die Nahrungsbeschaffung geht, ist in Deutschland aus dem Englischen übernommen: »Catch and release« – fangen und freilassen.

In Deutschland haben mehr als 1,8 Millionen Menschen einen Fischereischein, die Zahlen steigen seit ein paar Jahren kontinuierlich. Eine wissenschaftliche Studie des Leibniz-Instituts ging schon 2002 von 3,3 Millionen Anglern aus (weil manche etwa nur im Auslandsurlaub angeln). Als Freizeitbeschäftigung ist Angeln demnach fast so beliebt wie Reiten (3,9 Millionen) und viel beliebter als Klettern (0,6 Millionen). Natürlich sieht nicht jeder der 3,3 Millionen Angler in seinem Hobby vor allem einen Unterhaltungssport. Aber der Eindruck, den man auf Youtube, Instagram, in Angelzeitschriften oder auf Angelmessen von der Entwicklung bekommt, deutet in diese Richtung.

Gleichzeitig hat sich der Blick auf den Fisch gewandelt, ist ernsthafter und emphatischer geworden. Fische gelten nicht mehr als gefühllose Wesen, zumindest nicht in den Augen von Tierschützern und vieler Wissenschaftler – und auch einiger Staatsanwälte und Richter. Deutsches Tierschutzgesetz, Paragraph 1: »Niemand darf einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen.« Das gilt auch für Fische. Was ein vernünftiger Grund ist, besagt das Gesetz nicht, aber Richter haben in Urteilen vor allem einen Grund festgeschrieben: den Verzehr.

In den vergangenen Monaten wurden viele prominente deutsche Angler angezeigt, weil sie in ihren Videos »Catch and release« praktiziert haben sollen. Die meisten Verfahren wurden eingestellt, einige Angler mussten dafür jedoch eine Geldauflage zahlen. Marten Laciny zum Beispiel, der für seine Musik unter dem Künstlernamen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Marteria bekannt ist: Er hatte sich dabei filmen lassen, wie er einen Karpfen fängt, mit dem Fisch posiert und ihn wieder ins Wasser setzt. Das Video sollte wohl eine PR-Aktion sein. Marteria zahlte 5000 Euro.

Ähnlich erging es dem ehemaligen Fußballnationalspieler Klaus Augenthaler, der in einem Fluss in Bayern drei Welse gefangen und sie nach ein paar Fotos zurückgesetzt hatte. Er berichtete einer Lokalzeitung von seinem Erfolg und bekam dann Post von der Polizei. Seine Geldauflage: 3000 Euro.

Verantwortlich für die meisten Anzeigen ist die Tierrechtsorganisation PETA, deren Juristen in »Catch and release« einen Weg gefunden haben, gegen Angler vorzugehen – ausgerechnet, weil sie Fische in dem Fall nicht töten.

Schon immer wurden geangelte Fische zurück ins Wasser gesetzt: weil sie zu klein waren (viele Fische müssen eine bestimmte Größe erreicht haben, ein Mindestmaß, ab dem man sie entnehmen darf); weil ein grätiger Hecht statt einem leckeren Zander gebissen hat; weil manche Angler gar keinen Fisch mögen. Rechtlich problematisch ist nur der letzte Grund: ein Angeln ohne Verwertungsabsicht. Das Spaß- und Sportangeln.

Der Vater und sein Sohn sind auch nach Spanien gereist, um sich nicht so viele Gedanken über diese komplizierte Lage in Deutschland machen zu müssen. Im warmen, futterreichen Wasser des Rio Segre finden Welse ideale Lebensbedingungen, und Angeln ist an manchen Stellen dort vieles erlaubt, was in Deutschland verboten ist: die Verwendung von lebenden Köderfischen – und »Catch and release«. Hier wird fast nie ein Wels getötet und gegessen.

Es ist der Tag nach dem 1,75-Meter-Wels. Vater und Sohn sitzen in der Mittagssonne am Steg ihres Angelcamps, um sie herum einige andere Gäste. Alle sprechen Deutsch, die meisten in breitem Dialekt. Der Chef des Camps ist ein 37-Jähriger aus Göppingen, der vor 16 Jahren nach Mequinenza ausgewandert ist. Seine 55 Betten seien fast das gesamte Jahr über ausgebucht, sagt er, obwohl es in der Umgebung etliche andere Camps gibt. Welsangeln verhält sich zum Durchschnittsangeln wie eine Mount-Everest-Besteigung zu einer lockeren Bergtour. Und Extremerlebnisse sind populär.

Das Zurücksetzen der Welse erklären manche Angler im Camp deshalb damit, dass andere die großen Fische ja auch noch fangen wollten. Besonders beliebte Fische tragen Namen, Schneewittchen zum Beispiel, ein Albinowels. Andere Angler meinen, dass gerade die großen Welse für den Nachwuchs wichtig seien: um die Population zu erhalten. Außerdem würden so alte Welse sowieso nicht mehr schmecken. Der Vater sagt: »Ein Wels kann achtzig Jahre alt werden, so alt wie ein Mensch.« Das Zurücksetzen gebe ihm das Gefühl, das Geschöpf zu ehren.

Es ist eine seltsame Beziehung zwischen Angler und Fisch. Dass sich Angler mittlerweile dafür rechtfertigen müssen und dass sich auch Nicht-Angler dafür interessieren, hat auch mit der Frage zu tun, ob Fische tatsächlich Gefühle haben. Vor allem: ob sie Schmerzen leiden.

Darauf eine Antwort zu finden, ist komplizierter, als die Frage klingt. Schmerz ist ein subjektives Gefühl. Ein Mensch kann sagen, ob ihm etwas wehtut, an welcher Stelle des Körpers, und wie sehr. Aber schon bei Affen oder Hunden wird es schwieriger. Ein Hund, dem man auf die Pfote tritt, quiekt laut auf, zieht den Schwanz ein, duckt sich, geht womöglich auf Distanz. Menschen interpretieren dieses Verhalten so, wie sie es von ihrer eigenen Spezies kennen: als Schmerz und als Angst davor, noch einmal getreten zu werden. Aber niemand weiß, was ein Hund wirklich fühlt. Oder ein Fisch.

Victoria Braithwaite versucht seit fast zwanzig Jahren, diese Frage zu klären. Die Biologin ist wohl die prominenteste Stimme auf Seiten der Wissenschaftler, die davon überzeugt sind, dass Fische Schmerzen empfinden.

Im März 2018 ist sie zu Besuch in Berlin und sitzt in einem der Konferenzräume des Wissenschaftskollegs. Eigentlich forscht Braithwaite, fünfzig Jahre alt, an der Pennsylvania State University. Den Fischen, die sie dort für ihre Experimente benutzt, versuche sie ein möglichst angenehmes Leben zu bereiten, erzählt sie. Normalerweise schwimmen Laborfische in schlichten Tanks. Bei ihr seien die Tanks mit Plastikpflanzen dekoriert.

Für ihre wichtigsten Studien hat sie Regenbogenforellen Bienengift oder Essigsäurelösung in die Lippen gespritzt. Die Studien wurden bereits 2003 veröffentlicht (unter dem Namen ihrer Postdoktorandin Lynne Sneddon), werden aber

bis heute immer wieder zitiert. Einige Forellen rieben sich nach der Injektion ihre Lippen am Beckenrand oder schaukelten hin und her – aus menschlicher Perspektive verständliche Reaktionen, die Tierschützer und Journalisten vermutlich auch deshalb besonders häufig aus den Studien herausgreifen. Schmerzempfinden ist jedoch ein mehrstufiger Prozess.

Fasst ein Mensch auf eine heiße Herdplatte oder tritt er auf einen spitzen Stein, werden diese Reize von Nervenendigungen wahrgenommen, die in der Haut liegen: den Nozizeptoren. Diese leiten die Informationen ins Rückenmark weiter, wo sie erstmals verarbeitet werden. Das Ergebnis: Der Mensch reißt blitzschnell die Hand von der Herdplatte oder zieht das Bein hoch. Diese Verhaltensänderungen sind Reflexe, Schmerzen erleidet der Mensch noch nicht. Dieses Gefühl setzt erst ein, wenn die Informationen im Gehirn verarbeitet worden sind, dort, wo Forscher das menschliche Bewusstsein verorten: in einem Teil der Großhirnrinde, dem Neokortex. Säugetiere haben eine Großhirnrinde, Fische nicht. Braithwaite geht davon aus, dass ein anderer Teil des Fischgehirns diese Bewusstwerdung leistet. In früheren Untersuchungen wies sie nach, dass Fische zur Nozizeption fähig sind, also zur bloßen Wahrnehmung eines Reizes. Das Lippenreiben und Schwanken der Regenbogenforellen könnten dadurch bedingte Reflexe sein, Reaktionen ohne Leiden.

Das für Braithwaite überzeugendste Argument für ein tatsächliches Schmerzerlebnis stammt aus einer ihrer anderen Studien. Wieder spritzte ihr Team Essigsäurelösung in die Lippen von Regenbogenforellen. Fünf Minuten nachdem diese ins Wasser zurückgesetzt worden waren, platzierten die Forscher Legosteine in die Becken. Forellen reagieren normalerweise mit einer Art Fluchtverhalten auf neue Objekte: Sie schwimmen weg, halten Abstand. Das taten die mit Essigsäure gereizten Forellen aber nicht. »Vielleicht weil sie mit ihrem Schmerz beschäftigt waren«, sagt Braithwaite. Wenn ein Mensch Kopfschmerzen habe, könne er sich auch nicht auf andere Dinge konzentrieren.

Braithwaite formuliert vorsichtig. Ihre Erkenntnisse seien bloß Interpretationen. Aber forellentypisch hätten sich eben nur jene Forellen verhalten, denen sie erst Essigsäurelösung und anschließend das Schmerzmittel Morphin gespritzt hatte. Sie sei

keine Gegnerin der Angler, sagt sie. Ihr Sohn angle, und sie selbst esse Fisch. Jedoch hat sie mit ihrer Forschung eine grundsätzliche Debatte angestoßen.

Jahrtausendlang haben sich die wenigsten Menschen Gedanken über das Gefühlsleben der Fische gemacht. Über diese kühlen, glitschigen, ausdrucksarmen und scheinbar stummen Kreaturen, die in einer verborgenen Welt leben. Mit Fischen lässt sich nicht schmusen wie mit einer Katze, sie umgarnen Menschen nicht wie ein Hund. Viele bezeichnen sich als Vegetarier, obwohl sie Fische essen. Und in den Kinderbüchern von Janosch angeln der Bär und der Tiger ganz selbstverständlich. Fische sind für sie wie Pilze: keine Geschwister im Tierreich, sondern Nahrungsmittel.

Der aktuelle Bestseller Was Fische wissen bezeichnet sie dagegen als »Cousins unter Wasser«. Der Autor Jonathan Balcombe ist Biologe, nach seinem Studium hat er eine Weile für PETA gearbeitet. Im Buch beschreibt er die Schmerzstudien von Braithwaite, bleibt aber nicht an der Wissenschaft kleben. Er sammelt Anekdoten, erzählt Geschichten: über Putzerfische, die ihre »Kunden streicheln«, um die »Kundenbeziehung« zu stärken. Über einen Purpur-Fahnenbarsch, der in einem Aquarium dabei beobachtet worden sei, wie er sich immer wieder von der Strömung einer Pumpe wie in einer »Wildwasserrutsche« herumwirbeln ließ. Aus »Spaß«, vermutet Balcombe. Er schreibt über Fische wie Peter Wohlleben über Bäume.

Fische kommunizierten miteinander, indem sie mit den Zähnen Geräusche produzieren oder Blasen aus ihrem Anus stoßen. Fische empfänden Lust, wie Haie, Muränen und Rochen, die dabei gefilmt wurden, wie sie sich von Tauchern kralen lassen – also eben doch schmusen. Fische seien kreativ, wie der Großzahn-Lippfisch, den ein Taucher im Pazifik dabei filmte, wie er eine Muschel aufsaugt, sie zu einem Stein bringt und mit schnellen Kopfbewegungen dagegenschleudert, um sie zu knacken.

Balcombe fragt: Wenn Fische zu alledem fähig sind, müssten wir sie dann nicht anders behandeln?

Die Carp+Cat Expo ist eine Messe für Karpfen- und Welsangler, und so ziemlich jeder Besucher würde wohl unterschreiben, dass Fische schlau sind, manchmal sogar schlauer als die Angler. An einem Samstag im Dezember 2017 sind rund 3000 Männer und wenige Frauen nach Hofheim-Wallau gekommen, um sich gegen diese Tatsache zu

wappnen. Die Messehalle ist flach wie ein Parkhaus, die Luft riecht streng wie in einer Zoohandlung. Das liegt vor allem an den Karpfenködern, die angeboten werden: fingerdicken, harten Kugeln, die bunt sind wie Ecstasy-Tabletten und aus verschiedenen Mehlen, Ölen, Farb- und Aromastoffen zusammengemischt werden – Banane, Tintenfisch, Vanille, Blaubeere. Man fragt sich, ob die Hersteller mehr den Geschmack der Karpfen oder den der Kunden im Sinn haben.

Ein paar Stände weiter werden ferngesteuerte Boote präsentiert, mit denen der Angler die Köder punktgenau in einem Gewässer platzieren kann. Die Boote sind mit einem Echolot ausgestattet, sodass man auf einem Bildschirm die Wassertiefe sowie Kanten oder Sandbänke erkennt – Orte, an denen Fische gerne fressen. Der Gesamtpreis: 2340 Euro. Ein anderer Aussteller bietet Kameras an, die der Angler an der gewählten Stelle ins Wasser lässt, um seinen Köder am Grund des Sees beobachten zu können, vom Ufer aus per Funkübertragung.

Angeln ist ein Geduldsspiel, in dem man eigentlich schlechte Karten hat. Der Angler wirft einen winzigen Köder in einen riesigen See, der Köder versinkt wie in einem schwarzen Loch. Manchen gefällt allein schon das, sie müssen nichts fangen, um am Abend glücklich nach Hause zu kommen. Andere versuchen, ihre Chancen zu verbessern, und daraus zieht die Angelindustrie ihren Umsatz – in Deutschland schätzungsweise fünf Milliarden Euro im Jahr.

Hinter dieser Summe verbirgt sich ein menschlicher Wesenszug: Der Angler will besser werden, so wie der Jogger durch seine Running-App. Will Kontrolle gewinnen über das schwarze Loch. Dann fängt der Angler vielleicht mehr Fische, als er essen könnte. Aber er sorgt sich auch um sie. Manche Karpfenangler behandeln die vom Haken durchstochenen Lippen ihrer Fänge mit Desinfektionsmittel, bevor sie die Fische zurück ins Wasser setzen. Die Matten, auf denen sie den Fischen an Land die Haken abnehmen, nennen sie »Bettchen«. Sie behandeln ihre Fänge nicht wie der Torero den Stier, eher wie der Reiter sein Pferd. Der Fisch als Freund.

Für den Wissenschaftler Robert Arlinghaus, den der Spiegel »Deutschlands ersten Angelprofessor« nannte, ist der Fisch dagegen immer ein Fisch geblieben. Der 42-Jährige forscht für das Berliner Leibniz-Institut für Gewässerökologie und Binnenfischerei und ist einer der bekanntesten Kritiker von Victoria Braithwaite. Aus

seinem Büro blickt man auf den Müggelsee, auf seinem Schreibtisch liegt ein Stofftierhecht. Arlinghaus spricht laut, fasst sich immer wieder an die Stirn, fährt sich durchs Haar. Obwohl er sich in der Debatte um den Fisch weniger Gefühle wünscht, kann er seine kaum verbergen.

Es gehe schon damit los, sagt er, dass Braithwaites Team die Fische narkotisierte, bevor sie ihnen Essigsäurelösung oder Bienengift in die Lippen spritzte, wegen des Tierwohls. Aber so könne niemand wissen, ob die Verhaltensänderungen womöglich auch auf die Narkose zurückzuführen sind.

Für Arlinghaus spricht vieles dagegen, dass Fische Schmerzen empfinden. Das Fehlen der Großhirnrinde vor allem. Außerdem sind einige Fische zur Nozizeption fähig, aber die Nervenbahnen, die dafür zuständig sind, unterscheiden sich von denen des Menschen. Schlägt sich ein Mensch mit einem Hammer auf die Daumenkuppe, spürt er im ersten Moment ein lokal begrenztes und schnell abklingendes Stechen. Dafür sind sogenannte A-delta-Fasern in den Nervenbahnen verantwortlich. Für den tiefen und quälenden Schmerz, der erst langsam anschwillt und dann den gesamten Daumen durchfährt, sind es sogenannte C-Fasern. Beim Menschen sitzen in den Nervenbahnen deutlich mehr C- als A-delta-Fasern. Beim Fisch, zumindest bei den Arten, die untersucht wurden, ist es umgekehrt.

Arlinghaus hat Fische beobachtet, deren Eingeweide aus einem Riss in der Flanke hingen und die dennoch fraßen. »Wenn sie tatsächlich so etwas wie Schmerzen spürten, sind sie unfassbar insensitiv«, sagt er.

Arlinghaus kennt viele Studien, in denen untersucht wurde, wie Fische reagieren, wenn sie gefangen und zurückgesetzt werden. Karpfen überleben die Prozedur fast immer, Welse auch. Sie sind gestresst, das kann man an der erhöhten Kortisolmenge in ihrem Blut messen, aber sie verhalten sich schnell wieder normal, wenn man die Haken schonend löst und die Fische dabei so kurz wie möglich der Luft aussetzt.

Wenn Tierschützer und auch Biologen wie Jonathan Balcombe den Fisch als Wesen beschreiben, das Lust, Spaß und Schmerz empfindet, machen sie aus dem Fisch einen Menschen. Sie schreiben ihm Gefühle zu, um Gefühle für den Fisch zu wecken. Für Arlinghaus sind das unlautere, weil unwissenschaftliche Mittel. »Man kann einfach

nicht aus dem Verhalten eines Fisches auf dessen emotionale Zustände schließen«, sagt er. Leute wie Balcombe wollten Menschen verbieten, Tiere zu nutzen. Arlinghaus geht das zu weit, hinter ihm an der Wand hängt ein Foto, das ihn mit einem dicken Karpfen im Arm zeigt. Er ist Angler.

Ein Fünftel der Menschen in Deutschland ist für ein Angelverbot. Das hat Arlinghaus in einer Umfrage ermittelt. Ein Fünftel ist eine Minderheit, aber die Studie hat auch gezeigt, dass viele der rund tausend Befragten keinen Bezug zum Angeln haben und deshalb unentschlossen antworteten. Ihre Meinung könnte schnell kippen.

Wie der Mensch mit dem Tier umgeht und wie die Gesellschaft das moralisch bewertet, ist sehr wandelbar. Auf die Entwicklung der Massentierhaltung waren die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg stolz, heute schämen sich viele dafür. Eine Petition wie für Chico, den Hund, der im April seinen Halter und dessen Mutter tobtiss, wäre vor dreißig Jahren nicht denkbar gewesen. Damals durfte man auch in Deutschland noch mit lebendem Köderfisch angeln (in Bayern zum Beispiel bis 1992). Arlinghaus spürt wohl, dass der Zeitgeist in Deutschland gerade nicht für sein Hobby ausschlägt. Victoria Braithwaite und er schätzen sich trotz ihrer fachlichen Differenzen. Sie wird bald seine Chefin am Leibniz-Institut, auch deshalb war sie im März in Berlin.

In seiner Umfrage hat Arlinghaus auch untersucht, woran das moralische Urteil gegenüber dem Angeln hängt. 62 Prozent der Befragten fanden es in Ordnung, dass Angler Fische fangen, um sie zu essen. Aber nur 33 Prozent wollten es akzeptieren, dass Angler sämtliche Fische zurücksetzen – wie beim Spaß- oder Sportangeln. Der moralische Blick deckt sich also mit dem geltenden Recht laut Tierschutzgesetz.

Der gute Angler fischt für die Bratpfanne, der schlechte fürs Vergnügen, so sehen das die meisten im Land des Billigfleischs. Viele wünschen sich einen natürlichen Kreislauf. Nur, was ist heutzutage noch natürlich?

Der Rheinsberger Rhin ist ein schmaler, kurviger Fluss in Brandenburg, der an diesem Apriltag in der Sonne glitzert. Das Ufergras wuchert frühlinggrün, am Himmel ziehen Schäfchenwolken vorüber, während Victor Eras sich auf den Knien ans Wasser schleicht wie ein Indianer in einem Western. Bloß nicht die Forellen verschrecken.

Mit schnellen und trotzdem behutsamen Bewegungen seiner Angelrute wirft er dann seinen Köder aus, eine Kunstfliege, die er knapp über dem Wasser durch die Luft sausen lässt, bis sie die Oberfläche berührt. Fliegenfischen ist eine gefühlvolle Kunst. Und die Angler, die dieser Kunst anhängen, zelebrieren die Natürlichkeit. Ein Echolot oder einen Lockstoff mit Vanillearoma würden sie nicht anfassen – und für viele gehört es zum guten Ton, ihren Fang auch zu verwerten.

Eras ist allerdings keiner dieser Puristen. Er fisch mit sämtlichen Methoden. In seinem Rucksack liegen eine Kamera und eine Drohne, mit der er sich manchmal filmt. Eras ist Deutschlands erfolgreichster Angler auf Youtube. Seinen Kanal »Ich geh' angeln« haben rund 120 000 Menschen abonniert. Manche Videos wurden mehr als 400 000 Mal abgespielt. Mit Eras kann man sich ebenso über besonders fängige Gummifische für das Zanderangeln unterhalten wie über Clickbaits, also Video-Überschriften, die besonders gut verfangen. Die klingen dann so: »Endlevel – Dieser Fisch ist unhaltbar! Was nun?« 144 000 Klicks. »Pure Gewalt – dieser Fisch eskaliert total!« 220 000 Klicks. Der Star seiner Filme ist aber nicht der Fisch, sondern Eras selbst: ein 36-jähriger Berliner, groß und gelassen, mit struppigem Bart, Kapuzenpulli und Käppi.

Zum Rheinsberger Rhin haben ihn zwei Freunde begleitet. Mit ihnen liefert er sich einen Wettstreit, wer die meisten Fische fängt. In fast allen seinen Videos geht es um diese Frage. Er zeigt keine Angeltricks, sondern erzählt Abenteuergeschichten über Jungs beim Kräftemessen. Augenzwinkernd, wie in einer Show von Stefan Raab. Die meisten Fische setzt er zurück. Heute will er sie jedoch mitnehmen und essen. Vielleicht, weil ein Reporter dabei ist. Vielleicht, weil ihm Forellen besser schmecken als Hechte und Karpfen, wie er sagt.

Auch Eras wurde wegen »Catch and release angezeigt. Was daraus geworden ist, möchte er nicht verraten. »Aber wenn ich ehrlich bin«, sagt er, »angele ich wegen des Drills, also wegen des Kampfs mit dem Fisch. Wegen der Herausforderung. Natürlich ist das egozentrisch, ich stelle mein Wohl über das des Fisches, aber das tut der Kochtopfangler auch.«

Eras hat Mathematik studiert, er wollte Lehrer werden, bevor er sein Geld als Angler verdiente (Youtube und Firmen, deren Angelgeräte er nutzt, bezahlen ihn). Die

Widersprüche und Selbstverteidigungsstrategien, mit denen er lebt, sind ihm bewusst. Ihm falle es zum Beispiel leichter, eine kleine Rotfeder zu töten als einen Meterhecht, sagt er. Und dass die Schmerzfrage nicht geklärt sei, helfe ihm, sein Hobby nicht in Frage stellen zu müssen.

Vielleicht verbirgt sich in der Debatte um »Catch and release« ein ähnliches Ausweichen. Wohl jeder, der gern Fisch isst, hat ein schlechtes Gewissen, wenn er an die Industrie denkt, die hinter dem Filet auf seinem Teller steckt. An die Schleppnetze und Ringwaden. Da kann es guttun, mit dem Finger auf vermeintlich noch Schlimmeres zu zeigen: Spaß- und Sportangeln – wer macht denn so was?

Aber niemand in Deutschland muss heutzutage Fisch essen, um zu überleben. Es ist ein Genuss. Genuss ist eine Form des Spaßes. Und natürlich greift auch jeder Aquariumsbesitzer in das Wohl seiner Fische ein.

Nach acht Stunden, als die Dämmerung den Tag beendet, gibt Eras auf, ohne auch nur eine einzige Forelle gefangen zu haben. Zu viele Angler seien heute am Fluss gewesen, sagt er, und hätten die Forellen verschreckt. Seine Augen wirken müde von der Konzentration, die ihm das Fliegenfischen abverlangt hat. Angeln bedeutet auch, die Natur intensiv wahrzunehmen. Auf dem Rückweg zum Auto durch einen lichten Kiefernwald erzählt einer der beiden Freunde von besseren Tagen – und ganz beiläufig, dass die Forellen hier oft verkümmerte Bauchflossen oder Wunden am Körper hätten, wegen der Betonbecken.

Wegen der Betonbecken?

Es ist so: Jedes Jahr Anfang April, kurz bevor die Angelsaison am Rheinsberger Rhin beginnt, wird der Fluss mit Forellen besetzt, damit die Angler etwas zu fangen haben. Dieses Jahr waren es etwa 5000 Fische, viele davon »mäßig«. Küchenfertig könnte man auch sagen. Ihr Leben hatten sie bis dahin in einer Teichwirtschaft in der Rhön verbracht, dann wurden sie in einem Lkw in Tanks schwimmend nach Brandenburg gefahren. Die Wunden und Verkümmierungen erlitten sie im Kampf mit Artgenossen oder an den Rändern der engen Betonbecken, in denen sie vor dem Transport gehalten wurden.

Eras, der an diesem Tag angeln wollte, wie es sich die Gesellschaft wünscht, nämlich ganz natürlich, hätte aus der Brandenburger Wildnis wohl eine Zuchtforelle wie aus dem Supermarkt mit nach Hause gebracht.

Zweite Luft

Rauchen ist tödlich: Das können selbst die Zigarettenhersteller nicht mehr leugnen. Also haben sie einen milliardenschweren Plan entwickelt, um ihr Image zu retten – und ihre Gewinne. In den kommenden Wochen entscheidet sich, ob die Taktik aufgeht

Von Till Krause, SZ-Magazin, 16.02.2018

Es hätte sein Abend werden sollen, sein großer Auftritt, doch Alexander Nussbaum, der Mann, der für den Marlboro-Hersteller Philip Morris die Zukunft einzuläuten hat, steht allein in der Ecke. Er hat in ein Tagungshotel in Frankfurt geladen, zu einem »wissenschaftlichen Austausch«, bei dem er eine Revolution präsentieren wollte: Wir, die Tabakfirmen, sind jetzt die Guten. Philip Morris wolle der Gesellschaft dabei helfen, von der Zigarette loszukommen. Bloß ist kaum jemand gekommen, um Nussbaum zuzuhören, jedenfalls keine Wissenschaftler. Nur ein paar Blogger und Journalisten sitzen im Publikum, neben Mitarbeitern von Philip Morris und der PR-Agentur Brunswick, die außer Tabakfirmen auch Rüstungs- und Chemiekonzerne in Imagefragen berät. Nussbaum war mal Wissenschaftler, er wurde von Philip Morris angestellt, um andere Wissenschaftler von der rauchfreien Zukunft der Tabakindustrie zu überzeugen. Dafür sagt er Sätze, für die ein Tabaklobbyist vor einigen Jahren wohl hochkant rausgeflogen wäre: »Ich bin total gegen das Rauchen, habe nie geraucht, finde den Geruch in der Kleidung schrecklich.« Sein Vater sei durch das Rauchen schwer krank geworden, »das Zeug ist hochgiftig und macht süchtig«. Nussbaum ist erst seit 2016 bei Philip Morris, und er hätte, sagt er, das Jobangebot auch fast abgelehnt, doch dann habe er gedacht, er könne als Handlungsreisender in Sachen rauchfreie Zukunft mehr erreichen als ein Forscher im Elfenbeinturm. Werbefiguren haben in der Tabakindustrie Tradition. Das HB-Männchen ertrug den Stress der Wirtschaftswunderjahre nur mit Zigarette, später versprach der Marlboro-Cowboy

Abenteuer und Freiheit. Heute ist Alexander Nussbaum ein Aushängeschild der Branche, und auch er ist eine perfekt auf die Bedürfnisse des Zeitgeistes abgestimmte Werbefigur – irgendwie zweifelnd, irgendwie gesundheitsbewusst und mit einer klaren Botschaft: Rauchen ist ein Problem. Aber zum Glück hat seine Tabakfirma eine Lösung: rauchfreie Zigaretten, modern, batteriebetrieben, schick wie ein Smartphone. Und angeblich viel weniger schädlich. Seit Monaten ist in deutschen Großstädten auf zahllosen Plakatwänden der Tabak verdampfer Iqos von Philip Morris zu sehen. Die Marketingoffensive ist dabei nur der kleine, sichtbare Teil eines großen Plans der Tabakindustrie. Sie ist dabei, einen der aufwendigsten Kämpfe ihrer Geschichte auszutragen. Es geht mindestens um ihre Zukunft. Wenn nicht gar um ihre Existenz.

DAS PROBLEM

Fast überall in der westlichen Welt rauchen immer weniger Menschen. Im Jahr 2000 wurden in Deutschland rund 140 Milliarden Zigaretten verkauft, im Jahr 2017 waren es 75,8 Milliarden. Von den 18- bis 25-Jährigen rauchte Ende der Neunzigerjahre jeder Zweite, heute ist es noch fast jeder Dritte. In Australien, dem Land mit einem der strengsten Tabakverbote der Welt, rauchen nur noch 14 Prozent der Bevölkerung. Dort werden Zigaretten in Einheitspackungen verkauft, die im Wesentlichen aus Schockbildern bestehen und nur klein den Namen der Marke tragen dürfen. Eine Packung Marlboro kostet dort umgerechnet knapp zwanzig Euro. Solche Regeln möchte die Tabakindustrie im Rest der Welt verhindern. Das Image der Tabakbranche ist miserabel. Als vor wenigen Wochen bekannt wurde, dass Volkswagen geheime Abgastests an Affen unternahm, wurde der Autobauer in der New York Times mit der Tabakindustrie verglichen. Die UNO hat Tabakfirmen, gemeinsam mit den Fabrikanten von Landminen, Atomwaffen und Streubomben, im Herbst 2017 aus dem »Globalen Pakt der Vereinten Nationen« ausgeschlossen, einer Art weltweitem Wirtschaftsgipfel. Grund: Ihr Geschäftsmodell laufe dem erklärten Ziel der UN zuwider, »ein gesundes Leben für alle Menschen zu gewährleisten«. Ein anderes Dokument der UNO stellt klar, dass der Konsum von Tabak »eindeutig tödlich« sei. Banken wie BNP Paribas oder der Versicherungskonzern Axa haben angekündigt, nicht mehr in Tabakkonzerne zu investieren. Tabakfirmen verdienen immer noch sehr viel Geld mit Zigaretten. Der Gewinn der fünf größten Konzerne beträgt zusammen rund 35 Milliarden Dollar pro

Jahr. Viele Raucher nehmen hin, dass die Preise für Zigaretten immer weiter steigen. Und es gibt weiter viele lukrative Märkte zu erschließen: Mit Lobbyarbeit und dicken Marketingbudgets drängt die Tabakindustrie in Dritte-Welt-Länder – mehr als achtzig Prozent der Raucher leben in Ländern mit mittlerem bis niedrigem Einkommen. Aber auch dort werden die Regeln strenger, seit die Weltgesundheitsorganisation WHO die Direktive ausgegeben hat, Tabak hart zu regulieren, Werbung zu verbieten und den Einzelverkauf von Zigaretten sowieso, zumal in der Nähe von Schulen. Dagegen wehren sich Tabakfirmen mit aller Macht: Als Togo im Jahr 2013 die Markenlogos von Zigarettschachteln verbannen wollte, drohte Philip Morris mit einer »nicht kalkulierbaren Menge internationaler Schadensersatzklagen«. Weil sich das Land die Prozesskosten nicht leisten konnte, machte die Regierung einen Rückzieher. Während die Tabakindustrie in Entwicklungsländern die Zigarette als Symbol von Freiheit und Wohlstand vermarktet, schickt sie im Westen Leute wie Alexander Nussbaum los, um das Paradoxon logisch erscheinen zu lassen, dass Tabakkonsum eine Lösung für Tabaksucht sein soll. Die Branche ist nicht allein in ihrem Versuch, sich ein besseres Image zu verpassen: Fastfoodkonzerne stellen sich als Familienbetriebe mit regionaler Küche dar. Die Chemieindustrie veröffentlicht Nachhaltigkeitsberichte mit Bildern von unberührter Natur. Waffenkonzern werben mit immer präziserer Lenkmunition, die nur Terroristen töten und zivile Opfer verschonen soll. »Greenwashing« ist der Fachbegriff für solche Kunst des gewinnorientierten Eigenlobs. Doch während sich für fast jedes Produkt noch irgendeine positive Eigenschaft finden lässt – Essen ist notwendig, Chemie braucht jedes Krankenhaus, Pistolen können in den Händen von Polizisten Schlimmeres verhindern –, ist die Zigarette das einzige legale Produkt der Welt, das bei sachgemäßem Gebrauch etwa die Hälfte seiner Nutzer umbringt. Weltweit sterben rund sieben Millionen Menschen pro Jahr an Folgen des Rauchens, in Deutschland sind rund 13 Prozent aller Todesfälle auf Zigaretten zurückzuführen. Unter Marketingfachleuten gibt es den Spruch: Wer Zigaretten verkaufen kann, kann alles verkaufen. Warum also nicht auch die Idee, dass Tabakfirmen jetzt dabei helfen wollen, die von ihr verursachten Probleme zu beheben? Es könnte aus Sicht der Konzerne ein sehr lukratives Geschäft werden: Man verdient an den Rauchern – und an denen, die eigentlich nicht mehr rauchen wollen.

DER PLAN

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

»This changes everything«, das ändert alles, ist der Slogan, mit dem Philip Morris seine Zukunft retten will. Beworben wird ein Gerät namens Iqos, das aussieht wie eine Mischung aus Schwangerschaftstest und Kugelschreiber. Es ist ein sogenannter Tabakerhitzer, in den man eine Art Mini-Zigarette steckt, die auf etwa 350 Grad erhitzt wird. Die soll dabei – anders als eine normale Marlboro – nicht verbrennen, sondern lässt eine Art Dampf entstehen, der zwar Nikotin enthält, aber angeblich weniger Schadstoffe. Es ist das Ergebnis jahrelanger Marktforschung, Philip Morris hat in den letzten zehn Jahren mehr als drei Milliarden Euro in die Entwicklung und Vermarktung investiert. Anders als übliche E-Zigaretten, die in der Regel mit nikotinhaltiger Flüssigkeit befüllt werden, enthalten die Iqos-Sticks Tabak – oder eher: Tabakpulver, das mit Chemie und Wasser gemischt, getrocknet und in Streifen geschnitten wird. Mit Tabakblättern haben die Sticks etwa so viel zu tun wie Chicken McNuggets mit Hähnchenbrustfilets. Und anders als bei den Tausenden E-Zigaretten auf dem Markt, die teils von kleinen Tüftler-Firmen hergestellt werden, kann man bei Iqos die Menge des Nikotins nicht selbst kontrollieren. Es ist das Nespresso-Prinzip: Man ist auf die Portionsgrößen der Firmen angewiesen. Überhaupt scheint Philip Morris sehr genau untersucht zu haben, wie andere Branchen funktionieren: In vielen Städten haben in bester Lage »Iqos Boutiquen« aufgemacht, die schick daherkommen wie Apple-Läden. Entwickelt wurde das Iqos-Gerät in der Schweiz, in einem Glaspalast am Stadtrand von Neuchâtel, rund neunzig Millionen Euro teuer und erst vor wenigen Jahren eröffnet. Für die Entwicklung und Vermarktung von Iqos wurden rund 300 neue Mitarbeiter angestellt – Elektroingenieure, Designer, Fachleute für Batterien. Als Journalist wird man hier von sechs Marketingleuten empfangen, die zunächst herausfinden wollen, ob der Besucher selbst Raucher ist. Ob man das Gerät schon probiert habe? Oder ob man eine Pause wünsche, um draußen ... ein bisschen frische Luft zu schnappen? Im Besprechungsraum im obersten Stock, mit bester Sicht auf See und Alpen, hält dann Moira Gilchrist einen Vortrag, eine hochrangige Managerin. Ihr Job: Politiker und Journalisten auf der ganzen Welt umgarnen mit der Aussage: Wir haben uns gebessert. In ihrer Powerpoint-Präsentation erscheint die alte Welt der Zigaretten nur in verschwommenen Schwarzweißbildern, die Zukunft aber ist hell und bunt, mit lachenden Forscherinnen vor Mikroskopen. Sie sagt: »Mehr als eine Milliarde Menschen auf der Welt rauchen. Natürlich sollten sie aufhören, aber das schaffen eben

nur die wenigsten.« Und darum biete man jetzt eben Produkte an, die weniger schädlich sein sollen. Dass die eine Milliarde Raucher auf der Welt großteils das Ergebnis des aggressiven Marketings der Tabakindustrie ist, lässt Gilchrist unerwähnt. Spricht man sie darauf an, weicht sie aus: Es gehe hier doch um eine Lösung des Problems. Außerdem würden Tabakfirmen keine Werbung machen, um Menschen zum Rauchen zu bewegen – sondern nur, um Menschen, die eh rauchen, die eigene Marke näher zu bringen. Überhaupt wolle man das Marketing künftig vor allem auf Iqos konzentrieren, zumindest in Europa. Das lässt sich die Firma einiges kosten, aber man erwarte dafür auch ein Entgegenkommen der Behörden. Weniger Steuern zum Beispiel. In Deutschland hat Philip Morris damit bisher Erfolg. Denn steuerlich betrachtet ist Iqos eine Pfeife. Ein Steuerschlupfloch: Tabak, den man nur mit einem Hilfsgerät rauchen kann, wird in Deutschland als Pfeifentabak versteuert. Und das gilt auch für die Tabaksticks des Iqos-Gerätes. Pro Packung mit einem Ladenpreis von sechs Euro fallen so nur 88 Cent Tabaksteuer an. Bei einer Schachtel Zigaretten müssen beim gleichen Preis 3,26 Euro abgeführt werden. Die Welt am Sonntag hat berechnet, dass dem Staat durch diese Differenz bis zu 500 Millionen Euro an Tabaksteuer pro Jahr entgehen könnten. Moira Gilchrist ist jetzt in Fahrt und stellt Fragen, die zeigen, worum es Philip Morris geht: Gelten die strengen Nichtrauchergesetze überhaupt für ein Produkt, das nach Ansicht von Philip Morris keinen Rauch produziert, sondern etwas, das die Firma »nikotinhaltiges Aerosol« nennt? Rauchen sei wie Autofahren, sagt einer ihrer Kollegen: Unfälle gebe es nun mal, leider, leider, aber es sei doch besser, wenn man einen Gurt trage. Im Laufe der Recherche wird das Rauchen von den Tabakfirmen mit Kaffeetrinken verglichen (»schmeckt auch am Anfang komisch«), mit Bier (»auch nicht gerade gesund, aber Brauereien wird nicht so viel verboten«), mit Sex (»nicht ungefährlich für die Gesundheit, aber mit Kondom gleich viel sicherer«). In Präsentationen von British American Tobacco sind E-Zigaretten oft neben Chips und Fastfood zu sehen. Solche Vergleiche sind mit Bedacht gewählt. Als der Nachrichtenagentur Reuters kürzlich interne Dokumente von Philip Morris zugespielt wurden, war darunter auch ein Merkblatt über die Firmenstrategie für die nächsten zehn Jahre. Ein wichtiger Begriff steht ganz oben, in Großbuchstaben und unterstrichen: Normalisierung. Die Produkte sollen künftig wieder als etwas Normales ange sehen werden – damit auch die Firma wieder als »vertrauenswürdiger und unabkömmlicher

Partner« für Medien und Politik aufgebaut werden kann. Dabei geht es um viel mehr als nur um Sympathie. Die Tabakfirmen nutzen die angeblich gesünderen Produkte, um gesellschaftlich nicht endgültig im Abseits zu landen. Die WHO schreibt in ihrem Bericht zur Tabakkontrolle, dass die Tabakindustrie »aktiv daran arbeitet, den politischen und legislativen Prozess zu kapern«. Ihre Empfehlung: Politiker sollten so wenig wie möglich mit der Tabakwirtschaft reden. Tabakfirmen mussten in den vergangenen Jahren mit ansehen, wie sie aus wichtigen Gremien ausgeschlossen wurden, sie mussten ihre Schachteln mit Schreckensbildern bedrucken und 2017 in den USA eine Werbekampagne finanzieren, um sich für die Lügen der Vergangenheit zu entschuldigen. Die Industrie, die mit Freiheit und Selbstbestimmung wirbt, muss dabei zu sehen, wie sie immer weniger bestimmen darf. Um in der Öffentlichkeit als geläutert wahrgenommen zu werden, greifen Firmen gern auf einen Verkleidungstrick zurück. »Wenn eine Firma keine gute Reputation hat, bringt sie neue Ideen oft unter einem anderen Namen heraus, das nennt sich Markenspaltung«, sagt Ansgar Zerfuß, Professor für Unternehmenskommunikation an der Universität Leipzig. Dabei werde eine neue Marke aufgebaut und der alte, vorbelastete Firmenteil einfach in Ruhe gelassen – »wie bei einer Bad Bank, bei der faule Kredite landen«. Die Tabakfirmen haben Abteilungen aufgebaut, die sich nur um die angeblich harmloseren Produkte kümmern und auf jede Kritik am Mutterkonzern erwidern können: Dafür bin ich nicht zuständig, mein Team ist Teil der Lösung, nicht Teil des Problems. Den Namen Philip Morris sucht man auf den Iqos-Plakaten vergeblich. In den USA hat sich die Firma sogar ganz umbenannt: Nachdem Philip Morris von einem Gericht in San Francisco zu Schadenersatzzahlungen von mehr als fünfzig Milliarden Dollar verurteilt wurde, heißt die Firma dort seit 2003 »Altria«. Dieses Prinzip schlägt sich auch im internen Handbuch für Social-Media-Mitarbeiter für Iqos nieder, das auf 51 Seiten genau beschreibt, wie die Marke bei Facebook oder Twitter präsentiert werden darf. Darin steht: Kümmert euch nicht um Philip Morris, wir sprechen nur über Iqos. Reaktionen von Tabakgegnern und Sätze wie »Fick dich, Philip Morris« sollen die Internet-Teams ignorieren. Das Handbuch macht auch klar, wie eng man sich an der Grenze des Erlaubten bewegt: »Eigentlich dürfen wir als Tabakfirmen keine Werbung im Internet machen«, heißt es dort, »wir bewegen uns hier auf einem Minenfeld«.

LÜGEN UND WAHRHEIT

Kaum ein Wirtschaftszweig hat die Öffentlichkeit so belogen wie die Tabakindustrie. Jahrzehntlang hieß es: Lungenkrebs? Lässt sich nicht so einfach aufs Rauchen zurückführen. Passivrauchen? Ungefährlich. Als ein amerikanischer Untersuchungsausschuss 1994 die Chefs der sieben größten US-Tabakkonzerne fragte, ob Rauchen süchtig mache, antworteten alle mit Nein. Obwohl sie es besser wussten. Und auch die Strategie, von »risikoreduzierten Produkten« zu sprechen, ist nicht neu. Als ein Tüftler aus Pennsylvania 1963 einen batteriebetriebenen Tabak-Verdampfer vorstellte, wollten Tabakfirmen damit nichts zu tun haben. Warum auch? Der Markt mit Zigaretten florierte. Wer es lieber gesünder möge, könne ja Filterzigaretten rauchen. Als in den Siebzigerjahren immer mehr Details zur Schädlichkeit des Rauchens bekannt wurden, spielte die Industrie ihren nächsten Trumpf aus: Die angeblich harmloseren Light-Zigaretten – die aber, ähnlich wie VWs Schummeldiesel, nur beim maschinellen Abrauchen im Labor geringere Mengen an Teer frei gaben. Echte Raucher inhalierten den Rauch tiefer – was die Firmen lieber nicht erwähnten. Seit 2003 ist in der EU die Bezeichnung »light«, ebenso wie »leicht« oder »mild«, im Zusammenhang mit Zigaretten als irreführende Werbung verboten. Was in Zeiten von Donald Trump als »alternative Fakten« bezeichnet wird, hat bei der Tabakindustrie lange Tradition. Man nennt es »Denialism«: das geschickte Säen von Zweifeln. Könnte nicht alles auch ganz anders sein? Hat Krebs nicht viele Ursachen? Das schafft Verwirrung und soll bei den Kunden das Gefühl hervorrufen: Solange nicht hundertprozentig klar ist, was wirklich schadet, muss niemand sein Verhalten ändern. Setzt sich dann irgendwann die Wahrheit durch, geben die Tabakfirmen zu: Ja, wir haben vielleicht Fehler gemacht, aber das ist lange her, jetzt sind wir geläutert. Im September 2017 ging eine Website online, die auf den ersten Blick wirkte wie eine der zahlreichen Organisationen, die sich weltweit gegen Tabak einsetzen: »Foundation for a Smoke-Free World«, geführt von Derek Yach, einem ehemaligen Leiter der Tabakkontrolle bei der WHO und prominenten Tabakgegner. Erst wer sich die Organisation genauer ansah, merkte, wer sie finanziert: Philip Morris ist mit achtzig Millionen Dollar pro Jahr der wichtigste Sponsor. Früher wäre das vielleicht verschwiegen worden, heute erklärt die Stiftung noch vor ihrem Arbeitsbeginn: Man sei »komplett unabhängig« vom Tabakkonzern. Für Yach ist es nicht das erste Mal, dass er auf die Seite derjenigen wechselt, die er früher kontrollieren sollte. Bei der WHO war er auch für die Regulierung zuckerhaltiger Lebensmittel

zuständig, bevor er Lobbyist für Pepsi wurde. Früher zogen Firmen ihre Gegner vor Gericht, heute geben sie ihnen einen Arbeitsvertrag. Ob sie dann einen guten Job machen oder nicht, scheint erst mal nicht so wichtig. Erwähnt man den Namen des nichtrauchenden Tabaklobbyisten Alexander Nussbaum bei Staatssekretären oder seriösen Wissenschaftlern, verdrehen sie die Augen: Der Typ dränge sich auf, verstopfe Postfächer mit Studien der Tabakindustrie, wiederhole gebetsmühenhaft die Werbesprüche von Philip Morris und sei deshalb bei wissenschaftlichen Kongressen unerwünscht. Und auch die »Stiftung der rauchfreien Welt« kommt nicht besonders gut an: Ende Januar 2018 veröffentlichten die wichtigsten Universitäten der USA eine Erklärung, in der sie jede Art von Zusammenarbeit mit der Stiftung ausschließen. Der Grund: Die Tabakindustrie vermarkte ihre tödlichen Zigaretten weiter aggressiv in alle Welt, auch an Kinder, und folge einer Tradition, mit ihrer »Forschung« die Öffentlichkeit zu verwirren, um die Interessen der Firmen voranzubringen. Das Wort »Forschung« steht in der Erklärung tatsächlich in Anführungszeichen.

DIE WISSENSCHAFT

Die Labore von Philip Morris in Neuchâtel glänzen und funkeln. »Jeder Professor wäre neidisch auf unsere Arbeitsbedingungen«, sagt Moira Gilchrist, die Journalisten gern durch die Stockwerke voller modernster Testgeräte führt. Hier entstehen die Studien, mit denen der Tabakkonzern zeigen will, seine neuen Rauchgeräte seien viel weniger schädlich als Zigaretten. »Unsere Messdaten sind alle öffentlich«, sagt Gilchrist, »jeder kann sie kontrollieren.« Doch welcher Forscher an einer notorisch klammen Universität bekommt ein Budget bewilligt, um die aufwendigen Versuche der Tabakfirmen zu prüfen? Und nicht alle Versuche will der Konzern öffentlich zeigen: Seine Tierversuche hat Philip Morris in ein Labor nach Singapur ausgelagert, wo 2013 knapp 200 Ratten Zigarettenrauch und den Qualm von Iqos-Geräten einatmen mussten. Fünfzehn Tiere starben während der Versuche. Alle Ratten wurden seziert und ihre Organe in ein Testlabor nach Hamburg geschickt. Früher hat die Tabakindustrie auch in Köln Tierversuche gemacht, bis ein Tierschutzgesetz vor dreißig Jahren solche Experimente in Deutschland verboten hatte. Auch an Menschen hat Philip Morris untersucht, wie sich das Rauchen von Iqos auswirkt. Ergebnis: Man atme viel weniger Schadstoffe ein als bei Zigaretten, was ein erheblich geringeres Risiko bedeuten könnte,

durch das Rauchen krank zu werden. Doch ehemalige Mitarbeiter von Philip Morris haben gegenüber dem Nachrichtenportal Reuters Vorwürfe gegen die Glaubwürdigkeit dieser Untersuchungen erhoben. Mal überstieg die untersuchte Urinprobe die Menge an Urin, die ein Mensch überhaupt produzieren kann – Philip Morris sagte dazu, es seien besonders große Männer getestet worden. Mal sollen es die Forscher mit Wissenschaftlern zu tun gehabt haben, die kaum Englisch sprachen und die Anweisungen der Firma nicht verstanden. Viele Studien der Tabakindustrie erscheinen in wissenschaftlichen Journalen mit zweifelhaftem Ruf. Die Publikation *Regulatory Toxicology and Pharmacology* hat eine Sonderausgabe zu Iqos herausgebracht, darin ist ausschließlich Forschung von Philip Morris publiziert. Das Journal wird vom ehemaligen Krebsforscher Gio Gori geleitet, der als Berater der Tabakindustrie zwischen 1976 und 1999 mehrere Millionen Dollar verdient hat und 1987 einen Artikel für die Industrie verfasste, in dem er behauptete, Rauchen könne Krankheiten verhindern und die Lebenserwartung erhöhen. Viele angesehenen Journale lehnen Studien der Tabakindustrie grundsätzlich ab – was die Tabakfirmen nutzen, um sich als Opfer übertriebener Regulierung darzustellen. »Wir wollen doch nur einen normalen wissenschaftlichen Dialog führen«, sagt Alexander Nussbaum, der nicht rauchende Lobbyist der Tabakindustrie. »Aber man macht es uns schwer.« Stanton Glantz, Medizinprofessor und Leiter des angesehenen Instituts für Tabakkontrolle an der University of California in San Francisco, verfolgt die Methoden der Tabakindustrie seit mehr als dreißig Jahren. Wenn man ihn nach den Studien der Tabakfirmen fragt, lacht er am Telefon: »Denen kann man kein bisschen trauen.« Die Firmen hätten sich nur eine neue Taktik zugelegt. »Wallpapering« nennt Glantz diese Methode, Tapezieren: Die Öffentlichkeit so lange mit Studien und Daten zukleistern, bis niemand mehr durchblickt. In Deutschland hat das Bundesamt für Risikobewertung stichprobenartig einige Studien von Philip Morris geprüft. Weil die Behörde sich aber bisher keines der Testgeräte für E-Zigaretten leisten kann, musste man ein befreundetes Institut um Amtshilfe bitten, das so ein rund 35 000 Euro teures Gerät besitzt. Und während Philip Morris allein in der Schweiz rund 400 Wissenschaftler beschäftigt, hat das Team des Bundesamtes zur Kontrolle der Tabakkonzerne drei Mitarbeiter. Sie kamen zu dem Schluss: Die von ihnen kontrollierten Messungen von Philip Morris sind so weit in Ordnung, der im Labor messbare Dampf enthalte weniger Schadstoffe als eine

Zigarette. Kaum waren diese Ergebnisse öffentlich, verschickte Philip Morris eine Pressemeldung. Diese Untersuchung sei ein »Meilenstein«, da die Daten der »jahrelangen Forschungsaktivität von Philip Morris in Deutschland erstmals von unabhängiger Seite überprüft und bestätigt« wurden. Das ist ein Musterbeispiel für die Art, wie kreativ Tabakfirmen mit der Wahrheit umgehen. Denn das Amt hatte nur die Daten geprüft und bestätigt, nicht aber die Rückschlüsse, die Philip Morris daraus zieht. »Neunzig Prozent weniger Schadstoffe im Dampf heißen nicht, dass man auch neunzig Prozent weniger Schadstoffe aufnimmt«, sagt Frank Henkler-Stephani, der Leiter der Untersuchung. Es könne ähnlich sein wie bei den Light-Zigaretten, die im Labor auch harmloser wirkten als in den Lungen der Raucher. »Weil der Dampf von Iqos trotz allem eine gefährliche Substanz ist, die sogar das Erbgut verändern kann, wird unser Amt den Konsum nicht empfehlen und Iqos auch nicht als Produkt mit reduziertem Risiko einstufen.« Es komme nicht darauf an, ob die Daten stimmen. Wichtig sei, was diese Daten bedeuten. Dass Tabakfirmen sich selbst als wissenschaftliche Instanzen inszenieren, ist ein schlauer Zug. Denn so haben sie die Beweislast umgedreht: Früher mussten sie die Menschen davon überzeugen, dass ihre Zigaretten nicht so schädlich sind, wie seriöse Forscher sagen. Bei den neuen Produkten ist es nun umgekehrt: Da sollen seriöse Wissenschaftler den Beweis liefern, dass der Dampf schädlicher ist, als die Tabakfirmen behaupten. 2017 hat Philip Morris bei der US-Aufsichtsbehörde für Lebensmittelsicherheit FDA einen Antrag gestellt, um Iqos in den USA verkaufen zu dürfen. Dort ist Iqos, anders als in Europa und Japan, noch nicht erhältlich. Die FDA fällt eine der wichtigsten Entscheidungen für die Industrie seit Jahrzehnten. Denn die Firma will das Gerät nicht nur verkaufen dürfen, sondern es auch als weniger schädlich bewerben. Wenn die Tabakindustrie damit Erfolg haben sollte, könnte sie damit sehr viel Geld verdienen. Der Antrag soll mehr als zwei Millionen Seiten dick sein, ausgedruckt wären das über 3000 Aktenordner. Er besteht hauptsächlich aus Studien, viele davon hat die FDA im Internet veröffentlicht. »Ich habe einige der Berechnungen geprüft und festgestellt, dass Philip Morris sich widerspricht«, sagt Glantz, der Professor aus San Francisco. Entscheidend seien nicht die Laborwerte, sondern die klinischen Versuche, die Iqos-Raucher und Konsumenten normaler Zigaretten mit einander vergleichen. Bei diesen Gesundheitstests wurden unter anderem Blutwerte und Lungenfunktion untersucht. Das Ergebnis: »Die Unterschiede sind statistisch nicht

nachweisbar«, erklärt Glantz. Er hat vor einigen Wochen einen Artikel dazu auf der Website seiner Universität veröffentlicht und an die FDA geschickt, die Überschrift: »Philip Morris versteckt Daten über die Gesundheitsgefahr vor unser aller Augen«. Widerspruch der Firma kam bisher nicht. Glantz ist sich sicher, dass auch E-Zigaretten und Tabakverdampfer streng reguliert werden müssen: »Dass elektronische Zigaretten oder Tabakerhitzer schädlich sind, ist unbestritten. Es geht nur darum, wie schädlich sie sind.« Erste seriöse Studien kommen zum Ergebnis: Man atmet damit weniger krebserregende Stoffe wie Teer oder Benzol ein als bei normalen Zigaretten. Dafür könnte es andere Schadstoffe geben, die durch das Erhitzen entstehen – oder dadurch, dass Kunden ihre Geräte nicht richtig säubern. Da Langzeitstudien fehlen, kann momentan niemand sicher sagen, wie sich der Konsum von erhitztem Tabak und E-Zigaretten langfristig auf den Menschen auswirkt. Auch die gesellschaftlichen Folgen sind unklar. Eine aktuelle Untersuchung legt nahe, dass E-Zigaretten Menschen eher davon abhalten, ganz mit dem Rauchen aufzuhören. Und erst vor wenigen Wochen hat eine große Studie der US-Gesundheitsbehörde gezeigt, dass E-Zigaretten Jugendliche zum Rauchen verführen können. Tabakfirmen bestreiten das vehement. Doch British American Tobacco verkauft bereits eine E-Zigarette namens »Pebble«, die bunt und knubbelig aussieht wie ein cooles Spielzeug. Die darin verdampfte Nikotinlösung gibt es neben der Sorte »Goldener Tabak« auch in der Geschmacksrichtung »Sanfte Vanille«.

DIE ENTSCHEIDUNG

Ob das Kalkül der Tabakfirmen aufgeht, wird sich bald zeigen. Denn weltweit stehen wichtige Entscheidungen an, wie mit den neuen Produkten umgegangen wird. Sind sie so zu regulieren wie Zigaretten? Werden sie von Werbeverboten ausgenommen? Und sollten sie – wie zwei Lobbyisten von Philip Morris bei einem Treffen mit EU-Beamten im März 2017 forderten – sogar von der Tabaksteuer befreit werden? Die Entscheidungen werden auch davon abhängen, welches Narrativ sich am Ende durchsetzen wird: das der Industrie, die von sich behauptet, ihre Fehler einzusehen und sich bessern zu wollen – oder das der Tabakgegner, die der Branche eine Doppelmoral unterstellen, wenn sie sich eine »rauchfreie Zukunft« auf die Fahnen schreibt, aber gleichzeitig die Welt mit Zigaretten versorgt. Momentan verfängt

teilweise eher die erste Geschichte: Während die Firmen mit ihren neuen Produkten und Marketingstrategien in den Markt drängen, müssen ihre Gegner sich noch sortieren. Auf der deutschlandweit größten Konferenz für Tabakkontrolle des deutschen Krebsforschungsinstituts in Heidelberg trafen sich im Dezember 2017 auch Anti-Raucher-Initiativen. Manche von ihnen wirken wie aus der Zeit gefallen. Die Postkarten, die sie verteilen, warnen vor den Gefahren antiker Zigarettenmarken wie Reval und HB. Auf der Rückseite stehen noch die vierstelligen Postleitzahlen der BRD, die 1993 abgeschafft wurden. Mit E-Zigaretten habe man sich noch nicht befasst, sagt ein freundlicher älterer Herr am Ausstellungsstand, »aber gut, wenn die Firmen sich zumindest ein bisschen bessern wollen«. Doch nicht alle sind so naiv. Die deutsche Organisation Unfairtobacco ist bestens vernetzt und wirbt für eine harte Position gegen die Tabakfirmen, egal ob sie Zigaretten, Kautabak oder E-Zigaretten verkaufen. Auch die mächtige Stiftung von Bill und Melinda Gates hat sich dem Kampf gegen Tabak verschrieben. Um den Gegnern möglichst weit voraus zu bleiben, werden die Tabakfirmen vor allem die nächsten Monate nutzen. Schnell noch viel Werbung machen, viele Politiker treffen – gerade in Deutschland, das als sehr tabakfreundliches Land gilt und 14 Milliarden Euro pro Jahr an Tabaksteuer einnimmt. Deutschland ist das einzige Land in Europa, in dem Plakatwerbung für Zigaretten noch erlaubt ist. Obwohl die Bundesregierung ein Werbeverbot für Zigaretten bereits beschlossen hatte, wurde die Umsetzung im Bundes tag bisher blockiert. Unter anderem mit der Begründung, dass Menschen beim Warten auf den Bus dann im Regen stehen müssten, weil sich die Kommunen ohne das Geld durch Tabakwerbung keine überdachten Bushaltestellen leisten könnten. British American Tobacco zeigte 2017 sogar Fernsehwerbung für seine E-Zigaretten im Abendprogramm auf den wichtigsten deutschen Privatsendern. Fernsehwerbung für Tabak ist seit mehr als vierzig Jahren verboten – für Geräte, die nikotinhaltige Flüssigkeit verdampfen, gibt es solche Regeln noch nicht. Ein weltweiter Trend: In Kolumbien ließ Philip Morris auf einem Musikfestival einen großen Iqos-Luftballon steigen, obwohl in dem Land Tabakwerbung verboten ist. Auf Beschwerden hin erklärte das Unternehmen, man werbe nicht für die Tabaksticks, sondern nur für das Gerät, und das enthalte keinen Tabak. Es ist ein ungleicher Kampf: Während jedes Land eigene Regeln zur Tabakkontrolle hat, verfolgen Tabakkonzerne eine weltweite Strategie. Sie wollen den

Präzedenzfall schaffen, in einem Land ihre neuen Produkte möglichst konzernfreundlich verkaufen zu dürfen, damit andere Länder nachziehen. In den USA geht diese Taktik bisher nicht so gut auf. Ende Januar 2018 präsentierte Philip Morris nun seine Forschung vor Sachverständigen der Behörde FDA, damit Iqos auch in den USA zugelassen wird. Es war eine dramaturgisch perfekte Kurzfassung des zwei Millionen Seiten langen Antrags. Ein Mann namens Antonio Ramazzotti präsentierte Daten aus den Nutzerbefragungen und versprach: Die Zahl der jungen Nichtraucher, die Iqos probieren wollen und damit zu neuen Kunden von Philip Morris werden, liege nur zwischen einem und drei Prozent. Er wiederholte das Mantra: Wir verkaufen nur an Menschen, die schon rauchen, und wollen mit Iqos niemanden zum Rauchen zu verführen. Am Ende hielt Moira Gilchrist, die Frau aus Neuchâtel, einen Vortrag voller Pathos: Mit Iqos sei ein bedeutsamer Wandel möglich. »Es ist vielleicht nicht perfekt, aber die Zulassung braucht auch keine Perfektion, sondern Fortschritt. Und dieser Chance darf man sich nicht verschließen.« In der Fragerunde kam ein Behördenmitarbeiter auf den Fund von Stanton Glantz zu sprechen, wonach sich in der Statistik kein Unterschied zwischen Iqos und normaler Zigarette finden lässt. Die Antwort eines Philip-Morris-Sprechers: Schwierige Frage, man sei kein Statistiker und könne dazu nichts Genaueres sagen. Am Ende stimmten die Sachverständigen dagegen, dem Chef der Behörde eine Zulassung von Iqos als risikoreduziertes Produkt zu empfehlen. Noch ist alles offen, der Behörden-Chef wurde erst kürzlich von Donald Trump ernannt und gilt als eher industriefreundlich. Eine endgültige Entscheidung soll in ein paar Wochen fallen. Bisher ist die Trump-Regierung nicht durch eine harte Gangart gegenüber der Tabakbranche aufgefallen. Ende Januar musste die Republikanerin Brenda Fitzgerald als Chefin der Gesundheitsbehörde CDC zurücktreten. Sie hatte kurz nach ihrer Ernennung Tabak-Aktien gekauft – also auf den Erfolg einer Branche spekuliert, die sie regulieren sollte. In Deutschland ist vieles noch offen. Es könnte sein, dass die Firmen hier mehr Erfolg haben. Denn die neuen Zigaretten sprechen ein modernes Bedürfnis des Menschen an, das hierzulande besonders ausgeprägt zu sein scheint – Veränderung spüren, ohne etwas zu verändern. Obwohl die Menschen wissen, wie schädlich Autoabgase sind oder wie gefährlich das Rauchen ist: Am liebsten ist vielen ein Software-Update oder eben eine Zigarette, dank

der man in Ruhe weiterräumen kann. Eine technische Lösung für ein gesellschaftliches Problem.